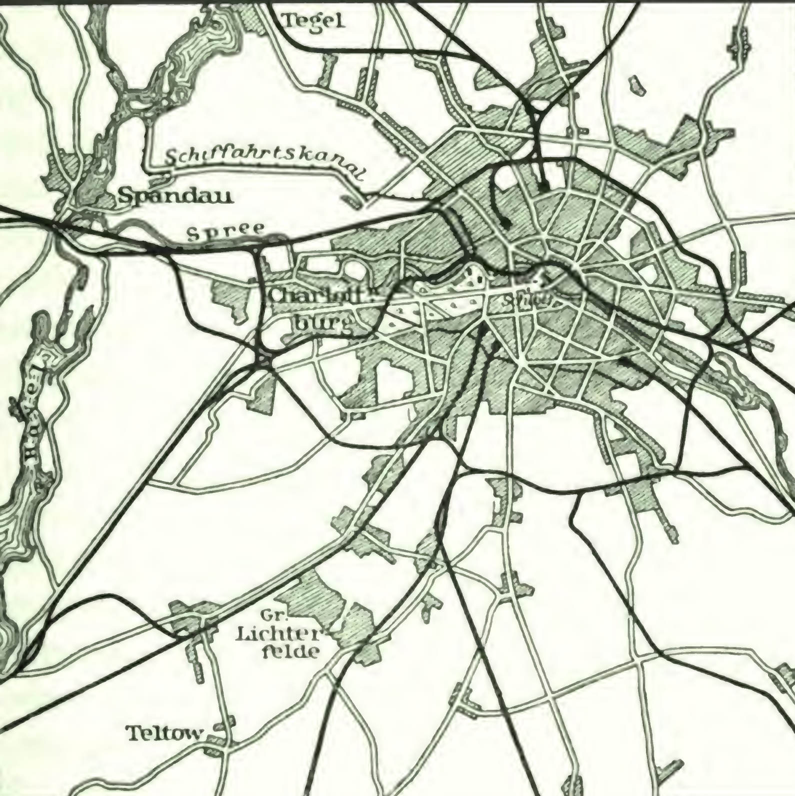
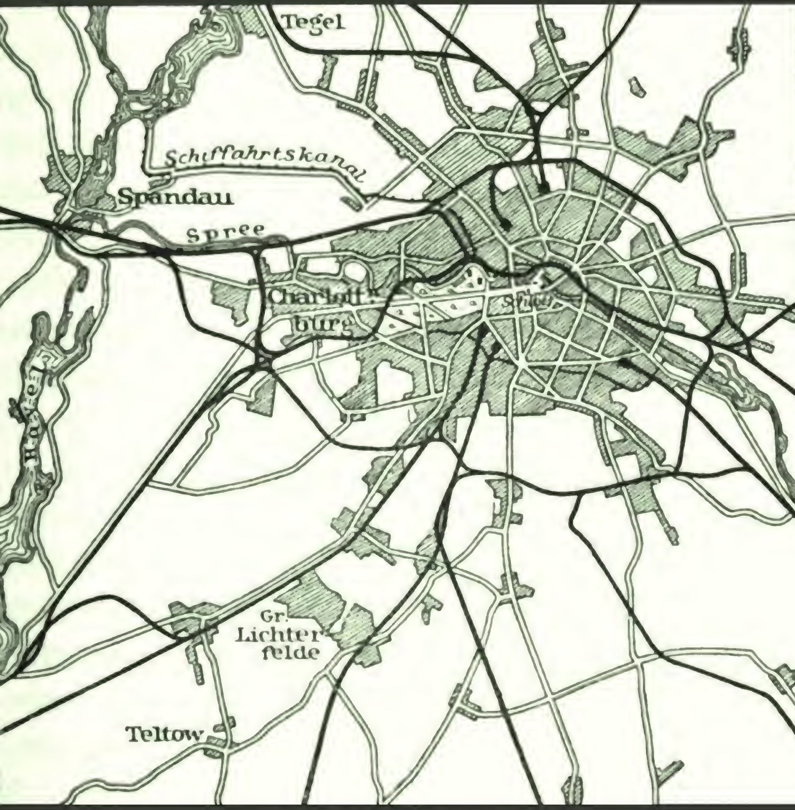


Die grossstadt

Karl Bücher, Friedrich Ratzel, Georg von Mayr, Waentig Heinrich, Georg Simmel, Theodor ...



Die grossstadt

Karl Bücher, Friedrich Ratzel, Georg von Mayr, Waentig Heinrich, Georg Simmel, Theodor ...

Die Großstadt

Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung

von

K. Bücher in Leipzig
F. Ratzel in Leipzig
G. v. Mayr in München
H. Waentig in Münster
G. Simmel in Berlin
Th. Petermann in Dresden
D. Schäfer in Heidelberg

Dresden ⸰ v. Zahn & Jaensch ⸰ 1903

Jahrbuch

der

Gehe-Stiftung

zu

Dresden.

Band IX.



Dresden
v. Zahn & Jaensch
1903.

Die Großstadt.

Vorträge und Aufsätze

zur

Städteausstellung

von

K. Bücher, F. Ratzel, G. v. Mayr, H. Waentig,
G. Simmel, Th. Petermann und D. Schäfer.

Gehe-Stiftung zu Dresden

Winter 1902—1903.

Dresden
v. Zahn & Jaensch
1903.

Inhalt.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Nach dem den Einzelvorträgen der Gehestiftung im Winter 1902/03 zu Grunde gelegten Plane sollten die ersten drei derselben die Ursprünge, den Schauplatz und das Personal des Großstadtlebens behandeln und die drei folgenden der Erörterung der wirtschaftlichen, geistigen und politischen Bedeutung der Großstädte gewidmet sein.

Da jedoch die geistreichen Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Simmel über die Großstädte und das Geistesleben vielmehr den Einfluß der Großstädte auf das Geistesleben des einzelnen Großstädters als die geistigen Kollektivkräfte der Großstädte und deren Kollektivwirkungen zum Gegenstand hatten, entstand eine Lücke in der Durchführung des ursprünglichen Programms, zu deren bestmöglicher Ausfüllung, mit Zustimmung des wissenschaftlichen Ausschusses, der Verfasser des Aufsatzes „Die geistige Bedeutung der Großstädte" vom Direktorium ermächtigt wurde.

Daß derselbe, um den Druck nicht aufzuhalten, in drängender Eile niedergeschrieben werden mußte, wolle bei ihrer Beurteilung freundlichst in Betracht gezogen werden.

Die wiederholte Berührung mancher Punkte in mehreren Vorträgen war teils durch die Entstehungsweise des Ganzen, teils durch die Natur der Sache unvermeidlich.

Dresden, im März 1903.

Th. Petermann.

Die Großstädte

in Gegenwart und Vergangenheit

von

Dr. Karl Bücher,

ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig.

Im nächsten Frühjahr wird die Stadt Dresden eine Ausstellung in ihren Mauern sehen, die vor mancher anderen Ausstellung den Vorzug haben wird, neu und zugleich nützlich zu sein. Neu insofern, als es sich um Veranschaulichung der Fortschritte in einem Bereiche unserer modernen Kulturentwicklung handelt, der in dieser Zusammenfassung noch nicht zur Darstellung gebracht worden ist, nämlich die Einrichtungen unseres großstädtischen Lebens, und nützlich deshalb, weil von ihr zweifellos die fruchtbarsten Anregungen ausgehen werden auf einem Gebiete, auf welchem zwar zahlreiche vereinzelte Erfahrungen vorliegen, eine planmäßige Verwertung derselben und die Aufstellung von Grundsätzen für zielbewußtes Handeln aber nur selten versucht worden ist.

Die Gehe-Stiftung hat die deutsche Städteausstellung von 1903 durch eine Reihe von Vorträgen vorzubereiten gewünscht, welche den gleichen Gegenstand von verschiedenen Seiten betrachten sollen. Sie kommt damit dem Bedürfnisse nach Vertiefung des Ausstellungswesens entgegen, das sich in neuerer Zeit in verschiedener Weise zu erkennen gegeben hat und handelt zugleich im Sinne ihres Stifters, dem die Stadtgemeinde und ihre Selbstverwaltung besonders am Herzen lagen. Was sind die Großstädte, die im letzten Jahrhundert an Zahl wie an Volksmenge in so überraschender Weise zugenommen haben, in der allgemeinen Kulturentwicklung? Worin besteht ihr eigentliches Wesen? Auf welche Ursachen läßt sich ihr fabelhaftes Wachstum in allen Kulturstaaten zurückführen?

Welche Bedeutung haben sie materiell und ideell für Gegenwart und Zukunft der Nationen? Wie müssen sie eingerichtet sein, um ihre Aufgabe würdig zu erfüllen? Diese und ähnliche Fragen werden in einer Weise, wie sie geläutertes wissenschaftliches Nachdenken an die Hand giebt, hier vor Ihnen erörtert werden.

Vielleicht könnten solche Erörterungen vor einer aus Großstädtern bestehenden Zuhörerschaft überflüssig erscheinen. Aber gerade der Großstadtmensch, der ja schon eine besondere Species der Gattung homo sapiens bildet, hat in der Unruhe und Hast seines Daseins nur selten einmal Zeit und Lust, sich auf sich selber zu besinnen und aus dem drängenden Gewühl und Lärm des Tages sich auf einen stillen überschauenden Standpunkt zu retten. Die ganze großstädtische Entwicklung, die wir mit erlebt haben, ist in zu unerwarteter, stürmischer Weise über uns gekommen, als daß unsere Zeit schon volle Klarheit über ihr Wesen und ihre Bedeutung haben könnte. Reichen doch ihre Anfänge kaum weiter zurück als das Leben der älteren in der jetzigen Generation. Vor hundert Jahren hatte im Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches nur eine Stadt mehr als 100000 Einwohner (Berlin), und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Dresden zählte damals kaum 40000, Leipzig 30000 und Chemnitz 8000 Einwohner. Um 1850 war die Zahl der Städte mit über 100000 Einwohnern in Deutschland erst auf 5 gestiegen, hauptsächlich durch innern Zuwachs; 1870 gab es ihrer 8, und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts: 1880 15, 1890 26 und 1900 33.

Wenn wir nur die Städte mit mehr als 100000 Einwohnern zu den Großstädten rechnen, so war 1850 unter 38 Deutschen ein Großstädter, 1870 einer unter 20, 1880 unter 13; 1890 aber war schon jeder 8. und 1900

jeder 6. Mensch ein Großstadtbewohner. Es ist bekannt, daß die gleiche Entwicklung sich noch früher als in Deutschland in Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien vollzogen hat, daß sie alle Kulturstaaten umfaßt und daß sie in Kolonialländern, speciell in den Vereinigten Staaten von Amerika, noch viel rascher verläuft als bei uns in Europa. Am weitesten vorgeschritten ist sie in England, wo schon 1891 nicht weniger als 32 Prozent der Bevölkerung in Städten mit über 100000 Einwohnern lebten, 21,7 Prozent in Städten von 20—100000 Einwohnern und nur noch 28 Prozent in ländlichen Distrikten.

Es ist kein Zweifel, in allen diesen Ländern häuft sich die Bevölkerung immer mehr an einzelnen Punkten an. Aber man wird den Vorgang, der sich hier abspielt, doch nur sehr ungenau kennzeichnen, wenn man von einer „Urbanisierung", einer Verstadtlichung der Kulturmenschheit redet. Was die Bevölkerung der neueren Staaten vor früheren Jahrhunderten voraus hat, das ist der Umstand, daß sie als Ganzes schon seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts eine ununterbrochene Vermehrung erfährt, die in den letzten Jahrzehnten bei uns in Deutschland, wenn wir von den Auswanderungsverlusten absehen, auf rund 1 Prozent fürs Jahr sich berechnet. Da neue Ortschaften in dieser Zeit nur höchst selten gegründet wurden, so ist es selbstverständlich, daß in den vorhandenen Wohnplätzen die Bevölkerung durch den eignen (innern) Zuwachs sich stärker anhäufen mußte. Dresden z. B. würde bei 40000 Einwohnern im Jahre 1800 allein durch die natürliche Vermehrung der Bevölkerung aus dem Überschuß der Geburten über die Sterbefälle bis zum Jahre 1900 unzweifelhaft zur Großstadt emporgewachsen sein, d. h. die Grenze von 100000 überschritten haben, und so noch manche

andere unter unsern 33 Großstädten. Ja einige unter ihnen, z. B. Königsberg und Danzig, haben heute nicht so viel Einwohner, als sie haben müßten, wenn ihre Bevölkerung seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts genau in demselben Maßstabe sich vermehrt hätte, wie die Gesamtbevölkerung des preußischen Staates oder die der sie zunächst umgebenden Provinz. Berlin, das im J. 1816 schon fast 200000 Einwohner hatte, würde bei gleicher Volksvermehrung, wie sie die altpreußischen Provinzen in dieser Zeit hatten, schon vor dem Ende des XIX. Jahrhunderts die halbe Million überschritten haben.

Wie Sie daraus sehen, haben unsere Großstädte ihren Daseinsgrund zum Teil in dem natürlichen Wachstum, das sich für sie ergiebt, wenn man sich die Volkszunahme seit 1750 auf alle damals vorhandenen Wohnplätze im gleichen Verhältnis zu ihrer früheren Einwohnerzahl verteilt denkt. Freilich nur zum Teil. Denn es hat in dem gleichen Zeitraume auch eine örtliche Verschiebung der Bevölkerung stattgefunden; es hat sich die neu hinzugekommene Menschenmenge nicht in gleicher Proportion auf die vorhandenen Orte verteilt; die einen haben rascher, die andern langsamer zugenommen, als es ihrem natürlichen Wachstume entsprochen hätte; stehen geblieben sind wenige, einige sind sogar zurückgegangen. Man hat für diesen Umschichtungsvorgang das Schlagwort vom Zuge nach der Stadt geprägt. Es ist selten ein unpassenderer Ausdruck erfunden worden. Gerade die Orte, deren Bevölkerung am meisten zugenommen hat und noch heute am raschesten zunimmt, sind Landgemeinden, und die Orte, deren Bevölkerung stehen geblieben oder gar zurückgegangen ist, sind Städte.

Der auf diese Weise im Laufe der Zeit gewordene Zustand tritt in scharfen Widerspruch mit der öffentlichrechtlichen Stellung zahlreicher Wohnplätze. Eine Menge von

Orten trägt aus historischem Rechte den Namen der Stadt, wird der Städteordnung unterworfen und steht doch in Bezug auf die Größe der Bevölkerung hinter sehr vielen Landgemeinden zurück. Umgekehrt haben zahlreiche Landgemeinden 10, 15, ja 20, 30 und selbst über 40000 Einwohner, die der Verwaltungsorganisation der Landgemeinden unterstellt geblieben sind und als solche fortgesetzt behandelt werden. Unter den 151 sächsischen Gemeinden, welche 1900 über 4000 Einwohner hatten, sind 78 Stadt- und 73 Landgemeinden; unter letzteren war eine (Löbtau) mit über 33000 Einwohnern. Preußen hatte 1890 unter 1263 Städten 68, von denen jede noch nicht 1000 Einwohner zählte, und 346 mit weniger als 2000 Einwohnern, d. h. mehr als ein Viertel aller Orte, die den stolzen Namen Stadt führen, war in ihrer Einwohnerzahl auf der Stufe der Dörfer geblieben. Würde man aber die Grenze zwischen Land und Stadt erst bei 4000 Einwohnern gezogen haben, so wären mehr als drei Fünftel aller „Städte" (762) unter dieser Grenze geblieben. Bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 fanden sich dagegen im ganzen 318 Gemeinden, von denen jede mehr als 10000 Einwohner zählte; 73 darunter (= 22,9 %) waren Landgemeinden; die beiden größten von letzteren (Altendorf und Borbeck, Kreis Essen) hatten zusammen über 110000 Einwohner. Seit 1895 hatte sich die Bevölkerung dieser 73 Landgemeinden im ganzen um fast 40 Prozent vermehrt, während die Bevölkerung der 245 Stadtgemeinden mit über 10000 Einwohnern nur eine Steigerung von 20 Prozent aufwies.[1])

Das Mißverhältnis, welches durch diese veränderte Schichtung der Bevölkerung herbeigeführt worden ist, läßt sich nirgends deutlicher als in Sachsen veranschaulichen. Im Jahre 1834 wohnte hier ziemlich genau ein Drittel der Bevölkerung

in „Städten“ und zwei Drittel in Dörfern, und genau so war das Verhältnis der Orte mit mehr und mit weniger als 2000 Einwohnern; im J. 1900 aber kam auf die „Städte“ die Hälfte der Einwohner und auf das Land die andere Hälfte; dagegen wohnten fast $^7/_{10}$ der Menschen in Gemeinden mit über 2000 Einwohnern.[2]) Also gehörte fast $^1/_5$ der agglomerierten Bevölkerung den großen Landgemeinden an.

Die Statistiker haben denn auch längst erkannt, daß der alte Stadtbegriff sinnlos geworden ist und daß man heute die Wohnorte nur nach der Größe der Bevölkerung unterscheiden kann. Sie geben damit zu erkennen, daß in der mächtigen Bewegung, deren Zeugen wir gewesen sind, sozusagen zwei verschiedene Welten aufeinanderstoßen. Die alten „Städte“ sind untergegangen; nachdem sie ihre historische Mission erfüllt hatten, sind sie in kraftlosem Greisenalter langsam dahingestorben. Mehr als die Hälfte der Orte, die gestützt auf ihr historisches Recht noch heute in Deutschland den Namen Stadt führen, verdienen ihn nicht mehr; denn sie führen keine städtische Existenz, und die offizielle Statistik hat zutreffend sie als Landstädte bezeichnet. An ihre Stelle sind neue sociale Gebilde aufgetreten, zum großen Teile unter Benutzung des Standorts der alten Städte; zu einem nicht unerheblichen Teile aber sind sie auch aus Landgemeinden hervorgegangen. Ihre Aufgabe im Leben der Nation ist eine andere als die der alten Städte, und mit dieser Veränderung ihrer kulturellen Mission hängt ihr erstaunliches Wachstum eng zusammen.

Was aber die städtischen Bevölkerungsanhäufungen der Gegenwart vor allem von den Städten der Vergangenheit unterscheidet, das ist die organische Art ihres Wachstums. Kein Zwang einer äußeren Gewalt, kein Machtwort eines Fürsten hat sie geschaffen; die Hunderttausende, welche ihre

Steinhäuser und ihre Asphaltstraßen erfüllen, sie oder ihre Vorfahren sind freiwillig hereingekommen, getrieben in der Hauptsache von wirtschaftlichen Motiven; jeder kann die Stadt verlassen, wann er will; aber ihre Mauern werden darum nicht leer, ihre Wohnungen veröden nicht; von Jahr zu Jahr müssen vielmehr Hunderte neuer Gebäude errichtet werden, um die Menge zu fassen, die ihre Anziehungskraft wie mit magischer Gewalt hereinzieht. Und noch vermag niemand ein Ende dieser Massenwanderung abzusehen.

Gewiß hat auch die Vergangenheit große Menschenanhäufungen gekannt. In das graue Altertum führen uns die Namen Theben und Memphis, Babylon und Ninive, Susa und Ekbatana. [3]) Beim Propheten Jona (3, 3) lesen wir, daß Ninive, die „große Stadt" eine Ausdehnung von drei Tagereisen gehabt habe; Herodot (I, 178) erzählt uns, daß Babylon ein ungeheueres Viereck gebildet habe, 120 Stadien auf jeder Seite messend, sodaß sein Gesamtumfang 480 Stadien betragen hätte oder in unserem Maße 88 km. Es hätte also einen Flächenraum von 484 □km bedeckt, nahezu achtmal so viel als die Stadt Berlin und fast zwölfmal so viel als Dresden. Ein theologischer Statistiker hat aus der Angabe bei Jona (4, 11), in Ninive seien „120000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist" eine Bevölkerung von einer Million herausgerechnet. [4]) Wie es sich damit verhalten mag, sicher ist, daß hier Bevölkerungsmassen in festen Ringmauern eingeschlossen und angehäuft waren, deren Größe nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch noch die späteren Reisenden, welche jene Städte in Trümmern sahen, mit Staunen erfüllte. Aber man kann sie nicht mit unseren Großstädten vergleichen. Es waren keine zusammenhängenden Straßennetze, sondern ummauerte Territorien mit zahlreichen

größeren und kleineren Häusergruppen, zwischen denen Felder und Gärten, Weiden und Haine von Fruchtbäumen sich ausdehnten, die im Kriegsfalle für die gesamte umwohnende Bevölkerung und ihr Vieh Raum boten, wegen ihrer Größe aber eine feindliche Einschließung aufs äußerste erschwerten. Wir mögen es wohl glauben, wenn Aristoteles [5]) berichtet, Babylon sei bei seiner Eroberung schon drei Tage in der Hand des Feindes gewesen, und ein Teil der „Stadt" habe doch noch nichts davon gewußt.

Immer aber scheint die Begründung derartiger Städte Hand in Hand gegangen zu sein mit der Begründung großer Reiche durch einzelne kräftige Herrscher kriegerischer Stämme. Sie sind darum auch zugleich Residenzen. In ihrer Mitte erhebt sich die Königsburg, die selbst wieder mit ihren gewaltigen Steinkolossen und Ringmauern eine Festung für sich bildet, in der der Herrscher mit seinen Schätzen, seinen Frauen, seiner Leibgarde und ungezählten Sklaven Platz findet. In der Nähe stehen die Tempel der nationalen Götter. Rundum wohnen die Freien des Stammes, um im Falle des Krieges sofort aufgeboten werden zu können, während Frauen und Kinder bei ferner Heerfahrt sicher vor den Überfällen räuberischer Nomaden zurückbleiben. Einer dieser Stämme ist von dem andern in der Vorherrschaft über Vorderasien abgelöst worden: die Chaldäer von den Assyrern, die Assyrer von den Babyloniern und Medern, die Meder von den Persern; aber nur eine der großen Städte ist dabei völlig zerstört worden: Ninive. Die Perserkönige wohnten abwechselnd in den drei National-Hauptstädten, im Winter in Babylon, im Frühjahr in dem elamitischen Susa, im Sommer im medischen Ekbatana, um sich allerwärts als Nachfolger der Nationalherrscher zu erkennen zu geben. [6])

Ganz anders lagen die Verhältnisse bei den viel älteren Städten Ägyptens.[7]) Von den Pharaonen des sog. mittleren und des jüngeren Reiches (2130—1050 v. Chr.) steht ziemlich fest, und von denen des alten Reiches (ungefähr 2800—2130 v. Chr.) ist es zu vermuten, daß jeder Herrscher, der etwas auf sich hielt, bei seinem Regierungsantritt daran ging, „sich eine Stadt zu bauen," welcher der Name ihres Gründers beigelegt wurde. Sie war gebaut nach dem Grundriß von Theben, das seines großen Heiligtums wegen immer der religiöse Mittelpunkt blieb, mit einem Königspalaste, mit Speichern und Scheunen, Gärten und Teichen versehen, und der Dichter des Hofes besang ihre Pracht:

„Seine Majestät hat sich eine Burg gebaut;
Groß an Sieg ist ihr Name . . .
Sie liegt zwischen Palästina und Ägypten
und ist voll von Speise und Nahrung.
Sie sieht aus wie das On des Südens,
und ihre Zeitdauer ist die von Memphis.
Die Sonne geht in ihrem Horizonte auf
und geht unter in ihrem Innern[8]).
Alle Menschen verlassen ihre Städte
und werden angesiedelt auf dem Westgebiete . . .
Ammon wohnt im Südteile im Sutechtempel;
aber Astarte wohnt nach Sonnenaufgang zu
und Ud'oyt auf der Nordseite[9]).
Die Burg, die darin ist,
die gleicht dem Horizont des Himmels.
Ramses, der von Ammon geliebte, ist dort als Gott" ꝛc.

Nur eine dieser Residenzstädte, Memphis, ist lange Zeiträume hindurch erhalten geblieben; die übrigen sind bald nach dem Tode ihrer Gründer verfallen; das ausgetretene Nilwasser hat die Lehmwände der Häuser dem Boden gleichgemacht; die zwangsweise angesiedelte Bevölkerung hat sich wieder zerstreut, und nur die Pyramiden, deren jeder Herrscher sich eine errichtete, geben noch Kunde von ihrem flüchtigen Dasein.

Diese befremdliche Erscheinung findet sich bis auf den heutigen Tag in Afrika, hauptsächlich in dem großen Gebiete, das sich vom Südrande der Sahara bis gegen den Äquator hin zieht, und da wir mit ihr den ältesten Typus der Großstadt berührt haben, so empfiehlt sich's noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Überall wo sich hier größere Reiche gebildet haben, ging der Anstoß von einzelnen hervorragenden Herrschern kriegerischer Stämme aus, welche die Nachbarstämme weithin sich unterwarfen, dann aber mit ihren Kriegern eine wohlbefestigte Stadt gründeten, von der aus sie ihre Unterthanen in Schrecken hielten.[10]) Stirbt ein solcher König, so errichtet sein Nachfolger an anderer Stelle eine neue Residenz, und die alte steht bald völlig verlassen, dem Untergang geweiht oder doch nur zu einem geringen Teile bewohnt[11].) Derselbe Fall tritt ein, wenn das Reich einem fremden Eroberer erliegt, nur daß dann die unterworfene Residenz oft als Sitz eines Statthalters ein schattenhaftes Dasein weiter fristet.

Nirgends kann man diese Städteleichen besser beobachten als im Sudan, besonders in den Fulbestaaten, wo das Vordringen des Islam durch sie bezeichnet ist. Was wir in den Reisewerken von der Ausdehnung der Großstädte Sokoto, Kano, Gando, Kuka, Katsena, Masena lesen, erinnert lebhaft an Herodots Beschreibung des alten Babylon. Ungeheure Mauerringe, die in hartem Frondienst erbaut und unterhalten werden, umschließen weite Flächen, die nur zum kleinen Teile mit Häusern ausgefüllt sind, zum größten Teile aber als Felder, Wiesen und Dattelhaine dienen; das einzige ansehnliche Gebäude ist der Palast des Herrschers, in dessen Nähe alle Tage ein lebhafter Markt stattfindet. Eine gewisse Sicherheit des Lebens und der Habe herrscht zu Zeiten nur innerhalb der Ringmauer; bis hart an dieselbe streifen die räuberischen

Wüstenstämme, und wehe dem, der sie unbewaffnet verläßt! Wie oft lesen wir bei Barth und Nachtigal von dem Eindruck, den diese Großstädte aus der Ferne auf sie machten, und von der Öde und dem Grauen das sie nicht selten hinter ihren Mauern fanden.[12]) Selbst das berühmte Timbuktu erwies sich als ein Trümmerhaufen, als die Franzosen im März 1894 es ohne Schwertstreich betraten; unter der eisernen Faust der Tuaregs war es eine Stadt des Todes geworden.

Wir dürfen diesen Städtetypus als den der primitiven Despotengroßstädte bezeichnen. Eiserner Zwang hat sie geschaffen und die Bevölkerung in sie zusammengetrieben. Die Natural-Tribute der unterworfenen Stämme füllen die Vorratshäuser der Gewaltherren und nähren reichlich einen tausendköpfigen Hofstaat und zahlreiche abhängige kleine Leute; von Zeit zu Zeit bringen Kriegszüge „unermeßliche Beute"; ein wenig Luxusindustrie und etwas mehr Fremdhandel mögen daneben Platz finden. Aber im ganzen ist eine solche Stadt doch bloßes Schutzorgan und Herrschaftsmittel, wirtschaftlich ein rein konsumtives Gebilde, das zur Gütererzeugung der Nation kaum mehr beiträgt, als die Einwohner ihren Gärten, Feldern und Fruchtbäumen abgewinnen.

Wenden wir uns nunmehr zu den klassischen Völkern des Altertums, den Griechen und Römern, so ist eigentlich ihre ganze Geschichte eine Stadtgeschichte, ihre Staaten sind Stadtstaaten, ihre Verfassung ist eine Stadtverfassung und ihre Kultur eine städtische Kultur. Allerdings treten sie in die Geschichte ein in einem Zustande rein ländlichen Lebens, in offenen Dörfern (*κῶμαι*, vici) zerstreut, von den Früchten des Bodens lebend, und nur stammweise nach den Landschaften, die sie bewohnen, lose zusammengefaßt. Aber bei ihnen endet dieser Zustand nicht, wie bei den Orientalen, damit, daß ein Stammes-

fürst sich zum Herrscher über viele oder alle Stämme aufwirft und sie mit despotischer Gewalt zu knechtischem Gehorsam zwingt, sondern damit, daß die Stämme zu Städten werden, die ländliche Wohnweise aufgeben und an einem zur Befestigung geeigneten Punkte der Landschaft hinter sichern Mauern ein freies Gemeinwesen gründen, das ihnen Schutz bietet gegen äußere Feinde und ein kräftiges inneres Gemeinschaftsleben gewährleistet. Das ist der gemeinsame Verlauf der Entwicklung, nicht bloß bei Griechen und Italikern, sondern fast bei allen Mittelmeervölkern, von Kleinasien bis Hispanien und Gallien: überall sehen wir die kleinen Volksstämme sich in Städten konzentrieren, teils freiwillig, teils auf Anordnung einflußreicher Machthaber. Ja in der römischen Kaiserzeit sehen wir diese Einrichtung sich auf die Barbarenländer ausdehnen: der gallische Stamm der Allobroger geht in der römischen Kolonie Vienna auf, die germanische Völkerschaft der Ubier in der Colonia Agrippinensis, dem heutigen Köln.

Am frühesten durchgeführt wurde dieser merkwürdige Prozeß der Verstadtlichung bei dem Hellenen; sie haben dafür ein eigenes Wort, Synoikismos, die Zusammensiedelung, und man kann wohl sagen, daß das größte, was hellenischer Geist geschaffen hat, in Gesetz und Ordnung der Polis, des Stadtstaates, beschlossen liegt. [13]) Den Griechen war dies wohl bewußt; die Bergstämme der Ätoler, Akarnanen, ozolischen Lokrer, welche jene Entwicklung nicht durchgemacht hatten, betrachteten sie wie halbe Barbaren. Von allen griechischen Volksstämmen, welche in der Geschichte bedeutsam hervortraten, sind die Spartaner allein ausgenommen, deren ritterlicher Herrenstand in fünf offenenen Dorfschaften wohnte. In den übrigen Landschaften aber wurde der Synoikismos vollständig durchgeführt, bald so, daß die gesamte Bevölkerung in eine

Stadt zusammengezogen wurde, wie in Attika — der Sage nach durch Theseus —, bald so, daß sich mehrere städtische Centren bildeten, wie in Boiotien.

Der Synoikismos der Hellenen wird von ihnen auf die Thatsache begründet, daß zerstreut Wohnende wenig geeignet seien, einander im Kriege Beistand zu leisten und daß ihr politisches Zusammenwirken gefährdet sei, wenn jede Ortschaft ihre besonderen Ziele verfolge. Er lag also im Interesse der Wehrfähigkeit und der bürgerlichen Eintracht, und in der That, was jene städtischen Gemeinwesen an kriegerischer und politischer Thatkraft, an Gemeinsinn und Kunstbethätigung in öffentlichen Bauwerken geleistet haben, wird für alle Zeiten beispiellos bleiben. Thukydides macht einmal die Bemerkung (I, 10): gesetzt, Lakedämon und Athen seien bis auf die Tempel und die Fundamente der Mauern zerstört, so möchten wohl die späteren Geschlechter die Erzählungen vom Ruhme der Spartaner sehr ungläubig aufnehmen, die Macht der Athener aber würden sie doppelt so groß schätzen, als sie in Wirklichkeit gewesen.

Die Griechen hielten ihre kleinen Stadtstaaten, in denen die Versammlung des ganzen Volkes auf dem Markte von der Stimme des Redners beherrscht werden kann und die Bürger einander persönlich kennen, für die höchste Ausprägung politischen Geistes, und die Idealgebilde vom Staate, welche Plato und Aristoteles uns überliefert haben, sind in ihren wesentlichen Zügen nach dieser Wirklichkeit geformt. Der Mensch ging ihnen im Bürger und der Bürger in der Polis auf; außerhalb der Stadt gab es für sie kein Leben, das des Lebens wert gewesen wäre.

Streng durchgeführt bedeutete der Synoikismos die Zusammenlegung sämtlicher Wohnstätten der ganzen Landschaft in

der Stadt. Völlig erreicht ist dieses Ziel wohl nur in kleineren Gemeinwesen worden, wie etwa in Plataiai oder Thespiai; in einer größeren Landschaft wie Attika blieben wohl manche Siedelungen auf dem Lande erhalten; aber alle Behörden waren in der Stadt, und nur etwa eine Anzahl Kleinbauern nebst den Pächtern und Sklaven der reichen Besitzer hielt sich dauernd außerhalb derselben des Feldbaues wegen, um bei einem feindlichen Einfall sich rasch mit Vieh und Habe hinter die Mauern zu flüchten. Der wohlhabende Bürger hatte auch vielfach außer seinem Hause in der Stadt ein solches auf dem Lande, das er in ruhigen Zeitläuften einen Teil des Jahres bewohnte. Auf alle Fälle ist der ideale Bürger des Stadtstaates Grundeigentümer und Landwirt, der ideale Staat produziert den Unterhalt seiner Bürger auf eigenem Boden; der Gegensatz zwischen Stadt und Land besteht für ihn nicht. Die Gewerbe sind Fremden (Metoiken) und Sklaven überlassen. Nur bei Städten mit Seehäfen, die oft in die Stadtbefestigung durch „lange Mauern" einbezogen waren, spielte der Handel in der Güterversorgung der Bevölkerung eine wesentliche Rolle.

Es ist leicht zu verstehen, daß in einem Lande von so mannigfacher natürlicher Gliederung, wo die autonome Stadtgemeinde die höchste politische Einheit bildete, trotz eines lebendigen Nationalbewußtseins ein nationaler Einheitsstaat nie hat aufkommen können. Wohl haben die Städte untereinander Bündnisse geschlossen, sog. Symmachien; wohl haben einzelne in diesen die Hegemonie erlangt, wie Athen im Delischen Seebund; wohl haben auch kräftige Gemeinwesen andere sich unterworfen und ihr Gebiet sich angegliedert, oder ihren Bürgern nach dem Lose verteilt; in der Regel aber äußerte sich das starke Expansionsvermögen, das den meisten eigen war, darin, daß sie Kolonien gründeten, die in der Ferne das Bild der

Heimatstadt wiederholten. So sind nach und nach alle Küsten und Inseln des Mittelmeeres mit griechischen Pflanzstädten besäet worden, und von ihnen aus ist griechisches Städtetum bis in das Innere der Barbarenländer vorgedrungen. Tief im heutigen Rußland drinnen, im Lande der Budiner fand sich (nach Herodot IV, 108 f.) eine von landflüchtigen Griechen gegründete Stadt Gelonos; ihre dreißig Stadien lange Umfassungsmauer war von Holz, ihre Häuser von Holz und ihre Tempel von Holz. Während die barbarischen Bewohner Nomaden sind, „bebauen die Geloner den Acker, essen Brot und haben Gärten." Ihre Heiligtümer sind nach hellenischer Weise mit Götterbildern versehen; „alle drei Jahre feiern sie dem Dionysos ein Fest und schwärmen in bacchischer Weise." Das war die kulturverbreitende Macht des hellenischen Städtewesens, das auf jedem Boden immer nur die eine Form politischer Organisation emportrieb, und erst dann, als es sich in den Reichen Alexanders d. Gr. und seiner Diadochen mit makedonischer Thatkraft verband, ein Ferment großer Territorialstaaten wurde. Nur in dieser Zeit, der hellenistischen, kam es auch zur Entstehung wirklicher Großstädte, wie Alexandria, Seleukia, Antiochia; aber es ist sehr die Frage, ob dies ohne eine starke Beimischung orientalischer Elemente gelungen wäre.

Das nationale Hellenentum hat keine Großstädte hervorgebracht. Allerdings werden viele Athen in der Zeit seiner Blüte als eine solche bezeichnen. Sichere Zahlen über die Gesamtbevölkerung sind uns nicht überliefert; die auf Grund antiker Angaben über einzelne Klassen der Bevölkerung von Neueren vorgenommenen Schätzungen der gesamten Volkszahl schwanken für ganz Attika zwischen 250000 und 640000 Seelen — Bürger, Metoiken und Sklaven zusammengerechnet.[14]) Schwerlich hat die Stadt Athen mit dem Peiraieus zusammen

je mehr als 150000 ständige Einwohner gehabt. Am meisten Nachrichten liegen aus dem Altertum über die Zahl der Bürger vor; sie wird auf 20—30000 angegeben, und dies dürfte auch der Wirklichkeit entsprochen haben. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß die eigenen Hülfsquellen des zu einem großen Teile bergigen Landes gering waren und daß der rege Zwischenhandel, der im Peiraieus seinen Umschlagsplatz hatte, zum größten Teil in den Händen der Metoiken war. Was allein einer so großen Volksmenge die Existenz in der Stadt ermöglichte, war das Herrschaftsverhältnis, in das Athen seine Führerschaft im Delischen Seebunde über Hunderte von tributpflichtigen Städten und Inseln umgewandelt hatte. Die Bürgerschaft Athens war so zu Herren eines großen Reiches geworden, und Aristoteles[15]) hat berechnet, daß mehr als 20000 Männer daraus ständig ihren Unterhalt zogen.

Ich komme zum Römerreiche, das für unseren Gegenstand eine ganz besondere Wichtigkeit hat. Denn es bedeutet in seiner Machtfülle die Herrschaft einer Stadt über eine halbe Welt, und sein Verwaltungssystem bewirkte die Durchsetzung dieses ungeheuren Gebietes mit Städten; es war eine wahre Verstadtlichung der Länder, die in sein Machtbereich gefallen waren.[16]) Bürgerkolonien und latinische Kolonien bezeichnen als städtische Stützpunkte in Italien das Vordringen des römischen Staates, jene an den Küsten, diese im Innern des Landes. Es folgen später Ackerbaukolonien und Militärkolonien, jene aus sozialpolitischen Gründen zur Ansiedelung von Proletariern, diese zur Belohnung von Veteranen mit Land. Zur Zeit des Augustus „bestand ganz Italien bis zum Po aus römischen Stadtterritorien"; es gab nicht mehr was wir „Land" nennen; jene Einrichtung, die noch heute im größten Teile Italiens vorherrscht, daß die Landeigentümer in den

Städten wohnen, nahm damals ihren Ursprung. Von Italien dehnte sich das System auf die Provinzen aus, z. T. durch eine dem griechischen Synoikismos oder der heutigen Einverleibung der Vororte in Großstädten ähnliche Operation (die Römer nannten das attribuere), z. T. auch durch Städtegründung von Kaisern, römischen Geschäftsleuten oder Verleihung von Stadtrechten an sog. Lagerstädte. Auch hier verschwinden die Landgemeinden; eine öffentlich-rechtliche Stellung haben nur die Städte, und das Land bildet ihr Gebiet. Wenn es den Römern gelungen ist, bis tief in die Barbarenländer hinein ihre Kultur und Sprache zu verbreiten so verdanken sie es diesem System der Verstadtlichung und der weitherzigen Verleihung des Bürgerrechtes an Unterworfene.[17])

Daß die Stadt Rom selbst als Mittelpunkt eines Reiches von weit über 100000 Quadratmeilen der gesegnetsten Länder des Erdkreises zu einer wirklichen Großstadt emporwachsen mußte, darf uns nicht Wunder nehmen. Über ihre Einwohnerzahl ist freilich nicht ins Reine zu kommen; die neueren Schätzungen schwanken zwischen 700000 und zwei Millionen. Die Verproviantierung einer solchen Menschenmenge wäre bei den Verkehrsmitteln des Altertums undenkbar gewesen, wenn nicht die Seeverbindung durch den Tiber gewesen wäre, die es gestattete, das Steuergetreide der Provinzen in die Stadt zu bringen. Die Bevölkerung Roms entbehrte der eignen Erwerbsquellen; eine Exportindustrie bestand nicht; die herrschende Sklavenwirtschaft beschränkte auch die Möglichkeit, welche große Menschenanhäufungen immer bieten, durch Kleinhandel und persönliche Dienstleistungen sich zu ernähren. In der Hauptsache lebte die Bevölkerung Roms, wie diejenige Athens, von ihrem Herrscherberufe: die Reichen zogen direkt aus ihren Ämtern Vermögen; die Ärmeren wurden auf Staatskosten mit „Brot und Spielen“

versorgt. Mehr als zwei Drittel der Hauptstädter, von denen sich jeder als Mitherrscher der Welt fühlte, mußten durch öffentliche Kornspenden erhalten werden. Die Zahl der Empfänger dieser Spenden belief sich schon vor Caesar auf 320000 männliche Personen; das möchte mit Frauen und Kindern mindestens 600000 Proletarier ergeben. Ähnlich stand es später mit Konstantinopel, als dieses der Sitz der Regierung geworden war.[18])

Über die Bevölkerung der übrigen Städte Italiens und der Provinzen ist wenig bekannt.[19]) Wohl mögen die Diadochenhauptstädte unter dem durch die Kaiser gesicherten Friedenszustand ihre alte Volkszahl behauptet oder gar noch vermehrt haben; auch aus anderen Teilen des Reiches könnte diese oder jene Stadt mit einer ansehnlichen Bevölkerung angeführt werden. Aber an diesen Provinzialstädten bewährt sich, was Thukydides einst von Athen geschrieben hatte: man muß sie überschätzen, wenn man die Reste ihrer Bauwerke ins Auge faßt. Überall in diesen Städten herrschte zu Zeiten eine wahre Bauwut. Der Lokalpatriotismus trieb selbst die kleineren Municipien an, in der Pracht der Tempel, der Säulenhallen, der Aquädukte mit Rom zu wetteifern; ja oft genug haben Private mit ungeheurem Aufwand solche Prachtbauten zur öffentlichen Benutzung erstellt (ein vielleicht etwas beschämendes Beispiel für unsere Millionäre), und bei der Solidität des römischen Steinbaus ist eine Fülle von imposanten Überresten dieses löblichen Bauluxus in allen Teilen des alten römischen Reiches erhalten. Die Länge der Stadtmauern, über welche uns zahlreiche Ziffernangaben aus dem Altertum vorliegen, giebt erst recht keinen Maßstab für die Einwohnerzahl, da wir nicht wissen können, wie weit die eingeschlossene Fläche überbaut war.

Doch es wird Zeit, daß wir noch einen Blick auf das Mittelalter werfen, das ja vielen als die Blütezeit des

Städtewesens erscheint. Und in der That, wer etwa eine gute Spezialkarte Deutschlands zur Hand nimmt und auf ihr die Namen aller Orte unterstreicht, welche im Mittelalter Stadtrecht erhalten haben, der wird finden, daß das ganze Land in verhältnismäßig geringen Abständen mit „Städten" übersät ist. Ihre Gesamtzahl geht auf gegen 2300. Verteilt man das ganze Territorium, in dem natürlich auch Seen, Berge, Sümpfe mit einbegriffen sind, gleichmäßig auf diese Städte, so findet man, daß im Durchschnitt des Reiches eine Bodenfläche von 4,3 Quadratmeilen auf eine Stadt entfällt; allerdings weisen die Gliedstaaten darin erhebliche Unterschiede auf: in Sachsen kommen nur 2 Quadratmeilen auf jede Stadt, in Baden 2,5, in Preußen etwa 5. Sehen wir dann aber uns weiter auf unserer Karte um, so finden wir zwischen den Städtenamen zahlreiche andere Namen: von Flecken, Dörfern, Weilern, und wenn wir diese ebenfalls auf die Städte gleichmäßig verteilen, so mögen ihrer im Durchschnitt auf jede 30—40 entfallen.[20])

Diese Gliederung der Niederlassungen weist auf eine soziale Ordnung zurück, in welcher die Städte eine ganz andere Rolle spielen, wie im Altertum. Allerdings sind sie auch im Mittelalter noch in erster Linie Schutzorgane, Festungen, und darum alle mit starken Mauern umgeben, auf deren Schirm auch die Landbevölkerung im Falle des Krieges ein Recht hat. Aber diese Landbevölkerung ist nicht in die Städte aufgegangen, wie im alten römischen Reiche. Sie hat ihre eigne soziale Ordnung und politische Stellung. Sie bildet Gemeinden mit besonderen Ortsbehörden: Schultheißen und Schöffen, Heimbürgen und Bütteln. Sie untersteht eignen Grundherrschaften des Adels, der Fürsten, der geistlichen Korporationen. Sie ist dem Landrecht und Landgericht unterworfen, während für die Städte ein eignes Stadtrecht und Stadtgericht gilt. Die Städter heißen Bürger, die

Landbewohner Bauern; jeder Teil bildet einen scharf vom andern gesonderten Stand. Während also im Altertum die Städte das Land verschlungen hatten[21]), stehen im Mittelalter beide selbständig und gleichberechtigt neben einander.

Das ist somit eine ganz andere Welt als die römisch-griechische — eine Welt, die wir nur verstehen können, wenn wir den wirtschaftlichen Unterschied zwischen Altertum und Mittelalter ins Auge fassen. Der griechische und römische Stadtbewohner ist Landbesitzer und Landbebauer, mag er auch die Arbeit immerhin durch Sklaven oder Zinsleute ausführen lassen. Xenophon und Cato versichern es uns: der gute Bürger ist auch ein guter Landwirt. Das ist der Bürger unserer mittelalterlichen Städte nicht gewesen. Mochte er immerhin noch einen Garten oder ein paar Feldstücke bebauen, er war in erster Linie Gewerbetreibender, Handwerker. Stadt und Land haben sich in die wirtschaftlichen Funktionen geteilt. Das Land erzeugt die Rohstoffe und Nahrungsmittel; die Stadt verarbeitet jene Rohstoffe und führt durch den Handel aus der Ferne herbei, was nicht in ihrem Bereich produziert werden kann. Bürger und Bauer begegnen sich auf dem städtischen Markte zum Austausch ihrer beiderseitigen Erzeugnisse. Es ist das bei den damaligen Verkehrsverhältnissen, die den Transport größerer Gütermengen auf weitere Entfernungen nicht gestatteten, eine Art natürlichen Zwangs. Stadt und umliegende Landschaft bilden ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das sich durch Arbeitsteilung selbst versorgt und selbst genügt. Und die Städte haben die Neigung, das ihnen vorteilhafte natürliche Verhältnis durch Bann- und Stapelrechte künstlich zu befestigen. Sie stellen den Grundsatz auf, daß Handwerker auf dem Lande nicht wohnen sollen (Städtezwang, Meilenrecht), und sie haben ihn in der Hauptsache auch durchgesetzt.

Die mittelalterliche Stadt hat also einen eigenen „Nahrungsstand“; sie ist nicht bloßes Konsumtionszentrum, wie die Städte der Griechen und Römer, sondern Sitz der in höherem Sinne güterschaffenden Erwerbsthätigkeit. „Arbeit ist des Bürgers Zierde.“ Er lebt nicht aus den Tributen der Unterworfenen oder aus dem Arbeitsertrage von Sklaven und Zinsbauern, wie der attische oder römische Bürger; aber seine Existenz ist dennoch gesichert: die mittelalterliche Stadt behält den städtischen Markt den Handwerkerzünften allein vor und läßt fremde Konkurrenz nur ausnahmsweise zu. Sie sorgt, daß ein Bürger sich so gut nähren könne, wie der andere.

Auch in ihrem Ursprunge unterscheidet sich die Mehrzahl der mittelalterlichen Städte von den antiken. Diese waren, wie wir wissen, in der Regel ein Ergebnis von Anordnungen der öffentlichen Gewalt. Ähnliches finden wir zwar auch im Mittelalter (ich erinnere an die Städtegründungen Heinrichs I, der Welfen, der Zähringer); aber die meisten deutschen Städte sind doch aus Landgemeinden allmählich erwachsen. Immer aber war das Stadtrecht von fürstlicher Verleihung abhängig.

Es ist bekannt, ein wie hohes Maß politischer Selbständigkeit die Städte im späteren Mittelalter erlangt haben, wie sie in Kampf gerieten mit den herrschenden Mächten des platten Landes, dem Adel, schließlich aber doch sich mehr oder minder unabhängig behaupteten.

Ihre ganze wirtschaftliche Stellung duldete nicht die Anhäufung großer Menschenmassen an einem Punkte. Großstädte dürfen wir also in dieser Zeit nicht suchen. Zwar wollen wir dem hohen Ruhme von alten Städten wie Köln, Frankfurt, Straßburg, Augsburg, Regensburg nichts abbrechen. Wenn man ihnen aber für das Mittelalter Einwohnerziffern von 60, 80 ja 120000 zugeschrieben hat, so sind diese An-

nahmen längst widerlegt. Die neueren Untersuchungen haben für keine mittelalterliche deutsche Stadt mehr als 25000 Einwohner ergeben. Im XV. Jahrhundert hatten z. B. Straßburg und Nürnberg nur je etwa 20000, Augsburg 18000, Frankfurt a. M. 9—10000, Leipzig 4000, Dresden 3—5000. Ihre unleugbare Stärke gegenüber den argrarischen Territorialgewalten beruhte auf ihrem freien Verfassungsleben und ihrer in gewissem Sinne vollendeten sozialwirtschaftlichen Organisation. Außerdem kam ihnen die Schwäche der Zentralgewalt zu Statten, die ebensowenig eine feste Reichshauptstadt kannte als eine durchgreifende Verwaltungsorganisation, welche einzelne Städte als Sitze der Provinzial- und Bezirksbehörden aus der Masse hätte herausheben können.

Das wurde mit der Ausbildung des zentralisierten Staates durchaus anders, und damit kehren wir zur modernen Entwicklung des Städtewesens zurück. Der Staat der Neuzeit duldet keine selbständigen Sondergewalten; damit war der mittelalterlichen Stadtautonomie ebenso das Urteil gesprochen, wie den adlichen und geistlichen Grundherrschaften. Unser Staat kennt nur ein direktes Staatsbürgertum; er legt nicht mehr den Städten und Herrschaften Steuerkontingente und Truppenkontingente auf, sondern macht jeden einzelnen Staatsangehörigen steuer- und wehrpflichtig. Damit seine von einem vielgliedrigen Berufsbeamtentum getragene Verwaltungsorganisation wirksam werden könne, mußte die Gesellschaft wieder in ihre natürlichen Elemente aufgelöst und neu gruppiert werden. Städte und Flecken und Dörfer haben für ihn nur Bedeutung als örtlich begrenzte körperschaftliche Verbände zur Durchführung staatlicher Aufgaben; sie sind die untersten Organe des Verwaltungskörpers, der sich auf dem Stufenbau der Distrikts- und Provinzialverwaltung zur Spitze der Zentralverwaltung erhebt.

Jede Niederlassungsgemeinschaft soll nach ihren besonderen Kräften dem Wohle des Ganzen dienen.

Wollen sie diese Aufgabe aber wirksam und in wirtschaftlichster Weise erfüllen, so müssen die einzelnen Orte differenziert werden. Nicht jede Gemeinde kann alles gleich gut für die Gesamtheit leisten, deren dienendes Glied sie ist. Die Sicherheit im Innern macht die meisten Stadtmauern entbehrlich. War im Mittelalter jede Stadt befestigt, so genügen heute wenige Grenzfestungen zum Schutze des ganzen Staatsgebiets; hielt früher jede Stadt ihre Söldner, so genügt heute eine beschränkte Zahl von Garnisonstädten für ein mächtiges Kriegsheer. Eine Stadt wird zur stehenden Residenz des Fürsten, andere zum Sitze von Provinzial- oder Bezirksbehörden, Land- und Amtsgerichten, wieder andere erhalten Universitäten, Polytechniken, Kunstakademien, andere werden Eisenbahnknotenpunkte, Meßplätze, Badeorte u. s. w. Am auffallendsten aber zeigt sich dieser Differenzierungsprozeß auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion. Im Mittelalter suchte jede Stadt alle Handwerkszweige in sich zu vereinigen, die überhaupt in ihr getrieben werden konnten; seitdem man die Vorteile des industriellen Großbetriebs kennen gelernt hat, strebt jeder Ort bei sich dasjenige Gewerbe auszubilden, für welches die Lokalbedingungen am günstigsten sind. Und so entstehen, da der Gewerbebetrieb nicht mehr auf die Städte beschränkt ist, ganze Industriebezirke auf dem Lande: der eine für Spielwaren, der andere für Stickereien, ein dritter für Posamenten oder Bürsten oder Vorhängeschlösser. Zugleich spezialisiert sich die Industrie in den Städten; außer den für den Lokalbedarf nötigen Dingen wird irgend eine Waare im Großen produziert, mit der das ganze Land und oft der Weltmarkt versorgt wird. Wer denkt nicht hierbei an die Damenmäntel von Berlin, die

Seidenwaaren von Krefeld, die Strumpfwaaren von Chemnitz, die Buchgewerbe-Maschinen von Leipzig, die Cigaretten von Dresden! Nicht für jede Stadt und jede Gegend ist bei diesem großen Verteilungsprozeß ein Stück der nationalen Arbeit abgefallen, und darum sind so viele alte Städte heute verkümmert, während gleichzeitig Landorte zu volkreichen Städten emporstiegen.

Natürlich konnte diese völlige Umwandlung der nationalen Arbeitsteilung sich nicht vollziehen, ohne eine gleichzeitige Umsiedelung der Menschen. Was hätten die Landstädte und Bauerndörfer mit der stetig sich vermehrenden Bevölkerung anfangen sollen? Damit aber die Bevölkerung entsprechend der vorhandenen Erwerbsgelegenheit sich über das Staatsgebiet neu verteilen konnte, war es nötig, daß die alten Erwerbs- und Niederlassungsbeschränkungen aufgehoben wurden. Es mußten Gewerbefreiheit und Freizügigkeit eingeführt werden.

Sie werden es nun verstehen, wenn ich im ersten Teile meines Vortrags ausführte, daß in den großen Bevölkerungsbewegungen der Gegenwart eine alte und eine neue Welt aufeinanderstoßen. Diese neue Welt kennt keine Städteprivilegien mehr und keine Gebundenheit an die Scholle; Der Unterschied zwischen Stadt und Land verwischt sich immer mehr; wir kennen fast nur noch Größenunterschiede der Niederlassungen. Auch das Mittelalter hatte seinen Zug nach der Stadt, in der der Hörige nach einem Aufenthalt von Jahr und Tag frei wurde. Waren aber in einer Stadt alle Handwerke voll besetzt, so fanden neue Zuwanderer keinen Platz mehr, und die Obrigkeit ging dann wohl mit Beschränkungen des Zuzugs und Schließung der Zünfte vor. Heute können wir die Grenze der Erwerbsmöglichkeit wenigstens in der Großindustrie noch lange nicht absehen, und darum vermögen

wir auch nicht zu sagen, wann das stete Wachstum unserer Großstädte ein Ende finden werde.

Eins aber wird man festhalten müssen: die Möglichkeit, so große Menschenmassen, wie sie unsere modernen Großstädte in sich vereinigen, zu ernähren, ist bedingt durch die moderne Verkehrstechnik und Industrieorganisation. Im Durchschnitt der 33 Großstädte des Deutschen Reiches fallen 50,9 Prozent ihrer Bevölkerung auf die Industrie, 26,1 % auf Handel und Verkehr, 9,4 % auf öffentlichen Dienst und freie Berufsarten, 8,5 % auf Leute ohne Beruf (darunter 6,1 % auf Rentner und Pensionäre), endlich 5,1 % auf verschiedene andere Erwerbsarten. Bedenkt man nun, daß mindestens zwei Drittel der Handel- und Verkehrtreibenden von der Versorgung der Industriellen leben, und daß auch von den übrigen Gruppen noch ein Teil ihr Einkommen aus dieser Quelle ableitet, so können wir sagen, daß drei Viertel der Großstadtbevölkerung direkt oder indirekt von der Industrie leben. Mögen somit immerhin die Städte, welche am frühesten die Großstadtgrenze überschritten haben, dies dem Umstande verdanken, daß sie Haupt- und Residenzstädte, Garnisonen und Stätten verfeinerten Lebensgenusses waren, so ist es doch entschieden falsch, wenn neuerdings behauptet worden ist, unsere Großstädte seien wirtschaftlich passive, wesentlich konsumierende Glieder am sozialen Körper.

Als Stätten der Arbeit, der intensivsten nationalen Produktion gleichen unsere modernen Städte — soweit sie diesen Namen wirklich verdienen — nur den mittelalterlichen Städten; aber es ist doch ein bemerkenswerter Unterschied zwischen beiden: die mittelalterliche Stadt gründet ihren Nahrungsstand auf ein harmonisch entwickeltes Kleingewerbe, dessen Absatz nur so weit reicht, als der direkte Verkehr des städtischen Marktes die Land-

bewohner herbeizieht. Die moderne Stadt dagegen produziert vermittelst einer einseitig entwickelten Großindustrie für den gesamten nationalen, ja oft für den internationalen Markt; ihr Erwerbsspielraum hat zur Zeit noch keine Grenze. Darum ist jene ihrem Wesen nach Kleinstadt, diese neigt von Natur zur großstädtischen Entwicklung. Beide aber sind vorwiegend Produktionsgemeinschaften, während alle älteren Städteformen sich wirtschaftlich als Konsumtionsgemeinschaften charakterisieren. Die primitive Despotengroßstadt ist Sammelpunkt von Kriegsbeute und Tributleistungen, der Höhle vergleichbar, nach der das Raubtier seine Beute schleppt; je größer das Reich ist, dessen Mittelpunkt sie bildet, um so weiter kann sie sich ausdehnen. Die Städte der beiden klassischen Völker des Altertums sind die befestigten Wohnplätze der Grundeigentümer; ihre Größe war im Allgemeinen abhängig von der Ausdehnung des Stadtgebiets, das diese exploitierten; in der Regel aber waren ihrem Wachstum schon durch die geringe Entwicklung der Transporttechnik enge Grenzen gesteckt. Eine Ausnahme machten nur die Seestädte und namentlich die Reichshauptstädte, welche letztere noch manche Züge der primitiven Despotenstädte aufweisen.

Noch deutlicher treten die politischen Unterschiede hervor. Die Despotenstadt vereinigt in sich den herrschenden Stamm; außerhalb derselben giebt es nur Unterworfene. Die griechische Polis ist ein freies Gemeinwesen, Stadt und Staat zugleich; Staatsregierung und Gemeindeverwaltung sind eins; das Verhältnis von Stadt zu Stadt ist ein rein völkerrechtliches. Auch im alten Italien bemerken wir die Ansätze einer ähnlichen Gestaltung. Mit dem Erstarken Roms gewinnt es eine Zeit lang den Anschein, als ob das Fortschreiten seiner Herrschaft sich durch Inkorporation der schwächeren Städte in die Bürgerschaft der Hauptstadt ausdrücken wolle. Auf die Dauer hat sich das

natürlich nicht durchführen lassen; aber zu einer durchgreifenden territorialen Verwaltungsorganisation ist es doch nicht gekommen; die Municipien mit ihren Territorien stehen selbständig neben einander, und ihre innere Ordnung ähnelte der alten Verfassung Roms. Auch die mittelalterlichen Städte zeigen einen starken Zug zu politischer Autonomie; zu einer Herrschaft über die wirtschaftlich von ihnen abhängigen Landgemeinden haben es aber nur einzelne gebracht. Immerhin weichen auch sie ganz erheblich in ihrer politischen Stellung von den modernen Stadtgemeinden ab; sie sind fast Staaten im Staat, während unsre heutigen Städte, mag sich ihre Bevölkerung auch auf Hunderttausende belaufen, politisch unselbständige Glieder des gesamten Staatsorganismus sind. Die Gemeindeverwaltung erfüllt in ihnen Staatszwecke unter Aufsicht und Leitung der Staatsbehörden; ihr selbständiger Wirkungskreis umfaßt bloß „delegierte Staatsaufgaben".

So stellen unsere modernen Städte einen neuen Typus dar in der Gesamtentwicklung, dem keine frühere Städteform in unserem Kulturkreise gleicht. Keines Despoten Befehl hat sie geschaffen, kein von der Volksgemeinde beschlossener Synoikismos, keine politisch-militärische Kolonisation und kein öffentlich-rechtlicher Akt, wie es die Stadtrechtsverleihungen des Mittelalters waren. Aus dem Innern einer rein sozialen Entwicklung sind sie auf dem Untergrunde staatsbürgerlicher Freiheit erwachsen, und ihr Anspruch, beim Siegeszuge der modernen Kultur die Fahne vorauszutragen, gründet sich auf kein besiegeltes Pergament, sondern auf die Thatsachen der sozialen Auslese, kraft deren sie das Höchste, was die Nation an geistiger und wirtschaftlicher Energie aufzuweisen hat, in sich vereinigen. Darin liegt eben die wunderbare Anziehungskraft der großen Bevölkerungsmittelpunkte der Gegenwart begründet, daß sie in

einer auf dem Boden der kapitalistischen Unternehmung und der freien Konkurrenz stehenden Wirtschaftsverfassung einen Kampfplatz bieten, der jedem hervorragenden Talent den höchsten Preis in Aussicht stellt. Mag auch die Hoffnung auf diesen Preis noch so oft zu Schanden werden, mag auch so mancher Kämpfer schließlich ermattet die Arme sinken lassen, noch rücken immer neue Scharen nach und treten in die Palästra der Arbeit, so lange diese noch Raum bietet.

Gewiß wird die Entwicklung, die wir mit erlebt haben, einmal ihr Endziel erreichen, und dann wird ein Zustand der Beharrung, vielleicht gar der Erstarrung eintreten, wie ihn die alten Städte vom XVI. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts aufgewiesen haben. Es wäre müßig, wenn wir uns heute darob Sorge machen wollten, und ebenso unfruchtbar ist es, wenn heute so viel geklagt wird über die unliebsamen Begleiterscheinungen, welche der Umschichtung unserer Bevölkerung, wie jeder großen Umwälzung, eigen sind. Gewiß, dem äußeren Wachstum unserer Großstädte hat die innere Konsolidierung ihrer Bevölkerung nicht entsprochen. Die sozialen Gegensätze stoßen nirgends schärfer aufeinander als hier. Es fehlt an Gemeinsinn; die sittlichen Begriffe sind in der Hast des Erwerbslebens ins Wanken gekommen. Aber das Großstadtleben hat doch auch schon ungeahnte Kräfte der Nation entbunden, auf dem Gebiete der Technik, der Wissenschaft, der Kunst, der sozialen Wohlfahrtspflege. Und wir dürfen am Ende doch auch als Ergebnis unserer historischen Betrachtung feststellen, daß die moderne Stadt, die Stadt der freigewählten Arbeit, eine höhere Form des sozialen Daseins bedeutet als alle früheren Städteformen, die griechische Polis nicht ausgenommen. So dürfen wir mit einiger Zuversicht erwarten, daß es unseren Großstädten gelingen werde, die Elemente des Verfalls und

der Zersetzung, die zweifellos in ihrem Innern vorhanden sind, zu überwinden, ihre Büıger zum Gemeinsinn und einträchtigen Zusammenwirken zu erziehen und der Nation das zu sein, was diese von ihnen erwarten darf: Bahnbrecher auf dem Wege einer aufwärts strebenden, wahrhaft sozialen Kulturentwicklung.

Anmerkungen.

[1]) Ztschr. des preuß. statist. Bureaus 1902, S. 44.

[2]) Statist. Jahrbuch für das Kgr. Sachsen für 1903, S. 62.

[3]) Über das Folgende vgl. besonders Pöhlmann, die Überbevölkerung der antiken Großstädte, Leipzig 1884.

[4]) Süßmilch, Göttl. Ordnung II, S. 335 f.

[5]) Polit. III, 1, 12.

[6]) Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Altertums III, § 15.

[7]) Das Folgende nach Erman, Ägypten und Ägyptens Leben im Altertum, S. 242 f.

[8]) Das heißt: der König wohnt in ihr. Erman.

[9]) Jede Gottheit hat ihren Tempel nach der Himmelsgegend ihrer Heimat hin zu liegen. Erman.

[10]) Vgl. Schurtz Urgeschichte der Kultur, S 447 f.

[11]) Vgl. meine Entstehung der Volksw. 3. Aufl. S. 29.

[12]) Vgl. z B. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika II, S. 49. 78. 123 f. 148. 168 und öfter.

[13]) Grundlegend für diese Dinge ist Emil Kuhn, Über die Entstehung der Städte der Alten Komenverfassung und Synoikismos. Lpzg. 1878. Vgl. außerdem Jac. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, Bd. I und J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters, I, S. 1 ff.

[14]) Ich muß für diese Dinge verweisen auf Boeckh, Staatshaushaltung der Athener II[3], S. 42 ff., Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, S. 57 ff. und Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte II.

[15]) Staat der Athener, 24. Bezeichnend ist, daß Aristoteles zu Beginn und am Ende seiner Berechnung betont, daß damit der Grund gegeben sei, weshalb die Bevölkerung Athens sich in der Stadt konzentriert habe.

[16]) Über das Folgende vgl. E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reichs bis auf die Zeiten Justinians. 2 Bde. Lpzg. 1864/5 und den Artikel „Kolonisation, römische“ von Ed. Meyer im Handwörterbuch der Staatswissenschaften Supplementband II, S. 544 ff.

[17]) Über Roms Bevölkerung verweise ich auf Wietersheim, Gesch. der Völkerwanderung, 1. Aufl. I, S. 169 ff. Beloch a. a. O., S. 392 ff. Dagegen Seek in den Jhb. f. Nö. u. Stat. III. F. XIII, S. 169 ff. und gegen ihn wieder Beloch ebendaselbst S. 328 ff.

[18]) Vgl. meine Entstehung der Volkswirtschaft, S. 430 ff.

[19]) Ich muß mich damit begnügen, auf die Zusammenstellungen von Beloch a. a. O. S. 477 ff. und Friedländer Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III[6], S. 175 ff. zu verweisen.

[20]) Es ist mir nur die Zahl der Gemeinden bekannt, die sich insgesamt 1900 auf 76959 belief, darunter 3360 mit 2000 und mehr Einwohnern und 73599 mit weniger als 2000 Einwohnern. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, XI. (1902), 3, 82. Natürlich ist die Zahl der Ortschaften viel größer.

[21]) Allerdings finden wir im mittelalterlichen Pfahlbürgertum Ansätze zu einer ähnlichen Entwicklung. Vgl. meine Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert I, S. 356 ff.

Die geographische Lage der großen Städte

von

Dr. Friedr. Ratzel,
Professor der Geographie an der Universität Leipzig.

Wohnstätte, Heimat, Schutzgebiet und Nährboden.

Die Anthropogeographie lehrt viererlei Beziehungen des Volkes zu seinem Boden: Wir bedürfen des Bodens, um darauf zu **wohnen**; unsere Wohnstätte auf diesem Boden braucht **Schutz**, der nur wirksam sein wird, wenn wir unseren Wohnboden soweit frei von Feinden halten, seien es Menschen oder Tiere, als unser Blick reicht; auch für unsere Toten brauchen wir Boden, in dem wir sie beisetzen, und unsere **Erinnerungen** haften an den Stellen, wo sie gewandelt sind; endlich brauchen wir Boden zur **Ernährung**, sei es Jagd, Fischfang, Ackerbau oder Viehzucht, Gewerbe oder Handel, die uns Nahrung bieten. So stehen wir also auf dem Wohngebiet, umgeben vom Schutzgebiet, das zunächst der Horizont begrenzt, und umgeben von unserem Nähr- oder Erwerbsgebiet, das groß und klein, nahe und entfernt sein kann; und über dem ganzen schweben unsere Erinnerungen und Gefühle, die vorübergehend an dieser oder jener Bodenstelle, am festesten aber dort haften, wo wir oder die Unsrigen wohnen oder wohnten.

In diesen vier Beziehungen steht auch jede menschliche **Siedelung**, sei es Hütte oder Stadt, zu ihrem Boden: Wohnplatz, Heimat, Schutzgebiet und Erwerbsgebiet. Das sind gleichsam vier Kreise, die um unsere Existenz geschlagen sind. Der engste ist der Wohnplatz, eng ist in der Regel auch der Ort, wo unsere Heimatsgefühle haften, und nicht sehr weit ragt unser Schutzgebiet darüber hinaus; das Erwerbsgebiet

kann dagegen schon früh einen viel weiteren Raum einnehmen. Es kommt bei Polynesiern vor, daß sie von den Kokosbäumen eines ganzen Archipels leben, von dessen zahlreichen Inseln sie eine einzige bewohnen. Die Wohnstätte ist im einfachsten Fall ein Lager unter Gottes freiem Himmel, das Firmament darüber als Dach und Zeltwand, ein Feuer, das zugleich den Schutz gegen die Angriffe wilder Tiere bildet, außerdem vielleicht noch eine Bodenschwelle, ein Sandhügel, ein Busch als Windschutz. Ein modernes Wohnhaus bietet natürlich unendlich viel mehr, aber im Notwendigsten doch nur dasselbe wie dies Lager im Freien: eine Ruhestelle und einen geschützten und zur Not wärmenden Platz. Auch mit der primitivsten Lagerstätte kann eine geistige Verbindung stattfinden; auch wandernde Stämme kehren gern zu derselben Stelle zurück, nicht weil sie von ihrer Habe dort gelassen haben, die tragen sie ja mit sich, sondern weil sie die Erinnerung daran mitgenommen haben.

Der Boden, auf dem wir wohnen, ist überall ein früherer und festerer Besitz als der Boden, von dem wir leben. Meine Wohnstätte muß mitsamt ihrem Boden mir gehören, wenn ich mich sicher darauf fühlen, nicht heimatlos werden soll, mein Arbeits- und Erwerbsgebiet kann weit entfernt liegen, kann im Besitz Anderer sein, kann, im Falle des Kaufmanns, die ganze Welt sein oder, im Falle des Fischers, das weite Meer. Schon bei den Naturvölkern finden wir, daß das Besitzrecht auf den Boden für den Erbauer einer Hütte zugestanden wird, selbst wo fester Landbesitz anderer Art ganz unbekannt ist. Und während der Verlust der Äcker und Felder an einen siegreichen Feind eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist, wird die Vernichtung der Wohnstätten, besonders aber die Zerstörung einer Stadt, als eine That hervorragender Grausamkeit hingestellt. Aber je weiter der Mensch in der Kultur

fortschreitet, um so enger verbindet er auch den Boden, von dem er lebt, mit dem Boden, auf dem er wohnt, und indem sein Erwerbsgebiet immer größer wird, entsteht die Stadt, eine große Wohnstätte, die mit einem großen Erwerbsgebiet durch starken Verkehr verbunden ist. In dieser Verbindung der engsten Beziehungen körperlicher wie seelischer Art zum Boden mit dem weitesten Bereich politischer und wirtschaftlicher Interessen liegt das Eigentümliche der großen Siedelung und Menschenansammlung, die wir Stadt nennen.

Der geographische Begriff „Stadt".

Für den Geographen ist eine Stadt eine dauernde Verdichtung von Menschen und menschlichen Wohnstätten, die einen ansehnlichen Bodenraum bedeckt und im Mittelpunkt größerer Verkehrswege liegt. Ein Zeltlager, wenn es auch Tausende von Nomaden und hunderttausend Herdentiere umfaßt, ein vorübergehendes Barackenlager für ein ganzes Armeekorps, ein großes Dorf, auf das nur Feldwege hinführen, ist geographisch keine Stadt. Es sind also drei geographische Elemente, aus deren Vereinigung an einem Punkte die Stadt hervorgeht: die Menschen, die Wohnplätze und die Verkehrswege; die letzteren können Wasserstraßen, Landstraßen oder Eisenbahnen sein. Menschen und ihre Wohnplätze drängen sich auch an vielen anderen Stellen der Erde zusammen; zu Städten werden solche Zusammendrängungen erst, wenn sie eine gewisse Größe überschreiten und wenn sie ebendeswegen nicht mehr in der Lage sind, sich unmittelbar von ihrem Boden zu ernähren, wodurch dann die Verkehrswege notwendig werden, die von der Stadt aus- und auf die Stadt zusammenstrahlen.

Man pflegt die Siedelungen der Menschen einfach der Größe nach in drei Klassen zu teilen: Höfe, Dörfer und Städte.

Der Hof ist eine Einzelsiedelung, das Dorf und die Stadt stehen ihm beide als Gruppensiedelungen gegenüber und haben in der That soviel Übereinstimmendes, daß eine scharfe Grenze zwischen ihnen nicht zu ziehen ist. Es giebt Industriedörfer, die eine Meile und mehr zu beiden Seiten eines Baches hinziehen, der ihren Werkstätten Triebkraft liefert, und andere Dörfer, wie die Runddörfer der Slaven oder die ummauerten Dörfer in einzelnen Teilen von Süddeutschland wetteifern mit Städten in planmäßiger Anlage. Nur die größere Wachstumskraft erhebt die Stadt über das Dorf; die Stadt ist den menschenbewegenden Kräften des Verkehres näher als das Dorf. Es ist der Unterschied eines hochragenden und weitästigen Baumes von dem Gesträuch, das zwar derselben Art von Pflanzen angehört, aber nicht so hoch wächst, weil es seine Wurzeln nicht so weit auszusenden vermag. Die Wurzeln der Stadt, das sind ihre Verkehrswege, und für deren Erstreckung giebt es bei den großen Städten überhaupt kaum noch Grenzen; denn wenigstens von den Großstädten der Kulturvölker kann man sagen, daß sie in allerseits offener Verbindung mit dem Geäder des Weltverkehrs stehen.

Der geographische Begriff „Stadt" wird vervollständigt durch den topographischen. Auf der topographischen Karte stellt sich mir die Stadt als eine mit Häusern bedeckte Fläche dar, die in den meisten Fällen die Neigung zu einer zusammengedrängten Form, sei es Kreis, Vieleck oder Quadrat, hat; mehr oder weniger zahlreiche Verkehrswege strahlen von dieser Figur wie von einem Mittelpunkte aus. In der Landschaft, wo ich gleichsam das Profil der Stadt sehe, gewinne ich den Eindruck einer beträchtlichen Erhebung über ihre Umgebung, nicht bloß weil die Städte sich womöglich an Hügel anlehnen oder Hügel bedecken, sondern weil sie durch ihre Türme und

Giebel, ihre Schlösser und Mauern, neuerdings auch durch ihre Fabrikschornsteine, sich körperlich über ihre Umgebung erheben. Der Wanderer, der sich einer großen Stadt von ferne naht, erblickt zuerst die bräunliche Dunst- und Rauchwolke, die darüber lagert, und darunter trüb das vielgezackte Profil der hohen Häuserwürfel und -rechtecke, ein Bild, das an die Silhouette einer schroffen Felsenlandschaft erinnern mag. Im Blick auf eine moderne Stadt fehlt heutzutage selten die lange, geschwärzte Halle des Bahnhofes, so wie in dem Bild orientalischer Städte die hochragenden Bazare, die manchmal Befestigungen gleichen. Für die Seestadt sind Leuchttürme, Speicher, Krahne und Brücken bezeichnend.

Die Umgebung der Stadt. Die Stadtmauer.

Früher waren die Städte viel schärfer gegen das Land abgegrenzt, in einer Zeit, wo eine Mauer mit einem Kranz von Zinnen und Türmen zu jeder Stadt gehörte. Die Griechen erzählen, daß die Phokäer am frühesten begonnen hätten, ihre Städte zu ummauern, und diesem Beispiel folgten mit der Zeit fast alle Griechenstädte. Aber wahrscheinlich war schon viel früher das Heiligtum der Stadt, ihr Schutzgott, in Mauern eingeschlossen, die als Akropolis von der Höhe herabschauten. Und ähnlich dürfte es im alten Ägypten gewesen sein, wo die Griechen die Ägypterstädte nach den Göttern benannten, die in ihnen verehrt wurden. Die Mauern des Heiligtums und Tempelbezirks boten wohl der Bevölkerung Schutz in Zeiten der Gefahr. Daß Sparta eine offene Stadt blieb, faßten die Griechen als eine Sonderbarkeit auf; es hing nicht mit dem vorwiegend agrarischen Charakter der Bevölkerung zusammen; Theben, das noch in ganz anderer Weise Landstadt und Stadt eines landbauenden Volkes war, rühmte

sich seiner festen Mauern. Die chinesischen Städte sind alle ummauert, sogar zahlreiche Dörfer Chinas sind von Mauern umgeben, und diese ummauerten Wohnstätten scheinen in eine graue Vergangenheit zurückzureichen. Und wenn wir uns in unserer Heimat umsehen, finden wir kaum eine alte Stadt, die nicht ummauert gewesen wäre; Mauer- und Grabenreste, in grüne Anlagen verwandelt, zeugen selbst in friedlichen Land- oder Handelsstädten von einer Zeit, wo die Stadt gerüstet und gepanzert sich über das „flache Land“ erhob und sich von ihm sonderte.

Also ein starkes Übergewicht des Schutzmotives. Nicht die Lage im Netz der Verkehrsadern entschied damals über die Erhebung einer Wohnstätte über die anderen und ihre Entwickelung zur Stadt, sondern der Besitz eines schützenden Heiligtums und von Mauern, die bereit waren, Tausende von Flüchtlingen aufzunehmen. Kolonisten, die auszogen, um eine neue Stadt zu gründen, trugen das Götterbild mit in die Ferne, und die junge Stadt mußte zuerst darin der alten gleichen, daß auch auf sie der Tempel des alten Gottes aus seinem Mauerkranz segnend herabschaute. Diese Bedeutung des Heiligtums in der ummauerten Akropolis wiederholte sich in der großen Stellung der Städte der Bischöfe und Heiligen, der kirchenreichen Städte in den Christenländern, über die Dome oder die Kuppeln eines Kreml hoch hinausragen. Wallfahrtsstädte, in denen der Zusammenfluß von Tausenden immer auch Märkte schafft, wie Mekka, Kerbelah, Lassa, bilden den Übergang von ihnen zu echten Verkehrsstädten.

Es ist nun für die geographische Lage vieler Städte entscheidend geworden, daß am engsten sich das Schutzmotiv an die örtlichen Bedingungen anschmiegt. So wie schon die vorhomerischen Königsburgen von Mykenä, Tiryns, Athen an den

Rändern eines nach mehreren Seiten steil abfallenden Felsens, der wohl auch künstlich schroffer gemacht ward, erbaut sind, und zwar so gestellt, daß der Hinaufschreitende einen möglichst langen Weg unmittelbar unter der Burgmauer hat, so ist es seither in aller Befestigungskunst Regel, daß die schützende Mauer sich eng an die örtlichen Verhältnisse anschmiegt, wobei besonderes Gewicht auf die Deckung der Zugänge gelegt wird. Daher die Lage so vieler bedeutender Festungen auf Meer- oder Flußinseln, in wasserreichen oder selbst sumpfigen Umgebungen, an Bergabhängen; manche einstige Feste ist dem Schutze der Umgebung entwachsen, von deren anfänglicher Bedeutung nur noch die Lage des ältesten Kernes zeugt. Aber noch im Kriege mit Frankreich 1870 hemmten die Felsenforts von Belfort und die Überschwemmungen des Rheines und der Ill vor Straßburg den Fortschritt der deutschen Heere.

Das Bild der gerüsteten und gepanzerten Stadt gehört nun in Europa bald der Vergangenheit an. Solche Städte wie Rothenburg o. d. T. oder Narbonne sind für uns interessante Antiquitäten geworden. Heute geht fast jede Stadt allmählich in das Land über; die Gruppen der im Kern der Stadt dicht zusammengedrängten Häuser lockern sich auf, rücken immer weiter auseinander, werden getrennt durch Gärten, Arbeitsplätze, nicht selten auch Trümmerstätten, bis endlich Äcker, Wiesen, Weinberge und Wälder das eigentliche Land zwischen die letzten Gebäude der Stadt hineinziehen lassen. Aber diese Auflockerung geht in ganz verschiedenem Maße vor sich. Sehen wir für jetzt von den Städten ab, die durch die Natur ihrer Ortslage oder durch Festungsmauern und -gräben an der Ausbreitung gehindert sind, so werden wir drei Arten des Überganges von der Stadt in das Land unterscheiden dürfen: den allmählichen, den strichweisen und den gruppenweisen. Den

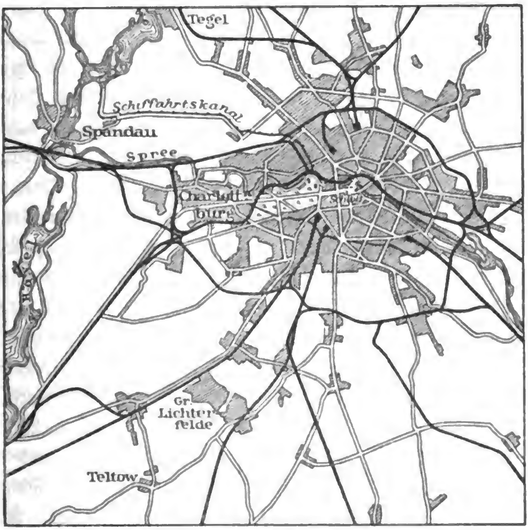
allmählichen Übergang zeigen uns besonders Städte, deren Bürger zum Teil noch landwirtschaftlich thätig sind, dieselben wohnen dann in der Peripherie der Stadt in ihren Gärten oder Weinbergen, auf ihren Äckern, und entsprechend sind die äußersten Wohnstätten der Stadt zerstreut und führen langsam zu den nächsten Dörfern über. Von dieser Art waren einst die meisten deutschen Städte, auch große und berühmte, wie Frankfurt a. M., auch Residenzen, wie Stuttgart, vor den Jahren der großen wirtschaftlichen Entwickelung. Der strich- oder strahlenweise Übergang ist allen Verkehrsstädten eigen und kommt häufig in Verbindung mit dem vorigen vor; er entsteht hauptsächlich durch die Anlehnung an die Verkehrsstraßen. Den gruppenweisen Übergang kennen wir alle in den Vororten, die oft in mehrfacher Wiederholung sich allmählich zu den nächsten Dörfern abstufen.

Das Verhältnis der Stadt zu den einmündenden Verkehrswegen.

Wenn es auch bei einem Körper voll Leben und Bewegung, wie eine Stadt, nicht möglich ist, die Klassifikation nach diesen oder anderen Merkmalen streng durchzuführen, so haben doch fast alle Städte, deren Wachstum nicht in Festungsmauern eingezwängt ist, eine Neigung zum Strahlenförmigen, das sich mit dem gruppenförmigen Übergang in ihre Umgebung verbindet. Die strahlenförmige Peripherie, das ist das bezeichnendste Merkmal der wachsenden Stadt; vgl. Fig. 1. Zwiefach sind ihre Ursachen: die Stadt wächst hier schneller, dort langsamer, je nach den natürlichen Bedingungen, unter denen sie lebt, und sie sucht den engsten Anschluß an die Verkehrswege; letzteres um so mehr, je moderner die Stadt, je wichtiger für sie der Verkehr ist. Die Eisenbahnvorstädte, die sich oft wie schmale Fühler weit

über den Körper der Stadt hinausstrecken, sind der stärkste Ausdruck dieses Wachstums. Aber auch an die Landstraßen haben sich immer die Häuser und Güterschuppen der Wirte, Kaufleute, Handwerker gereiht, die entweder dem Verkehr entgegenkommen wollten, oder aus anderen Gründen die Peripherie der Stadt

Fig. 1.



Berlin im Maßstabe von 1 : 250000.

aufsuchten, und die Landstraßen sind die Wachstumslinien der Vorstädte geworden; sie waren in den meisten Fällen vor ihnen da, und in den weiten Räumen zwischen ihnen erhielt sich oft noch lange der ländliche Charakter, wenn am Rand der Landstraße sich bereits große Häuser dicht aneinandergeschlossen hatten. Bei solcher Abhängigkeit vom Verkehr könnte man geneigt sein,

in der Stadt nur das eigentümlich umgestaltete Mündungsende eines oder mehrerer Verkehrswege zu sehen, vergleichbar etwa den Sinnesorganen, die eigentümlich umgebildete Enden von Nerven sind. Sehen wir doch die Stadt mit dem Verkehrswege entstehen, sich zerteilen, wachsen oder vergehen. Sicherlich giebt es Städte, deren Wesen und Geschichte eine solche Auffassung rechtfertigen würde. Das sind die reinen Verkehrsstädte, die zu Verkehrszwecken begründet oder spontan durch den Verkehr entstanden sind. Aber die große Mehrzahl der Städte paßt nicht in diesen Vergleich, besteht vielmehr aus Siedelungen, die ursprünglich anderen Zwecken dienten und nach denen die Verkehrswege erst später hingewachsen sind, wie zu den Pigmentflecken der niederen Tiere die lichtempfindenden Nerven im Lauf der phyletischen Entwickelung erst hinwachsen. Dann allerdings entstanden höchst innige Verbindungen, die die Stadt mit ihren Verkehrswegen unauflöslich verknüpften. Die Stadt, auf deren Marktplatz die Landstraßen aus den verschiedensten Himmelsstrichen zusammenmünden, belebt von Menschen und Gütern, die nach der Stadt gehen und von der Stadt kommen, das große Eisenbahnzentrum, in dessen Bahnhöfen die Verkehrsströme wie Blutwellen in regelmäßigen Zwischenräumen sich sammeln und ab- und zuströmen, auch selbst der Marktort, dessen Bevölkerung sich zur Verkehrszeit verzehnfacht, zeigen diese Verbindung. Auch Dörfer werden von Landstraßen durchzogen, das ist heutzutage sogar die Regel; aber das Dorf liegt nur an der Straße, ist nicht lebendig mit ihr verbunden. Wir erleben es ja oft genug, daß die Landstraße um das Dorf herumgeführt wird, und das Dorf entwickelt sich vielleicht gedeihlicher als vorher, denn es lebt von dem Boden, der es umgiebt, nicht von dem, was der Verkehr von fern oder nah herbeiführt. Im Vergleich mit den

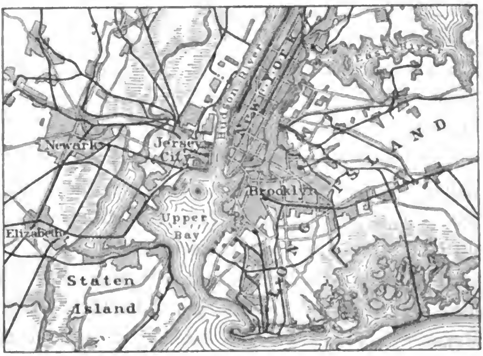
Dörfern sind die Städte zu einem großen Teile Anschwemmungen der Menschen und der Güter, die die Verkehrsströme zusammentragen. Verkehrsfragen, innere wie äußere, sind daher für die Städte Lebensfragen.

Inneres Wachsen und Umgestalten der Städte.

Derselbe Zusammenhang tritt auch im Inneren der Stadt hervor. Keine Stadt ist ein in sich gleichförmiges Ganze, jede besteht aus älteren und jüngeren Teilen. Ich möchte eine Stadt dem Granit in den Fundamenten ihrer mächtigsten Bauwerke vergleichen und nicht dem einförmigen Sandstein ihrer Fassaden; so ist in dieser großen Mischung und Zusammendrängung, die wir Stadt nennen, jedes Haus gleichsam eine Bildung für sich, wie ein Krystall, und einzelne Stadtteile und Straßenzüge haben wieder auch einen gemeinsamen Charakter für sich, der sehr oft geschichtlich begründet ist. Immer können die älteren von den jüngeren Teilen unterschieden werden, auch wenn nicht Reste der alten Umwallung der alten Stadt in auffallend breiten, gebogenen Straßen, in Parkanlagen, die Wall und Graben ausfüllen, oder in Straßennamen, wie Alter Wall u. dgl., erhalten sind. Nicht immer sind die älteren Teile auch die inneren. Wenige Städte sind so gewachsen, daß sich konzentrische Streifen um einen Kern herum legten, so daß, je weiter wir nach außen gehen, desto jüngere Teile wir durchschreiten. Das Bild der konzentrischen Wachstumsringe, das oft auf Städte angewendet wird, paßt selten, niemals paßt es auf große Städte, deren Wachstum viel eher dem einer Überschwemmung gleicht, die Arme ausstreckt, Pfützen und Tümpel aufnimmt. Besonders unregelmäßig ist das Wachstum der Seestädte und auch der meisten Flußstädte, deren Anfang am Wasser liegt, von wo das Wachstum landeinwärts geht; vgl. Fig. 2. Auch die Städte, die an

einen Bergabhang gebaut sind, wachsen oft einseitig ins Land hinaus. Wo die älteren und jüngeren Stadtteile zeitlich weit auseinanderliegen, unterscheiden sie sich in erster Linie durch ihre Raumverhältnisse. Die alte Stadt ist klein, ihre Straßen sind eng und kurz. Daran erkennt man z. B. selbst in New York und Boston den älteren Kern. Oft sind die Straßen hier auch krumm und für große Plätze ist kein Raum. Daß nun gerade aus einer solchen Zusammendrängung oft ein mächtiges

Fig. 2.



New York im Maßstabe von 1 : 500000.

Bauwerk von erhabenem, altertümlichen Charakter zum Himmel strebt, macht einen guten Teil des Reizes aus, der dem Kölner Dom oder dem von Amiens, welcher auf einem ganz engen alten Platze steht, zu eigen ist. Der Kontrast der engen Verhältnisse zu dem luftigen Bau gehört eigentlich mit zum gotischen Stil. Man hat mit Recht gesagt, daß im Vergleich damit moderne gotische Kirchen auf freien weiten Plätzen uns kalt lassen.

Die neuen Stadtteile sind in der Regel um so geräumiger, je weiter außen sie liegen: breite und lange Straßen, die meist

kerzengerade sind, große Plätze und dazu meist noch weite Flächen in unbebautem Zustande, von denen eine oder die andere im günstigen Falle als Volksgarten angelegt ist. Das sind zugleich auch die Grundzüge der modernen Städte in dem berüchtigten Schachbrettstil, der übrigens nicht bloß ganz neuen Städten, wie Mannheim oder Wilhelmshaven eigen ist; an der regelmäßigen Anlage erkennt man auch ältere planmäßige Gründungen, wie z. B. die nun auch schon alten deutschen Teile von Stettin und Danzig, einzelne Teile von Lübeck und Königsberg. Selten wird es sein, daß natürliche Gründe für eine solche Regelmäßigkeit anzuführen sind. Doch zeigt z. B. die Anlage New Yorks, wie früh die schmale, fast rechteckige Insel Manhattan auf Parallelstraßen hinwirken mußte, und auch die alten Inselstadtteile von Danzig und Hamburg zeigen regelmäßigere Straßenzüge als die festländischen. Eine natürliche Folge solcher regelmäßigen Stadtanlagen sind die geraden Straßen; zusammen mit den quadratischen oder rechteckigen Häuserblöcken entsprechen sie der einfachsten und praktischsten Bebauung eines gegebenen Raumes und zugleich dem Interesse des Verkehres. Es ist nicht richtig, daß die alten Städte nur krumme Straßen gekannt hätten; es giebt in jeder alten Stadt genug gerade Straßen, sie sind aber nicht kilometerlang, wie in den neueren und oft auch nicht so genau nach der Schnur angelegt. Übrigens kannte auch das Altertum gerade Straßen von bedeutender Länge. Antiochias 36 Stadien (fast 1000 m) lange Hauptstraße wurde in vielen alten Städten nachgeahmt, und man wußte wohl, daß hier wie bei anderen Neuanlagen, von vornherein breitere und geradere Straßen geschaffen wurden, besonders in Kolonialstädten. Krumme Straßen sind auch in alten Städten nur angelegt worden, wo die kreisförmige oder ovale Umwallung oder die Bodenform dazu nötigten, und

außerdem findet man sie in der Nähe alter Kirchen und Kirchhöfe. Ferner mochten auch manche Durchbrüche solche erzeugen. Schade für die Perspektive! Wie oft bietet nur ein Strom oder Fluß, der sich durch eine Stadt in Windungen zieht, die Gelegenheit, Kirchen, Paläste oder sonst sehenswerte Häuser sich malerisch um einen Bogen gruppieren zu sehen. Eine üble Folge unserer geraden Straßen ist ja eben die Unmöglichkeit, deren Bauten anders als streng in Linie hintereinander zu sehen.

Wir sehen, wie wenig eine Stadt wächst, ohne ihr eigenes Innere stark umzugestalten; auch darin gleicht sie einem Organismus, dessen Wachstum, außen als eine Vergrößerung der Masse, der Größe erscheinend, im Inneren Veränderungen der Struktur mit sich bringt. Dieses innere Wachstum geschieht zunächst unter dem Einfluß des inneren Verkehrs; man kann es eine innere Verkehrsentwickelung nennen. Je weiter die Stadt sich ausbreitet, desto stärker wird die Forderung auf Bewältigung ihrer inneren Entfernungen, daher Streckung gebogener oder winkliger Straßen, Durchbrüche zwischen Straßenzügen, Anlage neuer gerader Diagonal-Straßen. Dieser Trieb durchbricht zugleich die Scheidewände, die die Bewohner unter sich aufgerichtet hatten. Die mittelalterliche Stadt hatte ihre besonderen Quartiere und Straßen für Stände und Berufe, so wie die orientalische Stadt ihre besonderen, oft sogar durch Mauern getrennten Christen-, Juden- und Muhammedanerquartiere hat. Dabei wirkt aber auch der äußere Verkehr mit ein, der heute seine Straßen, Kanäle, Eisenbahnen ungehindert bis in das Herz der Stadt fortführen, oder sogar durch die Stadt durchführen will. Er wirft nicht bloß Mauern um, er hilft die innere Struktur der Stadt umgestalten. Darum sehen wir Seestädte sich im Wachstum am gründlichsten verändern, denn bei ihnen wächst ja nicht, wie bei einer Residenzstadt, nur der

Wohnraum, sondern das Meer oder der Strom wächst in Gestalt von Hafenbecken und Kanälen mit der Stadt und in die Stadt hinein, und Stadt und Wasser wirken wechselseitig umgestaltend aufeinander.

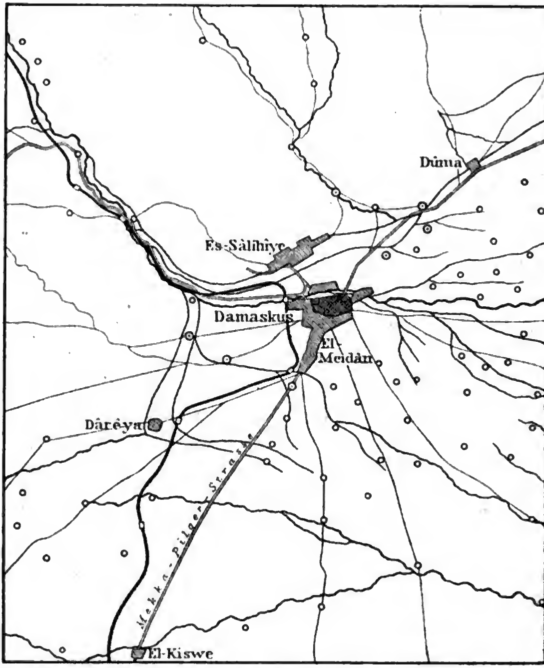
Die Stadt als Stauungserscheinung.

Ist eine Stadt in ihrem gegenwärtigen Zustand eine größere Vereinigung von Menschen, Bauwerken und Verkehrswegen, so ist sie ihrer Entstehung nach eine Aufstauung von Menschen, hervorgerufen durch Boden von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit oder großem Reichtum an nutzbaren Mineralien, noch öfter aber durch eine Hemmung ihrer Wege und der Verkehrswege ihrer Güter. Diese Hemmung ist in vielen Fällen natürlicher Art. Der Verkehr zu Land trifft auf das Wasser des Meeres, der Seen, der Flüsse, der Sümpfe, es entsteht ein Halt, wo er auf das Schiff, auf die Fähre, die Brücke, den Damm übergehen muß, und aus diesem Halt wird die Stadt. Ähnliche Hemmungen erleidet der Verkehr beim Übergang aus dem Gebirg in die Ebene, aus der Wüste in das Kulturland, aus dem Wald in die Steppe, und die Städte am Rande der Gebirge, der Wüste, der Wälder sind die Folgen davon.

Wo Wege sich kreuzen entstehen ebenfalls Menschenansammlungen, die einen dauernden Charakter dort annehmen, wo die Wege dauernd begangen und so lang sind, daß die Kreuzungspunkte ganz von selbst zu Rastpunkten nach langer Reise werden müssen. Damaskus ist einer der ausgezeichnetsten Kreuzungspunkte von großen Verkehrswegen, die das Rote Meer mit Kleinasien und das Mittelmeer mit Mesopotamien verbinden. Damaskus hat außerdem den Vorzug der Einzigkeit, der anderen Oasenstädten in noch höherem Maße eigen ist. Von städteloser Wüste umgeben, hat diese hellschimmernde Stadt

in ihrem breiten Kranze grünender Gärten und Felder, die echteste Oasenstadt, das größte Monopol des Verkehres von der Natur selbst; sie ist eine der ältesten Städte der Erde, wird

Fig. 3.



Umgebung von Damaskus im Maßstabe von 1 : 250000.

schon in den Tel-Amarnabriefen genannt. Auch Mursuk, Bilma werden nie zu entthronen sein. Mit solchen Kreuzungspunkten sind die Häfen ohne Hinterland nahverwandt, besonders

Inselhäfen, wo die Schiffe nur umladen, was von außen herangebracht wird oder nach außen bestimmt ist, wie Malta oder Aden.

An einem Kreuzungspunkt von noch großartigerem Charakter ist Byzanz gelegen: Europa und Asien, Pontus und Mittelmeer stoßen hier zusammen. Von der Lage an einem Hafenbecken ersten Ranges begünstigt, kann Konstantinopel an dieser Stelle wohl nie von dem Range einer Weltstadt verdrängt werden. Wohl aber wird es eines Tages einen Teil seiner Bedeutung an ein asiatisches Gegenüber verlieren, und zwar um so rascher, je mehr der kleinasiatische Verkehr sich entwickelt, und je enger unter friedlichen Zuständen die asiatischen mit den europäischen Gestaden wieder verwachsen. Gerade Konstantinopels Lage am herrlichen Hafen des Goldenen Horns, an der Spitze einer leicht zu verteidigenden Halbinsel und auf der europäischen Seite des Bosporus, wo die Strömungsverhältnisse für die Schiffahrt günstiger als auf der asiatischen sind, wird immer einzig bleiben. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Konstantinopel vor allen historischen Stürmen, die in dieser Gegend aus Osten zu kommen pflegten, durch seine Lage auf der europäischen Seite des Bosporus geschützt war. Perser, Mongolen, Türken konnten ganz Kleinasien von einem Ende bis zum anderen überschwemmen, am Bosporus mußten sie wenigstens zeitweilig Halt machen. Dieses große Motiv der Entwickelung Konstantinopels zur Welthandelsstadt wird an Stärke verlieren, wenn die Oststürme Westasiens Völkerwelt nicht mehr so häufig heimsuchen, vielleicht gar völlig einschlummern sollten, wie es den Anschein hat. Schon macht Rußlands Aufwachsen im europäischen Hintergrunde die Lage Konstantinopels unsicherer als die von Chalcedon oder Skutari.

Für den Landverkehr gehören zu den wichtigsten, die

Lagen an Flüssen, in Seen und Sümpfen, und an Küsten wo er das feuchte Element am leichtesten durchschreiten kann. Solche Brückenlagen sind entweder Furten, d. h. seichte Stellen oder Verschmälerungen durch das Einandernähertreten der Ufer. Auch Inseln können die Überschreitung erleichtern, und auch an den schmalsten Stellen von Meeresstraßen sind zugleich auf Festland und Inseln Brückenstädte entstanden. Wo aber der Verkehr die kürzeste Linie sucht, da erzwingt er sich die Überschreitung auch an Stellen, die keine von diesen Begünstigungen haben. Und in der Nähe der Flußmündungen liegen Brückenstädte, die nur da sind, weil es weiter unten überhaupt keine Möglichkeit der Überschreitung giebt. Gerade das sind aber ohnehin sehr wichtige Lagen, wo die Flußschiffahrt sich mit der Seeschiffahrt begegnet, so daß von vornherein zwei Hauptmotive der Städtebildung sich hier kreuzen. Das gilt entschieden von Bremen, wo von alters her die Wege von Friesland und Westfalen nach der Ostsee die Weser überschritten. Noch ausgesprochenere Brückenstadt ist Königsberg, das vor den pregelauf- und pregelabwärts gelegenen Strecken seiner nächsten Umgebung durch Hügel ausgezeichnet ist, die an den Fluß herantreten, dessen Übergang außerdem eine Insel erleichtert.

Für die Höhenlage einer Stadt ist am entscheidendsten das Verhältnis ihres Bodens zum Wasser. Für den Menschen beginnen, gleichwie für andere Landbewohner, die Lebensbedingungen erst über dem Meeresspiegel. Es können Städte, die durch Dämme geschützt sind, etwas darunter liegen, das sind aber Ausnahmen. Die Regel ist, daß selbst Seestädte mindestens einige Meter über dem Meeresspiegel gelegen sind, mindestens soviel, daß sie Schutz vor den Überschwemmungen des Meeres oder ihres Stromes haben. Da sie aber nun entweder der Verkehr auf das Wasser hinweist, oder im tief-

gelegenen Land fruchtbarer Boden zu finden ist, dessen Nähe auch die Stadt sucht, besonders solange sie jung ist, so finden wir ungewöhnlich häufig Städte auf dem Rande von Bodenschwellen so angelegt, daß ihnen der Verkehr mit dem Meer, dem Strom oder dem Tiefland offen bleibt. Es ist ein Kompromiß zwischen den Vorteilen der höheren und der tiefen Lage. Jede einzelne von den größeren deutschen Seestädten, Kiel ausgenommen, hat eine solche Lage. Beim Wachsen der Städte ist die Folge davon, daß die Stadt stufenförmig ansteigt, oder, wo dazu kein Raum ist, endlich doch in das tiefere Land hinauswächst; das letztere wird aber schon deswegen möglichst lang vermieden, weil das Bauen in den Niederungen häufig nur auf künstlich aufgeschütteten oder durch Pfahlroste befestigtem Boden geschehen kann. Daher finden wir in Bremen, Hamburg, Stettin, erst die jüngsten Stadtteile in die tiefere Lage vorgeschoben, während die ältesten und älteren am Rande von Erhebungen oder auf inselförmigen Höhen liegen. Daher auch die so oft wiederkehrenden Unterschiede von Oberstadt und Unterstadt und die parallelen Straßenzüge, die stufenförmig übereinander an einem Abhang hinziehen und von ansteigenden Straßen gekreuzt werden. In Stettin beträgt der Unterschied der höchsten und tiefsten Stadtteile 25 m, und da ergiebt sich ganz natürlich eine Sonderung in Ober-, Mittel- und Unterstadt.

Für die auch nur um ein paar Meter erhöhte Lage einer Stadt sprechen aber noch andere Gründe. Zuerst der festere Baugrund; je höher der Boden, desto mehr ist er in der Regel geeignet, die festen Fundamente der Häuser einer Stadt aufzunehmen, und nicht selten bietet solcher Boden selbst ein erwünschtes Baumaterial. Wo in solchem Boden schwerdurchlässige Schichten auftreten, sammelt sich das Wasser zu Quellhorizonten. Quellwasser aber war zu allen Zeiten einer der

verlockendsten Anlässe zu Siedelungen, und wenn die Stadt heranwuchs, wurde die Anlage von zahlreichen Brunnen notwendig. In der Nähe von Brackwasser und Sumpfwasser wuchs der Wert frischen Wassers. Erst die letzten Jahrzehnte haben in solchen Lagen durch die Filtrierung des Stromwassers eine andere Quelle gesunden Trinkwassers erschlossen.

Indem die Menschen sich zum Schutz gegen wilde Tiere und gegen menschliche Feinde mit Wasser umgaben, wie schon die Pfahlbauer, und eben deshalb die Städteanlagen auf Inseln und den äußersten Spitzen von Halbinseln bevorzugten, indem dann weiter das Wasser als Verkehrsweg immer mehr zur Geltung kam, und endlich der Übergang vom Landverkehr zum Wasserverkehr die Siedelungen an das Wasser drängte, entstand eine enge Verbindung zwischen den Städten und dem Wasser, die trotz des Widerspruches gegen die Natur des Menschen als eines Landbewohners sich nicht bloß durch alle Entwickelungen hindurch erhalten, sondern sich noch vertieft hat. Indem nämlich die Städte heranwuchsen, wurde die Nähe guten Trinkwassers eine immer brennendere Frage, und die technische Entwickelung erkannte den Wert der Wasserkräfte, der noch immer steigen wird. Schaffhausen liegt am Rheinfall; aber im Herzen von St. Paul (Minnesota) liegen heute die ganz umgestalteten Mississippifälle von St. Anthony, die durch eine Schicht des silurischen Trenton-Kalksteins hervorgerufen werden. Beide Städte sind ursprünglich durch die Hemmung des Verkehrs an diesen Stellen entstanden, sind aber jetzt auf dem Wege durch Ausnützung der Fallkraft ihrer Flüsse echte Wasserfallstädte zu werden. Brauche ich in Dresden die landschaftliche Bedeutung zu rühmen, die der Wasserspiegel des Stromes für das Bild seiner Stadt hat, in deren bewegtes Leben er die Ruhe der Natur mitten hineinlegt, an deren starren Mauern

und Häuserwürfeln er das stille, stetige Fließen des Wassers hinleitet und deren harte Wirklichkeit er in weichen Bildern widerspiegelt? Von den deutschen Großstädten entbehren nur wenige dieses Reizes, und die schönsten Städtebilder von London, Paris, Berlin, St. Petersburg, New York sind die durch Wasserspiegel, Länden und Brücken belebten. Städte, durch die grüne Hochgebirgsflüsse dahinrauschen, wie Innsbruck, Salzburg, München oder die an einem See und seinem Ausfluß liegen, wie Konstanz, Zürich, Genf, oder in deren Mitte ein Flüßchen sich zu einem Meeresarm verbreitert, wie die Alster in Hamburg, oder die in Flußgeflechten sich inselartig erheben, wie Posen oder St. Petersburg, gehören zu den schönsten, weil wasserreichsten.

Die Stadt will nicht bloß auf dem festen Lande im ganz allgemeinen Sinn des Wortes liegen, wie alle anderen Wohnstätten des Menschen, sondern sie will ganz besonders festes Land zum Untergrund haben, auf festem Boden stehen. Welche Schwierigkeiten Felsgrund dem Erbauer bereiten mag, er wird überwunden. Es giebt Städte, die sich an Felsen gewissermaßen nur heften, wie ein Felswanderer, der gerade soviel Boden unter den Füßen hat, als er braucht, um Fuß zu fassen, und zahllose alte und neue Städte sind in Felsgestein gebrochen und gesprengt. Aber in beweglichem Sumpf- oder Sandboden hat man nur im äußersten Notfall Städte angelegt und selbst Halbinseln und Inseln solcher Art, die zur Städtegründung auffordern, sind nicht oder nur dort bebaut worden, wo Städte von ihrem ursprünglichen festen Boden aus sie überwachsen haben.

Die allgemeine und die besondere geographische Lage.

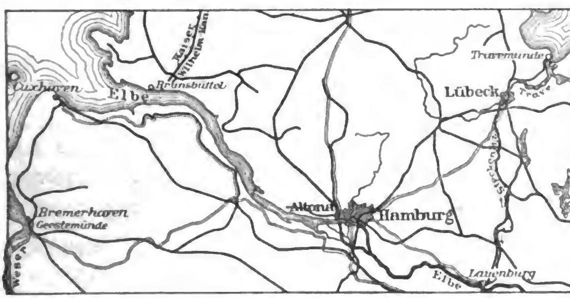
Wir sprachen bisher von der geographischen Lage der Städte, als ob es nur eine gebe; es ist aber leicht zu sehen, daß das

nur eine bequeme Vereinfachung ist, von der die eingehendere Betrachtung sehr bald zurückkommen muß; denn es ist notwendig, zwei Arten von geographischer Lage zu unterscheiden. Wenn ich von Berlin sage, es liegt zwischen dem Nordrande der mitteldeutschen Gebirge und der Ostsee, oder es liegt zwischen Elbe und Oder, so ist das eine ganz andere Aussage als wenn ich sage, Berlin liegt auf den Inseln eines Flußnetzes zwischen Spree und Havel. Beides sind geographische Lagen, die eine in einem weiteren, die andere in einem engeren Raum; man könnte die erste die allgemeine geographische Lage, die andere die besondere oder die topographische Lage, oder jene kurz die Verkehrslage, diese die geographische Lage ohne weiteres nennen.

Für die Entwickelung einer großen Stadt muß nun die allgemeine Lage oder die Lage zu den großen Nachbargebieten gegeben sein. Die topographische oder besondere Lage ist dann nur eine Zugabe, deren glückliches Zusammentreffen mit einer großen Verkehrslage allerdings so glänzende Wirkungen wie Konstantinopel oder San Francisco hervorbringt. Wenn man von irgend einer Großstadt sagen darf, sie werde nie untergehen, oder es werde an ihrer Stelle immer eine neue erstehen, so ist es von Konstantinopel, das nicht bloß seinen herrlichen Hafen hat, sondern dem auch an der ganzen Nordküste Kleinasiens kein einziger guter Hafen gegenüber liegt. Aber gerade die Gunst der Küstenlage, die z. B. einen sicheren Hafen gewährt, ist ganz nebensächlich; die Lage zum Weltmeer und zum Hinterland entscheiden über die Lage der großen Seestädte. Nur ein großer Kriegshafen ist an der einzigen von Natur hafenreichen Küstenstrecke Deutschlands, an der schleswig-holsteinischen Ostküste entstanden, Kiel; in allen den übrigen von Natur zu Hafenplätzen bestimmten

Föhrden hat es immer nur Seeplätze zweiten oder dritten Ranges gegeben. In der Elbe und Weser dagegen, wo die Kunst soviel thun mußte, um gute Häfen zu schaffen, hat die große Verkehrslage Welthandelsstädte ins Leben gerufen. Besonders Hamburgs Lage zur Mitte Norddeutschlands und Mitteldeutschlands ist so einzig, daß Hamburg wahrscheinlich auch dann die erste Seehandelsstadt Mitteleuropas sein würde, wenn die Schiffbarkeit der Elbe kürzer oder wenn die cimbrische Halbinsel gar nicht da wäre.

Fig. 4.

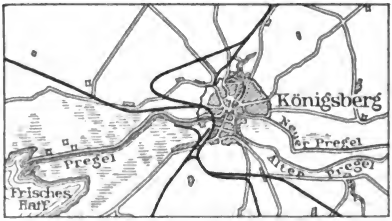


Umgebung von Hamburg im Maßstabe von 1 : 1 650 000.

Zwischen geographischer Lage im engeren Sinne und Verkehrslage bleibt der Unterschied, daß die geographische Lage von der Natur gegeben ist, die Verkehrslage aber erst entsteht, wenn jene Bewegung von Menschen, Gütern oder Nachrichten, die wir Verkehr nennen, durch die geographische Lage eines Punktes örtlich eine Verstärkung erfährt. Man kann also die Verkehrslage eine geographische Lage nennen, die eine positive Bedeutung für den Verkehr hat. Eine und dieselbe Art von Lage kann daher nur eine geographische oder außerdem noch eine Ver-

kehrslage sein. Lübeck, Hamburg und Königsberg haben alle drei eine Isthmuslage; aber während dieselbe bei Hamburg und Lübeck viel zur Verkehrsbedeutung dieser Städte beigetragen hat, gewinnt Königsberg keinen beträchtlichen Vorzug dadurch, daß

Fig. 5.



Umgebung von Königsberg im Maßstabe von 1 : 250000.

das Samland einen Isthmus zwischen dem Frischen und dem Kurischen Haff bildet; denn dieser Isthmus ist keine Landenge zwischen großen Ländern und jene Haffe sind verkehrs geographisch unbedeutend.

Das Hinterland der Stadt.

Wenn wir vom **Hinterland einer Stadt** sprechen, müssen wir fünf Eigenschaften des Hinterlandes unterscheiden, denn es giebt für jede Stadt ein **natürliches** Hinterland, ein **politisches** Hinterland, ein Hinterland als **Absatzgebiet**, ein Hinterland als **Produktionsgebiet** und endlich ein Hinterland als **Verkehrsgebiet**. Betrachten wir die deutschen Seestädte, so ist ihr natürliches Hinterland wegen der Verbreiterung des norddeutschen Tieflandes nach Osten zu größer als im Westen. Zwischen Bremen und dem Nordrand des Gebirges liegen 100 km, zwischen Danzig und dem Nordrand der Karpathen 500 km, das natürliche Hinterland ist also für Danzig fünf-

mal breiter als für Bremen. Man könnte auch die schiffbare Länge vergleichen, die bei der Weichsel doppelt so groß als bei der Weser ist, über 1000 km; auch hier ist also der Abstand sehr beträchtlich. Das politische Hinterland dieser Städte verhält sich gerade entgegengesetzt dem natürlichen; es ist im Osten schmäler als im Westen. Hinter Bremen ist Deutschland 600 km breit, hinter Danzig 170; dem Bremer Verkehr liegt also die erste Zollgrenze fast viermal ferner als dem Danziger; allerdings liegt Bremen noch näher der Westgrenze des Reiches als Danzig der Ostgrenze, aber jenseits der Westgrenze liegen dort die Niederlande und Belgien, die dem deutschen Verkehr offen sind, dort dagegen Rußland mit einer in manchen Beziehungen den Verkehr zurückweisenden Zoll- und politischen Grenze. Danzig, Königsberg und Breslau hatten jede einzelne Veränderung im russischen Zolltarif, und jede administrative Änderung im Grenzverkehr zu empfinden, und werden immer davon abhängig bleiben. Jeder deutsch-russische Zollkrieg hat unmittelbar die Thätigkeit und das Wachstum dieser Städte gehemmt.

Das verschiedene Wachstum der Gebiete, die auf eine Stadt hinstrahlen, muß auch im Wachstum dieses Mittelpunktes sich aussprechen. Der Unterschied der europäischen und der asiatischen Länder, in deren Mitte Konstantinopel liegt, mußte dieser Hauptstadt bald einen mehr europäischen, bald einen mehr asiatischen Charakter geben. Südosteuropa hat, entsprechend seiner natürlichen und politischen Gliederung, in Südrußland, im Donaudelta, an den Gestaden Bulgariens und Griechenlands neue Hafenplätze entstehen sehen, die das europäische Verkehrsgebiet Konstantinopels einengen mußten: Odessa, Galatz, Varna, Burgas, Piräus, auf türkischer Seite Saloniki und Dedeagatsch sind auf seine Kosten groß geworden. Kleinasien hat das einzige

Smyrna entwickelt. Noch ist Konstantinopel der Mittelpunkt eines lebhaften Transithandels zwischen Persien und der Türkei, der in günstigen Jahren 15 bis 20 Mill. betragen mag; aber ein großer Teil davon wird künftig nach den pontischen Häfen Rußlands abgelenkt werden. Kleinasien bleibt ein großes reiches Hinterland für die Hauptstadt, das durch ein planvolles System von Eisenbahnen sich mit den weiter rückwärts bis zum persischen Meerbusen liegenden Ländern verbinden wird. Da ist es wohl wahrscheinlich, daß der asiatische Hafen Haidar Pascha am Bosporus sich kräftiger entwickelt als die 1895 vollendeten französischen Hafenanlagen am Goldenen Horn.

Der Einfluß des Absatzhinterlandes auf die Entwickelung der Städte hängt in erster Linie von dessen Volksdichte ab, die natürlich in gewerbreichen Gebieten auch für die Produktion von großem Belang ist. Wenn Köln früh eine der größten Handelsstädte des mittelalterlichen Europa geworden ist, dankt es dies in erster Linie dem breiten Weg zum Meere, den der Unterrhein bot und zum Teil auch den bequemen Tieflandwegen nach Osten und Westen; aber auch das fruchtbare, dichtbevölkerte oberrheinische Hinterland hat seinen Anteil daran.

Von der natürlichen Ausstattung des Hinterlandes hängt die Masse und oft auch die Art der Waren ab, die einem Handelsplatz zufließen und zum Teil auch der Waren, die das Hinterland braucht und aufnimmt. Die englischen Kohlenhäfen, wie Newcastle und Cardiff zeigen diese Abhängigkeit im größten Maße; sie ist aber nicht minder stark in Savannah, das ein Baumwollenhafen, in Santos, das ein Kaffeehafen oder in Rangun, das ein Reishafen ist, und so in hundert anderen. Ändert sich die Bewirtschaftung des Hinterlandes, so ändert sich auch die Thätigkeit seiner Handelsstädte. Danzig war einst einer der größten Getreidehäfen, Norfolk in Virginien einer der größten

Tabakshäfen, Charleston in Südkarolina einer der größten Reishäfen; heute führt Danzig hauptsächlich Holz, Norfolk Kohlen, Charleston Baumwolle aus.

Die zwei disparaten Begriffe des Produktions- und Absatzhinterlandes vervollständigt und ergänzt in gewissem Sinn der des Hinterlands als Verkehrsgebiet. Zunächst ist jedes politische Gebiet auch ein einheitliches Verkehrsgebiet. Die Nordseestädte haben also als deutsche Städte einen größeren Teil von Deutschland als Verkehrsgebiet hinter sich als die Ostseestädte, und außerdem sind sie auch dadurch vor diesen begünstigt, daß die westeuropäischen Länder schon durch übereinstimmende Spurweite ihrer Eisenbahnen verkehrsgünstiger sind als Rußland mit seiner abweichenden Spurweite. Daß aber auch hier natürliche Momente hineinspielen, zeigt die gewaltige Ausdehnung des Elbverkehrs nach Österreich hinein, wodurch Hamburg ein Verkehrshinterland erhält, das, bis in die Ostalpen reichend, dem natürlichen Hinterland Danzigs an Breite nichts nachgiebt.

Die Lage der Städte zueinander.

Eine Verkehrslage ist kein Punkt, wie es denn die Geographie überhaupt selten mit Punkten zu thun hat, sondern ein Raum, z. B. eine Küste oder eine Flußmündung; und irgendwo in diesem Raum findet die Lage ihr Maximum, wo ihre Eigenschaften am höchsten entwickelt sind, und von wo aus sie allmählich abnehmen. Diese Abnahme ist aber nicht immer eine nach allen Seiten gleichmäßige, sondern sie richtet sich nach der geographischen Verbreitung des in Frage kommenden Vorteils. Deswegen kann sich auch eine Städtelage in abnehmendem Maße in einer bestimmten Richtung wiederholen, und so folgen aufeinander Städte, die die gleiche geographische Veranlassung haben und daher auch in verschiedenem Grade die gleiche wirtschaftliche

oder politische Aufgabe lösen. An der helgoländer Bucht der Nordsee liegen Hamburg und Bremen; ihre Lage ist in den Grundzügen die gleiche, die man einer deutschen Zuhörerschaft nicht zu schildern braucht. Was ihre Lage zum Weltmeer und zur Nordsee anbetrifft, so ist sie ursprünglich gleich gut, aber Hamburg hat die Isthmuslage am Fuß der kimbrischen Halbinsel voraus, und was die Lage zum Land anbetrifft, so liegt es dem Zentrum Mitteleuropas näher und die Elbe reicht tiefer in dasselbe hinein und weiter nach Osten. Daher liegt in der unteren Elbe das Maximum der Vorteile der Lage an der deutschen Seeküste und Hamburg hat sich hier zu dem größten deutschen Seeplatze entwickelt, wobei es Bremen weniger im Überseeverkehr und in der Einfuhr zur See, als in der Ausfuhr, im Nord- und Ostseeverkehr und im Hinterlandsverkehr übertrifft. Wenn in Emden eine dritte Seestadt in derselben Lage sich herausbildet, so kommt für sie ein leichter Ausschlag durch die westliche Lage zur Geltung; der Hauptgrund dafür liegt aber im Hinterland. Was uns Hamburg, Bremen und Emden lehren, ist eine allgemeine Eigenschaft der Seestädte, die in demselben Lande an gleicher Küste liegen: ihre maritimen Vorteile sind immer viel weniger verschieden als ihre Beziehungen zum Lande. Daher konnten zu alten Zeiten die Seestädte in überseeischen Angelegenheiten verbunden auftreten, während ihre Interessen zum Hinterland oft weit auseinandergingen.

Zwei Städte von übereinstimmender Lage werden niemals auf die Dauer sich genau in Hälften der daraus fließenden Vorzüge teilen. Im Wettbewerb wird die eine die andere zurückdrängen, womöglich lahmlegen. Daß Danzig die weiter weichselabwärts vom deutschen Ritterorden gegründete „Jungstadt“ zerstörte, liegt weit zurück, nicht so weit das Aufkommen Amsterdams auf Kosten Antwerpens oder Triests auf Kosten von Venedig. In

unserer Zeit kämpft man nicht mehr mit Verkehrsverboten, Schließung von Häfen oder Zufahrten oder einfacher Zerstörung einer ganzen Stadt; doch sind auch Zölle und Tarife wirksame Mittel, um hier das Aufwachsen einer Stadt zu fördern, dort zu hemmen. Fiume haben wir wesentlich erst eine nennenswerte Hafenstadt werden sehen, seitdem das System des Dualismus ein fast selbständiges Ungarn geschaffen hat, das dem Ruf eines seiner weitblickendsten Staatsmänner „Ans Meer, Magyar!“ gehorchte. Andererseits haben alle Vorteile der Lage nicht vermocht, Salonichi zu dem großen Hafen zu machen, der er schon als mittelmeerischer Endpunkt einer mitteleuropäischen Bahn sein sollte. Die Unvollkommenheit der Hafeneinrichtungen und -Verwaltung steht dem entgegen. Tschittagong, das berufen zu sein scheint, der Hafen für Assam und überhaupt für das Brahmaputragebiet zu werden, kann trotz der Eisenbahn bis Sadyia in Oberassam, die es allerdings erst jetzt (1902) erhalten hat, neben Calcutta nicht aufkommen, das nun einmal den Verkehr an sich gezogen hat. Man schreibt dieses Zurückbleiben der Vereinigung von Tschittagong mit Bengalen zu, dessen Regierung nur Calcutta begünstige. „Der indische Handel verlegt nur langsam seinen Schwerpunkt von einem Ort an einen andern“ (Times 1. IV. 1902). Und so bleibt Tschittagong die Hinterthüre von Bengalen, statt die Vorderthüre von Assam zu sein. Karratschi bietet auf der andern Seite von Indien in seinem Verhältnis zu Bombay ein ähnliches Bild: Trotz der Nähe beim Indusgebiet und der günstigen Eisenbahnverbindungen kommt Karratschi neben Bombay nur langsam als Einfuhrhafen auf.

Teilung der Arbeit der Städte.

Wo die Lage räumlich nahe, qualitativ aber erheblich verschieden ist, tritt das gesündere Verhältnis der Arbeitsteilung,

die natürlich auch Teilung des Gewinnes bedeutet, an die Stelle des Wettstreits. Die Hafenstadt die von großen Seeschiffen nicht mehr erreicht werden kann, verbindet sich mit einem Vorhafen, der weiter seewärts gelegen ist, so entsteht das Verhältnis von Bremen und Bremerhaven, und so wandert die Stadt in hunderten Fällen mit der Wassertiefe und dem Tiefgang der Schiffe flußauf und flußab. Athen und Piräus stehen ganz anders zueinander, denn Athen ist nicht Seestadt, nur Handelsstadt; wenn nun auch Piräus einen großen Teil des Handels von Athen besorgt, so ist es doch als Seestadt unabhängig und hat sein selbständiges starkes Wachstum.

Je kleiner die Entfernung zwischen Hafen und Vorhafen und je geringer der Unterschied der Wegbeschaffenheit und der Größe der Fahrzeuge, um so geringer wird in der Regel auch der Unterschied der geleisteten Arbeit sein; die Zusammenfassung der Arbeit erlangt das Übergewicht über die Arbeitsteilung, und der Vorhafen sinkt zu einem Anhängsel herab. Hamburg liegt von Kuxhaven 108 km entfernt, diese Entfernung ist noch klein genug, daß sie leicht bewältigt werden kann, und die untere Elbe ist tief genug, daß sie für große Ozeandampfer fahrbar gemacht werden könnte; daher ist Cuxhaven hauptsächlich nur bei Eisgang und schweren Stürmen nützlich, wozu seit der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals noch die selbständige Funktion als Warteplatz für Schiffe kommt, die in den Kanal einfahren wollen. Seine Befestigungen gehören einem andern Kreis von Betrachtungen an. Die Entfernung Bremerhavens von Bremen ist 55 km, aber das Fahrwasser der Unterweser läßt Schiffe von mehr als 5,5 m Tiefgang nicht nach Bremen kommen; daher ein zunehmendes Wachstum des Verkehrs großer Seeschiffe in Bremerhaven, und zugleich auch Wachstum des von Bremen unabhängigen Verkehrs Bremer-

havens mit dem gemeinsamen Hinterland. Bei den Ostseehäfen vermindert die durchschnittlich geringere Größe der Fahrzeuge den Unterschied der Leistung und die Bedeutung der Vorhäfen ist entsprechend gering; gesteigert wird sie in etwas durch die längere Dauer der Vereisung der vom offenen Meer abgelegenen Häfen.

Zwischen zwei Städten im Wettstreit wächst in der Regel der Unterschied um so schneller je größer er war; der Vorsprung, den eine einmal zur Blüte gelangte Stadt vor den Städten in gleicher Lage hat, wird ebendeswegen nicht leicht eingeholt. Das ist eine Regel, der sich manche natürliche Vorteile beugen müssen. Shanghai ist nun einmal der Zentralplatz des chinesisch-abendländischen Handels geworden und Tientsin gelingt es nur ganz langsam, trotz seiner vorteilhaften Lage sich von ihm unabhängig zu machen. Im günstigen Fall entwickelt sich aus dem Wettbewerb eine Arbeitsteilung wie zwischen Mannheim und Ludwigshafen, der Handelsstadt und der Industriestadt, oder Bremen und Geestemünde, der großen Seestadt und dem Zufluchts- und Fischerhafen. Viel häufiger sind die Fälle, wo die junge Stadt neben einer älteren überhaupt nicht aufkommt, oder wieder zurückgeht. Swinemünde und Pillau sind neben Stettin und Königsberg immer zu einer verhältnismäßig unbedeutenden Stellung verurteilt, da diese Städte fast alle Nachteile der rückwärtigen Lage durch Stromkorrektionen, Kanal- und Hafenbauten mit der Zeit ausgleichen konnten.

Volksdichte und große Städte.

Drei Fünftel der Städte Europas von mehr als 100000 Einwohnern gehören England, Deutschland, Italien, Belgien und den Niederlanden, also Ländern von mehr als 100 Einwohnern auf 1 qkm. Daß aber das europäische Rußland 16 und die Ver. Staaten von Amerika 38 solcher Städte

haben, zeigt, daß auch weite Räume, die im ganzen dünnbevölkert sind, die Entwickelung großer Städte begünstigen. Ein Blick auf die Verteilung der Menschen über die Erde zeigt, wie die größte Dichtigkeit allgemein in der Peripherie der Erdteile liegt, während die dünnstbewohnten oder ganz unbewohnten Gebiete dem Inneren angehören. Die bessere natürliche Ausstattung der meernahen Länder, besonders ihr günstiges Klima, das seit Jahrhunderten bestehende Übergewicht des Seehandels und Seeverkehrs und die damit Hand in Hand gehende überseeische Auswanderung erklären diesen merkwürdigen Zustand, dessen Folge für die Städteverbreitung darin liegt, daß alle Großstädte Asiens, Afrikas, Südamerikas und Australiens dem Rande dieser Erdteile angehören; selbst die einzige Millionenstadt im Herzen eines Erdteils, Chicago, liegt am Rande eines großen Seeverkehrsgebietes.

Die peripherische Lage der größten Städte läßt sich nicht minder in den kleineren, natürlichen und politischen Gebieten nachweisen, wobei die Regel zu erkennen ist, daß je kleiner die Gebiete, um so deutlicher dieses Hindrängen der Städte an ihren Umfang sich ausspricht. Das zeigt sich vor allem in den Insel- und Halbinselländern. Großbritanniens größte Städte liegen bekanntermaßen an der Südost- und Nordwestküste: London, Glasgow, Liverpool, auch die vierte, Manchester, ist schiffbar mit der Küste verbunden. In der Schweiz sind es Basel und Genf in Italien Neapel, Rom und Genua, in Sizilien liegen alle großen Städte an der Küste, die iberische und die Balkanhalbinsel zeigen dieselbe Erscheinung, wenn wir von einigen zum Teil ganz künstlich gelegenen Landeshauptstädten absehen. Dabei kommt auch die klimatische Begünstigung der Küstenländer in Betracht.

Die Gebiete der größten Volksdichte haben in jedem Land eine Menge von mittelgroßen Städten, aber die wirklichen Großstädte und Hauptstädte liegen in der Regel nicht in diesen Ge-

bieten. Die Städtebildung durch einfache Verdichtung der Bevölkerung, sei es durch Landwirtschaft oder Industrie, wirkt nicht einseitig konzentrierend; für sie ist das Entstehen zahlreicher Mittelstädte bezeichnend, deren Lage zum Teil durch Wasserkräfte, Kohlen- oder Eisenlager bestimmt ist. In den Industriegebieten bilden sie dichte Gruppen, wie um Zwickau, Essen, Elberfeld-Barmen, Charleroi, Valenciennes, Lille, Manchester, Birmingham; in den dichtbevölkerten Ackerbaugebieten liegen sie weiter zerstreut, wie am Oberrhein, in der Lombardei, Toskana. Mitteleuropa hat zwei große zusammenhängende Gebiete der Volksverdichtung, wo mehr als 75 Menschen auf 1 qkm und in großer Ausdehnung sogar mehr als 150 auf 1 qkm wohnen. In diesen Gebieten liegt aber keine der großen Hauptstädte von Mitteleuropa. London, Glasgow, Berlin, Hamburg, Wien, St. Petersburg bilden wohl mit ihren Vororten und dem weiteren Kreis halb abhängiger Orte, wie sie jede große Stadt umgeben, ein Verdichtungsgebiet für sich, aber sie liegen nicht in den größten Dichtegebieten ihrer Länder. Selbst von Paris kann man sagen, daß es zwar im dichtbevölkerten pariser Becken, aber nur am Rande der dichtestbevölkerten nordfranzösischen Landschaft liegt. Selbst New York liegt nur am Rande der dichtestbevölkerten Teile der Vereinigten Staaten von Amerika. Es spricht sich darin das Eingreifen von fernerliegenden Ursachen in die Entwickelung dieser Städte aus; es ist die Politik und der Handel, die beide von fernher wirken. Selbst in den Dichtegebieten liegen oft die größten Städte am Rand, gehören gewissermaßen denselben nur von einer Seite her an, während sie auf der andern nach außen hinweisen. Das sind oft die Handelsstädte solcher Gebiete oder auch ihre politischen Hauptstädte. Leipzig, Dresden, Köln, Basel Turin, alle die großen Seestädte liefern Beispiele dafür. Wenn

in der Mitte eines großen Dichtegebietes sich eine sehr große Stadt entwickelt, spielen immer Motive des Verkehrs oder der Politik hinein, so bei Brüssel, Düsseldorf, Mailand.

Daß die Städte auch hauptsächlich Mittelpunkte der Gewerbthätigkeit geworden sind, erklärt einen großen Teil ihrer heutigen geographischen Verteilung. Wir finden sie dort zusammengedrängt, wo entweder Naturschätze, wie Kohle und Eisen, eine große industrielle Thätigkeit nähren, oder wo eine altangesessene Gewerbthätigkeit sich immer reicher ausgebreitet und um große Mittelpunkte angesammelt hat. Wo dagegen die Landwirtschaft die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ausmacht, ist die Zahl und Größe der Städte geringer; hier kann es einige große Städte, besonders an den Küsten und Grenzen geben, die Aus- und Einfuhr vermitteln, aber im Inneren ist die Zahl und Größe der Städte gering. Das zeigt sich besonders dort, wo die klimatischen Verhältnisse die Landwirtschaft in hohem Grade begünstigen. Ganz Südeuropa, wiewohl reich an alten Städten und großen Seehandelsplätzen, hat nur fünf Großstädte, die im Inneren gelegen sind. Daß so häufig die großen Mittelpunkte des Verkehres auch politische Mittelpunkte sind, ist durchaus kein Zufall, sondern es spricht sich darin die merkwürdige Thatsache aus, daß der Verkehr ebenso naturnotwendig große Städte schafft, wie der Staat sie zu seiner Erhaltung und besonders zu seinem Schutze braucht. Der Verkehr gipfelt in der großen Handelsstadt, der Staat in der großen politischen und militärischen Hauptstadt; die Wege, die zur Stadt hinführen, brauchen, benützen und bauen sie beide zusammen.

Die Lage im Wachstum der Stadt.

Die Bedeutung der Lage ist nicht damit erschöpft, daß an einer bestimmten Stelle eine Stadt erwachsen ist oder angelegt

wird, sie macht sich im Wachstum der Stadt immer weiter dadurch geltend, daß sie dasselbe beeinflußt, vielleicht sogar richtet und leitet. Es herrscht dabei dasselbe Gesetz, das auch im Staatenwachstum gilt: die wachsende Stadt sucht soviel wie möglich von den geographischen Vorteilen zu umfassen, die in ihrem Bereichen liege; dadurch kommt es, daß die Naturbedingungen, von denen sie in ihren Anfängen ausging, auch in ihrem Fortwachsen für sie bestimmend bleiben. Eine Stadt an einer Meeresbucht wird die Meeresbucht umwachsen, eine Stadt an einem Fluß wird am Fluß hinwachsen, eine Sadt auf einer Seite einer Meeresstraße oder eines Flusses wird sich auch auf die entgegengesetzte Seite auszubreiten streben, eine Stadt an einem Berg wird den Berg umwachsen oder am Berg hinaufwachsen, eine Stadt auf einem Hügel, einer Hügelgruppe wird die Nachbarhügel, wie Rom, überwachsen. Und so wie der Staat, indem er ein von der Natur selbst abgesondertes Gebiet, eine Insel, eine Halbinsel, ein Thal, überwächst, an Geschlossenheit und Zusammenhang gewinnt, so verleiht auch der Anschluß an natürliche Richtungslinien der Stadt einen festeren inneren Bau, eine ausgesprochenere Individualität. So wie der Staat aus einem Zustande der Strukturlosigkeit in einen immer festeren Zusammenhang hineinwächst, ist auch für die Städte tieferstehender Völker die Zusammenhäufung der Hütten und Häuser in den Städten ohne Ordnung die Regel; selbst die Großstädte des Orients entbehren der Gliederung (s. Fig. 6.) da giebt nun der Berg, der Hügel den natürlichen Mittelpunkt, das Meeres- oder Flußufer die natürliche Richtungslinie. Wenn die Städtegründer unter den Griechen und ihren Vorgängern mit Vorliebe Inseln Spitzen von Halbinseln, Berge und Hügel als Städtelagen aussuchten, so war das nicht immer wegen der Geschütztheit, sondern weil die Stadt in dieser

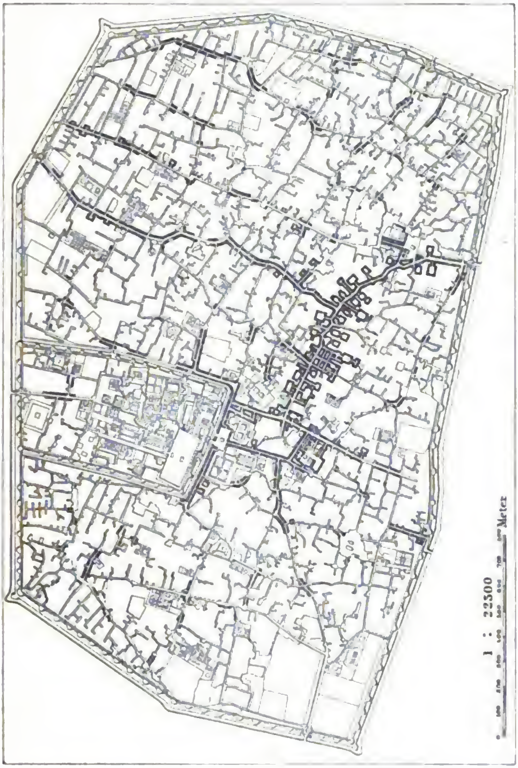
Lage von vornherein eine Struktur und eine Individualität erhielt.

Die heutige Blüte der großen Städte beruht oft auf ganz anderen Gründen als die frühere, und was heute das erste Motiv ihrer Größe ist, war bei ihrer Gründung überhaupt noch nicht bekannt. Es wäre daher sehr verfehlt, wenn man aus dem, was in der geographischen Lage einer Stadt heute ausschlaggebend ist, schließen wollte auf das, was für ihre erste Anlage oder eine frühere Blütezeit entscheidend war. Man muß immer die Geschichte mit heranziehen, die manchmal ganz unerwartete Aufklärungen giebt, wie z. B. daß die größte Seestadt des kontinentalen Europa, Hamburg, weder wegen der Elbe noch wegen der Nordsee dahin gebaut ist, wo wir sie finden, sondern weil an der Alster eine geschützte Lage zum Bau einer Missionsstadt ganz nahe beim Heidentum aufforderte, das von hier aus dem Christentum gewonnen werden sollte.

Langsam, für die kurzlebigen Geschlechter der Menschen oft unmerklich, greift endlich die Natur selbst mit eigenen Bewegungen in die Lage der Städte ein, sie verschiebend oder vielleicht in einem Bezirk überhaupt unmöglich machend. Im Binnenlande sind wir selten Zeuge davon. Da erscheint uns die Natur meist ganz passiv, und nur der Mensch wählt die Lage und bestimmt das Wachstum der Städte. Indessen mögen Herculanum und Pompeji daran erinnern, daß es auch hier Kräfte giebt, die Städte zerstören, Städtelagen unmöglich machen oder aufs tiefste umgestalten. Die Meeresküste, das ist aber die Gegend, in der die Städte, die die Versandung, Versumpfung, Austrocknung getötet hat, am häufigsten sind; mit ihr wetteifern die Ränder der Wüsten und Steppen, die ja auch in gewissem Sinn Küsten sind, Küsten eines Meeres von Sand und Staub, in dem das Lebenselement der Städte, das Wasser,

versiegt. Welcher Palmyrener würde es für möglich gehalten haben, daß seine an der größten Wasserstelle zwischen Syrien

Fig. 6.



Plan von Teheran nach Polack.

und dem Euphrat gelegene Stadt, die Hauptstation des syrisch-mesopotamischen Verkehres, einmal nichts anderes sein werde als

Ruinenfeld, Ackerbauoase und türkische Garnison? Im Lichte dieses Schicksals scheint uns das hohe Alter des schon in den Tel-Amarnabriefen erwähnten, allerdings wasserreicheren und leichter vom Mittelmeer erreichten Damaskus eine höchst seltene Gunst! Es wird nächstens der Endpunkt von drei Eisenbahnen sein und damit vielleicht einer neuen Jugend entgegengehen!

Kehren wir von einem so weiten Ausblick in den Bereich unserer eigenen Geschichte zurück, so haben wir in Deutschland zwar noch in den letzten Jahrzehnten kleine Dörfer verschwinden sehen, aber daß eine Stadt dem Grunde gleich gemacht worden wäre, ist seit dem dreißigjährigen Kriege nicht erhört. Die Städte sind unter allen Siedelungen der Menschen die dauerhaftesten. Kairo auf der Stelle des alten Memphis, Athen, Rom gehören zu den ehrwürdigsten Denkmälern der geschichtlichen Menschheit. Das giebt nun den Städten nicht bloß einen historischen Wert und verleiht ihnen die Würde des Alters; es liegt vielmehr darin eine fortwirkende Kraft des Städtewesens überhaupt. Als die Siedelungen so groß und so fest geworden waren, daß der siegreiche Eroberer eines Landes dieselben nicht mehr mit leichter Mühe zerstören konnte, war ein großer Fortschritt im Völkerleben gemacht: Staaten konnten nicht mehr vollkommen entwurzelt, Völker nicht mehr zerstreut werden, auch nach der tiefsten Niederlage blieb von einem Volk etwas übrig. Dadurch gewannen die Städte eine h ö h e r e B e d e u t u n g f ü r d i e D a u e r d e r V ö l k e r u n d z u m a l d e r S t a a t e n. So weit es einen Fortschritt in der Geschichte giebt, muß er in der Förderung der Arbeit des heutigen Geschlechts durch die Berührung mit dem Ertrage der Arbeit des gestrigen liegen. Für diese Erhaltung und Vermehrung der Kulturgüter sind die Städte als Lebenszentren und als Denkmäler geschaffen.

Die
Bevölkerung der Großstädte

von

Dr. Georg v. Mayr,
Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., Kgl. bayer. Universitätsprofessor in München.

Als ich die Einladung erhielt an dieser Stelle einen Vortrag über die Bevölkerung der Großstädte und zwar vom Standpunkt des Statistikers zu halten, habe ich gerne zugesagt, weil es mir Ehre und Freude ist zu Ihnen zu sprechen. Als ich aber dann weiterhin überlegte, wie der Rahmen meines Vortrags und die Stoffausfüllung dieses Rahmens sich gestalten sollte, da fand ich, je länger ich überlegte, daß man eigentlich, wenn man dem Thema der Bevölkerungsstatistik — oder wie es andere lieber nennen, der Demographie oder auch Demologie — der Großstädte gerecht werden wollte, nicht mit einem Vortrag durchkäme, sondern ein Buch zu schreiben hätte, und zwar nicht bloß in einem Bande, wie uns vor einiger Zeit ein Nordamerikaner (Adna Ferrin Weber[1]) solches geliefert, sondern mindestens in zwei Bänden. Ich soll aber nicht ein Buch schreiben, sondern Ihnen einen Vortrag halten; so bleibt mir denn nichts übrig als aus der reichen Fülle des Stoffes einzelnes herauszugreifen, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht lieber dieses einzelne gründlicher als alles oberflächlicher zu behandeln.

Dabei möge es mir aber gestattet sein, nicht etwa bloß um Ihre wohlwollende Nachsicht zu erbitten, sondern um zugleich Anregungen wie ich glaube nützlicher Art für die Beteiligten zu geben, auf zwei Schwierigkeiten hinzuweisen, mit

[1]) The growth of cities in the nineteenth century, a study in Statistics. (Studies in history, economics and public law, edited by the faculty of Political Science of Columbia University. Vol. XI.) New-York u. London 1899.

welchen die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Statistik der Großstädte zu kämpfen hat. Bei vielen Problemen der großstädtischen Bevölkerungsstatistik kommt es darauf an, das Material für die in Betracht gezogenen Großstädte nicht nur übersichtlich zusammengefaßt zu besitzen, sondern solches auch unmittelbar mit den bevölkerungsstatistischen Verhältnissen anderweitiger Gebiete und Gebietsteile vergleichen zu können. Diese Ausgestaltung wissenschaftlichen Verfahrens würde wesentlich erleichtert, wenn die amtliche Staatsstatistik sich entschließen würde, bei aller räumlichen Gliederung der Nachweise nicht nur die größeren und kleineren Verwaltungsbezirke, sondern unter allen Umständen auch jede Großstadt, selbst dann wenn sie administrativ in einem weiteren Verwaltungsbezirk eingeschlossen ist, gesondert zu behandeln. Dies geschieht bisher nur ausnahmsweise. Daß es allgemein geschehe, ist dringend wünschenswert; denn die Großstädte sind soziale Individualitäten von hervorragendem Gepräge, die unter allen Umständen eine Sonderbehandlung verdienen. Die zweite Anregung wäre die, daß die überaus dankenswerte Konzentrierung des kommunalstatistischen Materials, wie sie zur Zeit im Statistischen Jahrbuch deutscher Städte geboten wird, speziell für die Bevölkerungsstatistik eine Erweiterung und Vertiefung in der Art erführe, daß etwa im Anschluß an jede Volkszählung ein den Stand und die Bewegung der großstädtischen Bevölkerung eingehend behandelnder und das einschlägige Material wissenschaftlich durcharbeitender Band erschiene.

So lange diese zwei Wünsche nicht erfüllt sind, findet der ohne Ausrüstung mit einem Rechenbureau an das Problem der Großstadtstatistik herantretende Forscher manche äußere Schwierigkeit der Materialbewältigung. Man wird es begreifen, wenn er infolgedessen vielfach die Unzulänglichkeit der

Bewältigung des Materials empfindet und von der Überzeugung durchdrungen ist, daß seine Ausführungen von dem Ideal, das ihm vorschwebt, weit entfernt bleiben müssen.

Es ist nicht meine Absicht mit den Nachweisen über die absolute Größe der Bevölkerung der Großstädte der Welt mich zu beschäftigen und etwa über die Verbreitung der verschiedenen Größenschichten der Großstadtbevölkerung in den verschiedenen alten und neuen Kulturgebieten der heutigen Welt zu sprechen. Das wäre für sich Stoff eines ausgiebigen Vortrags, und ist zum Teil vom Kollegen Bücher bereits besprochen. Nur in aller Kürze sei bemerkt, daß die heutigen Länder mit alter und uralter Kultur zwar auch Großstädte aufweisen, daß aber deren Großstadtbevölkerung im ganzen doch nur einen mäßigen Bruchteil der Gesamtbevölkerung ausmacht. In Britisch-Indien, das als brauchbarster, weil statistisch vollständig geklärter Typ solcher Länder mit alter Kultur angesehen werden kann, beträgt die Bevölkerung der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern nur wenig über zwei Prozent. An der Spitze steht England mit ungefähr ein Drittel Großstadtbevölkerung. Es ist bezeichnend für die starke Vermählung der Großstadtbildung mit der modernsten Kulturentwicklung, daß nächst England Australasien mit ungefähr dem gleichen Verhältnis kommt, und daß der nächste Konkurrent der Londoner Großstadtbildung mit ihren 5 oder 6½ Millionen — je nach deren Abgrenzung — nicht mehr Paris mit 2¾ Millionen, sondern Groß-New-York mit 3½ Millionen ist. Die Vergroßstadtlichung und insbesondere die Millionisierung — wenn der Ausdruck gestattet ist — oder die Verweltstadtlichung der Menschen ist vorzugsweise der neuen und neuesten Kultur eigen.

Als maßgebend für die Abgrenzung der Großstadt von anderen städtischen Gebilden behandle ich — der allmählich kon-

solvierten statistischen Übung folgend — die Bevölkerungszahl 100000, während die bis über die Million vorgedrungenen Großstädte außerdem noch als Weltstädte angesprochen werden mögen. Die Weltstädte mögen dabei allerdings die eine oder andere kaum über die Million vorgedrungene Kollegin als Parvenue ansehen, und andererseits mag manche von den mittelgroßen Großstädten nicht mit Unrecht moralischen Anspruch auf die „Weltstadt" erheben. Allein die statistischen Rahmen lassen sich nun einmal nur mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit anwenden.

Freilich ist dabei die Anwendung auch des festen Zahlenrahmens durch die thatsächliche Gestaltung der großstädtischen Bevölkerungsanhäufungen vielfach erschwert. Die offiziellen Zahlen der Statistik knüpfen in der Regel an die Einheit des unteren Kommunalverbandes an. Dieser kann im einzelnen Fall bei sehr ausgedehntem Weichbild der Stadt auch wirkliche ländliche Ansiedlungen mit umfassen. Weit bedeutender ist aber der andere Fall, daß volkreiche Vororte die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Großstadt stehen und mit ist zusammen das soziale Gebilde Großstadt darstellen, zu der verwaltungsmäßig eingegränzten Großstadt nicht gehören. Für sozialstatistische Untersuchungen aller Art und auch für die grundlegenden Probleme der Bevölkerungsstatistik erheischt die wissenschaftliche Betrachtung eigentlich die Ausdehnung auf das größere soziale Vorstadtgebilde. Dem offiziellen Berlin mit weniger als 2 Millionen Einwohnern (1900: 1888848) steht Groß-Berlin mit mehr als 2½ Millionen (1900: 2528730), dem offiziellen Dresden mit etwa 400000 Einwohnern (1900: 396146) Groß-Dresden mit rund 550000 Einwohnern (1900: 540022) gegenüber.

Bis aber für die ganzen sozialen Großstadtgebiete die

bevölkerungsstatistischen Nachweise gleichwertig bereit liegen, wird wohl noch einige Zeit vergehen. Der Bevölkerungsstatistiker muß deshalb mit den Zahlen des großstädtischen Verwaltungsgebiets operieren. Er wird aber dabei des Umstands eingedenk bleiben, daß in Wahrheit die Großstadtbevölkerung noch etwas größer ist, als sie wirklich erscheint, und daß — da die Bevölkerungszunahme gerade an der Peripherie der großstädtischen Ansiedlungen in der Neuzeit besonders bedeutsam ist — auch der Zug zur Vergroßstadtlichung der Bevölkerung noch größer ist, als die offiziellen Zahlen ihn ersehen lassen können.

Da ich in meinen heutigen Erörterungen die deutschen Großstadtverhältnisse unter gewissen Gesichtspunkten zu betrachten gedenke, darf ich hiernach vor allem bitten, die folgenden knappen Zahlen, die der Ausdruck der fortschreitenden Vergroßstadtlichung der deutschen Bevölkerung nach Maßgabe der offiziellen Zahlen für die großstädtischen Kommunalgebiete sind, in dem hier betonten Sinne zu würdigen.

Die deutsche Großstadtbevölkerung hat in Prozenten der Gesamtbevölkerung bei den seit 1871 durchgeführten Volkszählungen betragen: 4,8; 6,2; 7,2; 9,5; 11,4; 13,3; 16,2 Prozent, so daß heute ungefähr jeder sechste Deutsche ein Großstädter ist, wie jüngst Kollege Bücher Ihnen darlegte.

Ein reiches Forschungsgebiet wäre die statistische Klärung des Verhältnisses der Großstadtbevölkerung zum Boden, vor allem in der Darlegung der Dichteverhältnisse der Bevölkerung und dann weiter in der Verfolgung der Behausungs- und Wohnungsverhältnisse. Hierauf aber beabsichtige ich nicht einzugehen, da mir besonders daran liegt, Ihnen ein statistisches Bild der meines Erachtens wichtigsten morphologischen Verhältnisse der Bevölkerung vorzuführen. Zur Beiseitesetzung der hier erwähnten Untersuchung veranlaßt mich auch folgendes. Jede Großstadt

ist eine ausgesprochene Individualität und ein treues statistisches Bild gerade der Beziehungen zwischen Fläche und Bevölkerung erheischt ein liebevolles Eingehen auf diese Individualität; damit erwächst aber eine in einem Vortrag nicht zu bewältigende Aufgabe. Nur gewisse allgemeinste Versuche, knappe Ausdrücke für die Gestaltung der Dichte- und Bewohnungsverhältnisse zu gewinnen, können in aller Kürze erwähnt werden. Daß die Vergleichung der Volkszahl mit den ungleichartig groß entfalteten Weichbildflächen wertlos ist, liegt auf der Hand. Will man vergleichen, so kann man nur überbauten Boden und Bevölkerung vergleichen. Den Individualitäten der einzelnen Städte entsprechen alsdann die Sonderzahlen für die Bezirke und Distrikte. Ein einheitlich vergleichender Maßstab wird angelegt, wenn man dabei eine von den Verwaltungseinteilungen unabhängige Zoneneinteilung etwa von ½ oder 1 km von einem — nach Lage der Verhältnisse gewählten — Mittelpunkte wählt. Dieses Verfahren hat Kollege Hasse in seinen Untersuchungen über die Intensität großstädtischer Menschenanhäufungen nach konzentrischen Kreisen und Ringen für eine größere Zahl von Städten angewendet, die sich nach der Gestaltung ihres Stadtplans freilich nicht alle gleich gut für diese Methode der Betrachtung eignen. Sie ist übrigens verschiedenseitig von der Kommunalstatistik aufgenommen, und z. B. im jüngsten Berliner statistischen Jahrbuch ausgiebig verwertet und auf die Himmelsrichtungen ausgedehnt. Auf Zahlenergebnisse kann ich nicht eingehen, wohl aber darf ich hervorheben, daß sich im allgemeinen überall die Erscheinung zeigt, die an der Weltstadt London in besonders typischer Weise zu Tage tritt, daß nämlich mit der fortschreitenden Entvölkerung — allerdings nur einer Schlafbevölkerungsverminderung — im Zentrum der Großstadt die Ausgestaltung eines nach der Peripherie hin sich verdichtenden

Bevölkerungswulstes zu beobachten ist[1]). Die Londoner City-Bevölkerung findet ihren Zahlenausdruck in der Thatsache, daß nach den allgemeinen Reichszählungen die City im Jahre 1801 noch 128129 Einwohner, im Jahre 1901 nur mehr 26923 Einwohner hatte. Auch hier in Dresden läßt sich, wie ich der gütigen Mitteilung des Statistischen Amtes der Stadt verdanke, die beginnende Citybildung feststellen. In der inneren Altstadt ist von 1871 auf 1900 die Bevölkerung von 32307 auf 23911 zurückgegangen.

Nunmehr wende ich mich zur Morphologie der Bestandsmassen der Großstadtbevölkerung. In der Erkenntnis dieser Morphologie steht das Wissen über die Zusammensetzung derselben nach der Herkunft der Bevölkerung an erster Stelle[2]). In welchem Maße stammt sie aus der Stadt selbst, ist also Eigenprodukt, in welchem Maße stammt sie von auswärts, ist also Produkt anderweitiger Progenitur? Die mit festem statistischem Griff erfaßbare Bestimmung der Herkunft der Bevölkerung ist in der Ermittlung der Gebürtigkeit der sämtlichen Elemente der Bevölkerung gegeben. Stadtgeboren oder anderwärts geboren, das sind zwei auf einfache Thatsachen begründete Gesamtheiten, die sich scharf von einander abheben und deren zweite weiter noch einer reichen Untergliederung zugänglich ist. Alle anderen Versuche mittelst Hereinziehung von mehr oder minder rechtlichen Qualifikationen andere Gesamt-

[1]) Man vgl. meine Bevölkerungsstatistik. Freiburg 1897. S. 63 und ff. und außer dem erwähnten Berliner Handbuch auch die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 in der Stadt Leipzig. II. Teil Sonderabdruck aus dem städtischen Verwaltungsbericht für das Jahr 1900. Leipzig 1902. S. 147.

[2]) Man vgl. zu dem Folgenden insbesondere Band 68 der Statistik des Deutschen Reichs Neue Folge. Die Volkszählung vom 1. Dezember 1890 im Deutschen Reich. Berlin 1894, sodann meine Bevölkerungsstatistik (Freiburg 1897.) § 37.

heiten zu bilden, schlagen fehl. Wohl mag in einem vereinzelten Fall die Stadtgeburt oder die Auswärtsgeburt als anormales Ereignis eingetreten sein; im großen und ganzen wird man doch da geboren wo der Mutter normaler Aufenthalt ist; jedenfalls aber überwiegt die Klarheit der maßgebenden Thatsachen alle Einzelbedenken. Eine andere der Erwägung würdige Thatsache ist, ob man gut thut, diese Scheidung der Stadtbevölkerung nach der Gebürtigkeit an der faktischen, d. i. ortsanwesenden Bevölkerung vorzunehmen oder ob man sie richtiger für die Wohnbevölkerung durchführt. Im Grunde hängt dies mit der prinzipiellen Beurteilung des Wertes beider Bevölkerungskombinationen zusammen. Daß als zutreffender Ausdruck der Bevölkerung ganzer Länder nur die faktische Bevölkerung angesehen werden kann, bestreitet heute im Ernste niemand; dagegen fällt der Wohnbevölkerung, welche durch Zurechnung der vorübergehend Abwesenden und Abrechnung der nur vorübergehend Anwesenden aus der faktischen Bevölkerung ermittelt wird, für einzelne Wohnplätze unter gewisser Voraussetzung immerhin neben der faktischen Bevölkerung noch eine bedeutsame Rolle zu. Dies ist dann der Fall, wenn die faktische Bevölkerung wegen ungewöhnlicher Augenblicksverstärkung der vorübergehend Anwesenden oder Abwesenden nicht als der richtige Ausdruck des normalen Stands der Bevölkerung anzusehen ist. Für die Großstädte wird dies im allgemeinen, insbesondere unter dem besonderen Gesichtspunkt der Gebürtigkeitsermittlung bei unseren Winterzählungsterminen nicht zutreffen. Ein gewisses Maß vorübergehender An- und Abwesenheit ist nicht bloß ein augenblickliches sondern ein dauerndes Charakteristikum gerade der Großstädte und auch diese beweglichen Elemente müssen bei der Feststellung der Großstadtbevölkerung und deren Morphologie in Betracht gezogen werden. Daneben mag es später

einmal, wenn die Mittel für Ausbeutung der Volkszählungs-Anschreibungen, die bei gutem Ausbau der Erhebung alle hinzu erforderlichen Angaben darbieten, noch reichlicher fließen sollten, versucht werden, die gleichen morphologischen Untersuchungen über die Bevölkerung der Großstädte auch für die Wohnbevölkerung durchzuführen. Vorerst könnten wir ganz zufrieden sein, wenn überall und insbesondere in einer Weise, welche die Großstadteigentümlichkeit den Erscheinungsformen bei den übrigen Agglomerationsgruppen der Bevölkerung klar gegenüberzustellen gestatten würde, die Ausbeutung der Angaben über den Geburtsort der als anwesend Gezählten in befriedigender Weise erfolgte. Es giebt aber kaum eine Individualangabe, mit Ausnahme vielleicht jener über Beruf und Erwerb bei allgemeinen Volkszählungen, die nicht besondere Berufszählungen sein sollten, die bei der Ausbeutungsgestaltung schlechter weggekommen ist als jene über den Geburtsort. Dies gilt auch von der Ausgestaltung der Ausbeutung bei den Volkszählungen im Deutschen Reich bis auf die neueste Volkszählung von 1900 und auch bei dieser läßt die Ausbeutung trotz der dankenswerten Erstreckung auf die Altersschichtung der verschiedenen Gebürtigkeitsgruppen im Hauptpunkte noch viel zu wünschen übrig.

Als das Hauptziel der Ausbeutung der Angaben über den Geburtsort kann man bezeichnen die Klarlegung der Bevölkerungsmischung, welche zeitlich nahe und ferner liegende Wanderungen bei der im Zählungsmoment festgehaltenen Bevölkerung zu stande gebracht haben. Die Klarlegung dieser Mischung ist nur dann voll bewirkt, wenn für jeden kleinen Gebietsabschnitt des Landes der Zählung die Provenienz der Bevölkerung aus allen kleinen Gebietsabschnitten des Landes und darüber hinaus aus angemessenen Gebietsabschnitten des Auslandes nachgewiesen und damit die Möglichkeit geboten ist, Zähl- und Ge-

burtsbevölkerung aller dieser einzelnen Gebietsabschnitte zu ermitteln und aus dem Überschuß der letzteren die Gebiete in genauer geographischer Begrenzung zu entnehmen, welche gewissermaßen Menschenmassen für den Absatz nach außen hervorgebracht haben, während umgekehrt die Gebietsteile der überschießenden Zählbevölkerung jene sind, die ihre gesamte Entwicklung nur zum Teil aus eigenem Nachwuchs zum Teil aber aus dem Zuzug von außen decken. Bevölkerungsempfänger in diesem Sinn sind nach der heutigen Entwicklung unter den Städten insbesondere die uns heute beschäftigenden Großstädte und außerdem die Industriebezirke. Dispersionsbezirke sind dagegen vorzugsweise einzelne agrarische Bezirke. Bei der Ausbeutung der Volkszählung von 1900 sind nach dem Vorgang der Bearbeitung der Zählung von 1890 die Großstädte durchweg gesondert behandelt; eine Gruppe der wichtigen Absorptionsbezirke der Bevölkerung wird hiernach gebührend zur Darstellung gebracht, und wird es namentlich von Interesse sein, was heute leider noch nicht geboten werden kann, die neueste Gestaltung des gesamten Bevölkerungsaustauschs aller einzelnen deutschen Großstädte unter einander zu verfolgen. Für die ländlichen Industriebezirke eröffnet sich eine ähnliche Aussicht aber nicht, und was die besonders interessanten agrarischen Dispersionsbezirke betrifft, so gilt dasselbe; denn nur die Großstädte sind gesondert gehalten, im übrigen aber ist der „Rest" großer administrativer Gebiete unausgeschieden zusammengefaßt; dieser Rest aber enthält Städte aller Art, auch solche die schon an die Großstadt heranzuragen beginnen, Industriebezirke und ausgesprochen agrarische Bezirke. Aus den Nachweisen über den Bevölkerungsaustausch dieser so außerordentlich verschiedenartig besiedelten großen Gebietsstrecken kann man nur sehr wenig lernen. Es hatte einmal das Aussehen, als würde von Reichs-

tagswegen dem Interesse an dem zutreffend kombinierten Nachweis des Bevölkerungsaustausches Ausdruck gegeben werden; was in dieser Hinsicht von einzelnen Seiten erwogen worden war, verdichtete sich aber nicht zu ausdrücklichem Wunsch und Vorschlag. Es ist schade, daß die Säkularzählung von 1900 dieses wichtige Gesamtbild der Verbindungsfäden des Bevölkerungsaustausches aller deutschen Gaue nicht geboten hat.

Immerhin aber ist man, da auf diesem Gebiete die Bedeutung der Großstädte als Bevölkerungsrezipienten gar zu offenbar ist, gerade für die Demographie der Großstädte, zumal auch deren eigener statistischer Dienst das Thema des Bevölkerungszustroms und seiner Krystallisation im Zählungsergebnis sich nicht entgehen lassen konnte, noch am besten daran, wenn man Studien auf dem Gebiet der Gebürtigkeitsstatistik anstellen will. Die hier einschlägigen Studien können sich vorzugsweise in folgenden drei Richtungen bewegen. Man kann ermitteln den Grad der Ortsgebürtigkeit der in der Stadt gezählten Bevölkerung, oder kurzweg: die Stadtgebürtigkeit der Bevölkerung. Man kann ferner gegenüberstellen die Gesamtheit der in der Stadt gezählten und die Gesamtheit der im gesamten Zählungsgebiet — und möglich auch noch außer diesem — ermittelten der fraglichen Stadt nach der Geburt zugehörigen Bevölkerung, daraus wird man sehen, in welchem Grade die Absorptionskraft der Stadt deren Dispersionskraft in Bezug auf die Bevölkerung übersteigt. Man kann endlich den Unterschied der Zähl- und der Geburtsbevölkerung auch in der Art verwerten, daß man das besondere Verhältnis der im ganzen Zählungsgebiet — und wenn möglich auch außerhalb desselben — ermittelten Stadtgebürtigen zu dem Bestand der bei der Zählung in der Stadt ermittelten in ihr Gebürtigen bestimmt, worin man einen Ausdruck für die Seßhaftigkeit der Stadtbevölkerung gewinnt. Am

leichtesten wird das Material zur allgemeinen Bestimmung der Stadtgebürtigkeitsquote beschafft; denn hierzu genügt das eigene Zählungsmaterial der Stadt. Alle Studien, die mit der Geburtsbevölkerung arbeiten, erheischen die Nutzbarmachung des gesamten nationalen und wenn möglich sogar internationalen Zählungsmaterials, das demnach durch die lokale statistische Verwaltung aus eigenen Akten nicht beschafft werden kann. Angemerkt sei hier übrigens, daß wegen der Schwierigkeit der Ermittlung der außer dem Zählungsgebiet weilenden Geburtsbevölkerung der Begriff der letzteren wissenschaftlich in der Regel auf die im Zählungsgebiet selbst vorgefundene Geburtsbevölkerung beschränkt zu werden pflegt[1]).

Die knappsten statistischen Ausdrücke der Gebürtigkeitsergebnisse sind die Stadtgebürtigkeit und die Seßhaftigkeit. Diesen in ihrer Ausgestaltung für deutsche Großstädte eine kurze Betrachtung zu widmen, möge mir gestattet sein.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1890 schwankte die **Stadtgebürtigkeit** in den damaligen deutschen Großstädten ungefähr zwischen $^1/_3$ und $^2/_3$ Stadtgebürtigen; in München waren $36{,}_0$ Prozent, in Barmen $61{,}_3$ Prozent stadtgebürtig, Berlin war mit $40{,}_7$, Dresden mit $38{,}_2$ Prozent vertreten. Im ganzen ergab sich für die deutschen Großstädte eine Stadtgebürtigkeit von $43{,}_7$ Prozent, d. h. erheblich weniger als die Hälfte der einzelnen Stadtbevölkerung war stadtgebürtig.

Die Stadtgebürtigkeit der einzelnen deutschen Großstädte

---

[1]) Nach diesem Grundsatz habe ich im allgemeinen auch meine Studien über die Gebürtigkeit der bayerischen Bevölkerung nach der Zählung von 1871 (auf Grund einer Gegenüberstellung aller kleinen Verwaltungsbezirke als Zähl- und als Gebürtigkeitsbezirke) durchgeführt, die im XXXII. Heft der Beiträge zur Statistik des Kgr. Bayern (München 1876) enthalten sind; doch habe ich zum Schluß auch noch summarische Schätzungen der auswärtigen bayerischen Geburtsbevölkerung versucht.

und der Gesamtheit ihrer Bevölkerung nach dem Zählungsergebnis von 1900 kann aus den Zahlen berechnet werden, die über die Gebürtigkeit der deutschen Bevölkerung in der ersten Beilage zum Reichsanzeiger vom 27. Oktober 1902 enthalten sind, und die, soweit sie auf die Großstädte sich beziehen, unter Hinzufügung der Summenspalte 11 und der Berechnungen in Spalte 12 und 13, in der Beilage als Tabelle I enthalten sind. Die Stadtgebürtigkeit der Großstädter stellt sich hiernach im Durchschnitt der sämtlichen deutschen Großstädte auf 43,3 Prozent, faßt man die Gesamtheit der Großstädte als Einheit auf, was allerdings eine etwas künstliche Zusammenfassung darstellt, so steigt dieselbe auf 47,8 Prozent. Der Spannrahmen nach Maßgabe der Resultate für die einzelnen Städte schwankt zwischen 18,9 Prozent (Charlottenburg) und 65,0 Prozent (Aachen). Dabei ist zu beachten, daß die neue Großstadt Charlottenburg eigentlich nur ein äußeres Großstadtstück von Berlin ist; nächst Charlottenburg hat Kiel die geringste Stadtgebürtigkeit (34,2); München weist 36,1 Prozent, Dresden 38,5 Prozent, Berlin 40,9 Prozent auf.

Sehr erhebliche Veränderungen können sich im allgemeinen in kurzen Zeiträumen in der Gestaltung der charakteristischen Stadtgebürtigkeitsquote einer Großstadt nicht ergeben. Eine starke Steigerung der Zuwanderung von außen wirkt zwar zunächst auf Erhöhung dieser Quote hin, dauert aber die starke Zuwanderung schon längere Zeit, so kann durch steigende Geburtenzahl im Kreise der Zugewanderten auch eine relativ starke Vermehrung der Ortsgebürtigen bewirkt werden, insbesondere dann, wenn zugleich eine Verbesserung der Kindersterblichkeit sich einstellt. Bedeutungsvoller sind die Veränderungen der Gebürtigkeitsquote, welche durch neue Eingemeindungen herbeigeführt werden können; solche müssen eine Steigerung der Stadt-

gebürtigkeitsquote bewirken. Dies führt zurück auf die eingangs über das Wesen der Stadtindividualität gegebenen Andeutungen. Eine künstliche durch ein thatsächlich soziales Gesamtgebilde gezogene Gemeindegrenze führt dazu, daß Menschenbewegungen, die in der That nur Umzüge in demselben städtischen Gesamtgemeinwesen darstellen, als Zu- und Wegzüge behandelt werden. Über die thatsächliche Provenienz einer gegebenen Stadtbevölkerung, insbesondere über die Frage wie weit dabei die städtischen und wie weit die ländlichen Bezirke als Bevölkerung liefernd beteiligt sind, kann man bei Nichtbeachtung dieses Umstandes zu rechnerisch korrekten aber sachlich unzutreffenden Ergebnissen gelangen, wie solches beispielsweise in der Arbeit von Allendorf, auf die ich später noch zurückkommen werde, bei den Ermittlungen über die Morphologie des Bevölkerungszuzugs nach Halle der Fall ist.

Wenn man nicht von der Zählbevölkerung der einzelnen Großstädte sondern von der Geburtsbevölkerung, d. h. der Gesamtheit der im Reich ermittelten jeder einzelnen Stadt nach der Geburt zugehörigen Bevölkerung ausgeht, so gelangt man zur Feststellung der Seßhaftigkeit, ausgedrückt durch den Prozentsatz der in der Stadt gezählten Stadtgebürtigen vom Gesamtbetrag der letzteren. Die Seßhaftigkeit der einzelnen deutschen Großstädte hat nach der Zählung von 1890 zwischen $61,_{22}$ Prozent (Stettin) und $86,_{08}$ (Hamburg) geschwankt und sich im ganzen für alle Städte auf $77,_{7}$ Prozent gestellt. Für 1900 berechne ich aus den im Reichsanzeiger veröffentlichten Zahlen die durchschnittliche Seßhaftigkeit der Bevölkerung der deutschen Großstädte auf $73,_{3}$ Prozent als Durchschnittsergebnis für die einzelnen Städte, auf $80,_{9}$ Prozent als Gesamtergebnis der einheitlich erfaßten deutschen Großstadtbevölkerung. Der absolute Betrag der aus der Großstadt ihrer Geburt nach sonstigen

deutschen Wohnorten Weggezogenen stellt sich auf nahezu anderthalb Millionen (1439162) Personen; ganz und gar aus großstädtischen Wohnplätzen überhaupt sind weggezogen über eine Million Personen (1032005). Die Spannrahmen der Seßhaftigkeit sind nach dem Ergebnis der Zählung von 1900 dargestellt durch das Minimum 57,6 (Essen) und das Maximum 81,5 (Hamburg), Berlin weist 73,7, München 79,0, Dresden 65,8 Prozent auf.

Schon die Vergleichung der summarischen Ergebnisse der Stadtgebürtigkeit und der Seßhaftigkeit läßt ersehen, in wie viel stärkerem Maße die Großstädte Empfänger als Geber von Bevölkerung sind; freilich zeigt sich auch aus diesen Zahlen schon, wie einseitig eine Vorstellung ist, welche die Großstädte nur als Empfänger von Bevölkerung ansieht, die sie ohne davon wieder etwas herauszugeben, verzehren. Über die volle Gegenbewegung von Empfang und Herausgabe orientiert fortlaufend eine in der Durchführung freilich recht schwierige Kontrolle der Zu- und Wegzüge, worüber ich nachher sprechen will. Über das im Zählungsmoment fixierte Gesamtergebnis der Zuzugs- und Wegzugsbewegung und über den dabei sich ergebenden Bevölkerungsgewinn oder Verlust eines Erhebungsgebiets giebt die Vergleichung der zugezogenen Auswärts-Gebürtigen mit den weggezogenen Bezirksgebürtigen (in unserem Fall Stadtgebürtigen) Aufschluß. Bei der Zählung von 1890 hatte sich für die deutschen Großstädte im ganzen herausgestellt, daß die Zugezogenen 56,3 Prozent der anwesenden Bevölkerung und die Weggezogenen 22,3 Prozent der Geburtsbevölkerung ausmachten; aus der Bilanz von Zu- und Wegzug ergab sich ein Gewinn von 77,7 Prozent der Geburtsbevölkerung. Der Maximalgewinn mit 123,7 Prozent traf auf München, auf Dresden traf ein solcher von 76,8, während der Minimalsatz von nur 30,0 Prozent sich bei Aachen herausstellte. Für 1900 ergiebt sich,

daß die Zugezogenen bei Betrachtung der einzelnen Städte als Zuzugsgebiete 56,7 Prozent der anwesenden Bevölkerung und die Weggezogenen 26,7 Prozent der Geburtsbevölkerung betragen; der Zuzugsgewinn mit im ganzen rund 3½ Millionen (3515611) stellt sich für die deutschen Großstädte auf 65,3 Prozent der Geburtsbevölkerung. Für Berlin ergaben sich 1076319 Zugezogene gegen 275370 Weggezogene — also ein Zuzugsgewinn von 800949. München hat 295532 Zugezogene bei nur 47877 Weggezogenen und daraus den drittgrößten Zuzugsgewinn unter den deutschen Großstädten mit 247655 Personen, da nur Hamburg mit einem Zuzugsgewinn von 256946 noch voransteht. Für Dresden ergiebt sich bei 223622 Weggezogenen und 47877 Zugezogenen ein Zuzugsgewinn von 144362 Personen.

Aus dem Gebürtigkeitsmaterial kann weiter für die deutschen Großstädte die Herkunft und die Abgabe der Bevölkerung zwar nicht, wie es erwünscht wäre, nach kleinen Gebietsabschnitten, aber doch speziell für die Großstädte als Bezugs- und Absatzgelegenheit der großstädtischen Bevölkerung selbst nachgewiesen werden. Die Ermittlungen für 1890 haben ergeben, daß vom Zuzug bei der Gesamtheit der Großstädte nur 6,1 Prozent auf den Zuzug aus anderen Großstädten treffen; bei Breslau sind es sogar nur 2,2 Prozent, bei München 2,6 Prozent, bei Dresden 6,4 Prozent, dagegen bei Hamburg 11,6 Prozent, bei Barmen 12,0 Prozent, bei Elberfeld 15,0 Prozent und bei Altona 15,2 Prozent. Die hohen Sätze der vier letzterwähnten Städte sind durch die unmittelbare Nachbarschaft von Elberfeld und Barmen einerseits und Hamburg und Altona andererseits bedingt; es handelt sich bei ihnen kaum um Zuzug, sondern nur um Umzug. In Wahrheit also ist der mit ergiebiger Ortsveränderung verbundene Zuzug von Großstadt zu Großstadt noch kleiner als

er zu sein scheint; die Bevölkerungsversorgung der Großstadt muß also andere entscheidende Quellen haben. Dagegen wendet sich der Großstädter, wenn er einmal wegzieht, was er seiner großen Seßhaftigkeit wegen nur in beschränktem Maße thut, in viel stärkerem Maße wiederum Großstädten zu, als er am Gesamtzuzug nach den Großstädten beteiligt ist. Auch hier stört der Mangel der Verwaltungseinheit verwachsener Großstädte; da aber diese Störung auf beiden Seiten obwaltet, gewinnt man immerhin einen guten Einblick in die Gestaltung des Bevölkerungsaustausches unter den Großstädten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Großstädter bei dem Zuzug in die Großstädte nur mit 6,1 Prozent, bei dem Wegzug nach anderen Großstädten dagegen mit 26,5 Prozent beteiligt waren, die Münchner im letzteren Fall nur mit 9,6 Prozent, die Berliner mit 13,1 Prozent, die Dresdner mit 19,3 Prozent, die Leipziger mit 26,4 Prozent, Hamburg mit 36,6 Prozent, Altona (Anziehungskraft Hamburgs!) mit 67,6 Prozent.

Ein sinnreicher Versuch auf anderem Wege als aus den Gebürtigkeitsdaten der Volkszählung Einblick in die Wanderungseffekte und zwar mit genauester Abstufung nach den einzelnen Altersklassen zu gewinnen, ist in der Art durchgeführt, daß zwei zeitlich auseinander liegende Zählungen mit einander verglichen und dazu das festgestellte Ergebnis der Sterbegestaltung nach einzelnen Altersklassen herangezogen wird. Jede einzelne Altersklasse der Lebenden wird kontrolliert, sie müßte, wenn keine Wanderung stattgefunden oder in jeder einzelnen Altersklasse Zu- und Wegzüge sich ausgeglichen hätten, am Ende der Zählungsperiode in der entsprechend höheren Altersklasse mit ihrem ursprünglichen Bestand minus der eingetretenen Sterbefälle vertreten sein. Findet sich eine größere Zahl, so hat man es in dem Mehr mit dem Überschuß des Zuzugs zu thun, im entgegengesetzten

Fall mit dem Überschuß des Wegzugs. Man hat auf diese Weise ein für die zur Vergleichung gewählte Zeitstrecke konsolidiertes Gesamtergebnis eines konkreten Stücks der Wanderbewegung. Ich darf um so weniger unterlassen auf dieses Hilfsmittel der Erkenntnis der Wandergestaltung hinzuweisen, als gerade die Statistik der Stadt, in der ich heute zu sprechen habe, solche Berechnung aus neuestem Material darbietet. Im Statistischen Jahrbuch für die Stadt Dresden, Jahrgang 1901 findet sich eine solche Kontrolle der einzelnen Jahresaltersklassen für die Zählungen von 1895 und 1900 mit Unterscheidung des Geschlechts. Daraus ergiebt sich zunächst als Gesamtergebnis des Wanderungsgewinns für Dresden in dem Lustrum 1895/1900 bei den Männern ein Mehrzuzug von 3657, bei den Weibern dagegen von 10679. Dieses Gesamtergebnis ist aber aus einem sehr verschiedenartigen Verhalten der einzelnen Altersklassen in Bezug auf Wandergewinn und Wanderverlust hervorgegangen. Für die jüngsten sechs Altersklassen überwiegt, und zwar bei beiden Geschlechtern der Wanderverlust. Kleine Kinder sind in größerer Zahl, sei es ohne sei es mit ihren Eltern von Dresden verzogen als dahin angezogen; man hat darin wohl zu gutem Teil einen symptomatischen Ausdruck einer Folgewirkung unerfüllter Hoffnung Zugezogener; im ganzen übersteigt dieser Wanderverlust an kleinen Kindern bei beiden Geschlechtern den Betrag von 4000. (4230, bezw. 4447) Darauf folgen einige Altersklassen, vier bis sechs, mit abwechselnd ganz geringen Überschüssen der Zu- oder Wegzüge; bei den größeren Kindern steht die Zu- und Wegwanderung ungefähr im Gleichgewicht. Darauf zeigt sich bei den Männern bis in die Mitte des zweiten Lebensjahrzehnts ein langsam ansteigender mit den Jahren der Militärpflicht seine Kulmination erreichender Wanderüberschuß, im ganzen ein Betrag von fast

16000 (15837), davon 5000 (4975) im zweiten und 11000 (10862) im dritten Lebensjahrzehnt. Der Wanderüberschuß bei den Weibern entwickelt sich am Anfang etwas schwächer als bei den Männern, erstarkt aber dann rasch und übertrifft im ganzen, ohne jedoch in einem einzelnen Jahr so hoch anzuschwellen wie bei den Männern, erheblich den Wandergewinn bei den Männern, auch dauert bei den Weibern die Erscheinung fast bis ans Ende des dritten Lebensjahrzehnts. Im ganzen beträgt der weibliche Wandergewinn in den genannten Altersklassen rund 14500 (14630), davon 8300 (8313) im zweiten und noch 6300 (6317) im dritten Lebensjahrzehnt. Diese Zahlen bieten einen wertvollen Ausdruck der Sedimentgestaltung an effektiver Bevölkerungsvermehrung, welche sich bei diesen von der Wanderbewegung hervorragend erfaßten Altersklassen herausstellt. Unmittelbar daran reiht sich eine Periode ausgesprochener Reaktion; es überwiegt und zwar mit fortschreitendem Alter zuerst bei den Männern, dann von Ende der zwanziger Jahre an, auch bei den Weibern, bei diesen aber in sehr bescheidener Weise, der Wanderverlust, der sich bis zum 36. Lebensjahr bei den Männern auf rund 8000 (7815) bei den Weibern auf rund 600 (592) stellt.

Von da an beginnt und zwar im ganzen in stets mehr sich ausprägender Weise eine Ära der Ruhe, in der abwechselnd geringe Wandergewinne und Wanderverluste zu verzeichnen sind, immerhin aber mit beachtenswertem Überschuß der Wandergewinne ganz besonders beim weiblichen Geschlecht. In der Abgleichung nach Lebensjahrzehnten ergiebt sich bei den Männern vom fünften Jahrzehnt ab zunächst für dieses ein Wandergewinn von 60 für das folgende ein Verlust von 351, vom siebenten Lebensjahrzehnt ab für die drei weiteren Lebenszehnte wieder ein bescheidener Gewinn von 56, 37, 3. Die Weiber haben vom

fünften Lebensjahrzehnt ab durchweg Wandergewinne in nachstehender Reihenfolge: 232, 351, 307, 89, 29, 4.

Ich bin etwas länger bei dieser Ihrer vaterstädtischen Tabelle verweilt, weil sie in klarer Weise ein statistisches Bild des thatsächlichen Erfolgs der gesamten Wanderungsbewegung giebt, die in Dresden innerhalb der letzten Volkszählungsperiode, flutete, ein Bild, das ohne Rückgriff auf Gebürtigkeitsstatistik und Wanderungsstatistik aus der Altersgliederung des Bevölkerungsstandes und der Sterbemasse abgeleitet werden konnte.

Kehren wir von der Betrachtung dieses indirekten Verfahrens, das uns die Wandergewinne und -Verluste nach Altersklassen aber nicht nach Herkunft und Bestimmung gliedert, zur weiteren Betrachtung der aus dem Volkszählungsmaterial abgeleiteten Gebürtigkeitsstatistik zurück. Diese Gebürtigkeitsstatistik des Bevölkerungsbestandes bringt die Thatsache der Identität oder der Abweichung von Geburtsort und Zählungsort zum Ausdruck, ohne Rücksicht darauf ob bei den Auswärtsgebürtigen eine Einverleibung in der Dauerbevölkerung des Aufenthaltsortes stattgefunden hat oder nicht. Werden die Berechnungen nicht für die ortsanwesende, sondern für die Wohnbevölkerung angestellt, so scheiden die nur vorübergehend Anwesenden aus und werden dafür die nur vorübergehend Abwesenden berücksichtigt. Aber auch in diesem Falle enthält die Gesamtmasse der Auswärtsgebürtigen noch sehr verschiedenartige Schichten eines noch zweifelhaften oder mehr oder minder konsolidierten Daueraufenthalts. Ein vollkommen zutreffendes statistisches Bild dieser Schichtung könnte man versuchen aus der Sonderbefragung der Auswärtsgebürtigen über ihre Aufenthaltsabsichten zu gewinnen; indessen ist eine exakte Beantwortung solcher Fragestellung kaum zu erwarten. Ein gutes Auskunftsmittel für Erlangung eines symptomatischen Einblicks bietet dagegen die Erfragung der Zu-

zugszeit. Dadurch gewinnt man eine Schichtung der Auswärtsgebürtigen nach der bisherigen thatsächlichen Gestaltung ihrer Stadtzugehörigkeit, bei der man im Auge behalten muß, daß die Zuzugsmasse mit kurzfristigem Aufenthalt einen großen, jene mit langfristigem Aufenthalt nur einen geringen oder gar keinen Bruchteil nicht konsolidierter Stadtzugehörigkeit enthält. Die Scheidung beider Geschlechter erhöht den Wert dieser Schichtung. Seit längerer Zeit bietet beispielsweise die Berliner Kommunalstatistik solche Aufschlüsse. Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 gliedert sich in Berlin die Zuzugsmasse der Auswärtsgeborenen folgendermaßen:[1])

Zugezogen	männl.	weibl.	Im ganzen
in den letzten 5 Jahren	211556	190716	402272
vor 6—10 Jahren	75948	88466	164414
„ 11—15 Jahren	78892	88324	167216
„ 16 und mehr Jahren	164863	210770	375633
unbekannt wann?	3209	3320	6529
Im ganzen	534468	581596	1116064

Diese Zahlen dürfen als symptomatischer Ausdruck dafür angesehen werden, daß sich die Konsolidierungsentscheidung im allgemeinen innerhalb kürzerer Frist, jedenfalls innerhalb des ersten Jahrfünftes des Aufenthalts ergiebt. Dafür spricht der annähernde Gleichstand der zweiten und dritten Zahlengruppe. Daß die Entscheidung über Verbleib oder Wegzug in der Hauptsache schon im ersten und nur zu geringerem Teil erst im zweiten Zuzugsjahr erfolgt, ergiebt sich aus der weiteren Untersuchung der in den letzten fünf Jahren vor der Zählung Zugezogenen nach einzelnen Zuzugsjahren. Es sind nämlich von Auswärtsgeborenen in Berlin zugezogen

[1]) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin XXVI. Jahrgang. Berlin 1902. S. 700 u. ff.

	männl.	weibl.	Im ganzen
im Jahre 1900	88587	68335	156922
„ „ 1899	43026	36868	79894
„ „ 1898	31691	32731	64422
„ „ 1897	25186	27473	52659
„ „ 1896	23066	25309	48375

Weiter ergiebt sich aus den vorliegenden Zahlen, daß den weiblichen Zugezogenen nicht nur ein Überschuß beim Zuzug selbst zufällt, sondern daß sie auch verhältnismäßig stärker an der Großstadt kleben als die Männer. Dabei ist freilich zu bedenken, daß für das weibliche Geschlecht das nicht unwesentliche Moment des Zwangszuzugs in die Großstadt nur in verschwindendem Maße und zwar in der Hauptsache nur als Folge männlichen Zwangszuzugs sich geltend macht.

Auf die weitere lehrreiche Unterscheidung der gesamten Zuzugsmasse nach den darunter befindlichen geborenen Berlinern und Auswärtsgeborenen mit gesonderter Behandlung der Verheirateten und mit Ausgliederung nach den Geburtsjahren der Zugewanderten einzugehen, muß ich mir versagen.

Die reichgegliederten Zahlenergebnisse der Gebürtigkeitsstatistik noch weiter zu verfolgen, gestattet die mir heute Ihnen gegenüber zugefallene Aufgabe leider nicht. Ich denke aber, das Vorgebrachte wird genügen, um eine Vorstellung von dem reichen Inhalt des Wissens über die Morphologie der Bevölkerung nach Herkunfts- und Bestimmungsort zu geben, das aus sorgsamer Ausbeutung der Angaben über den Geburtsort der bei der Volkszählung Gezählten zu entnehmen ist. Immerhin aber wird dabei der volle Einblick in die thatsächliche Gestaltung des Wandermoments selbst, wie sie als Funktion der Zeit sich ergiebt, nicht eröffnet, wenn auch dafür mit einem Schlage der schließliche Gesamteffekt des Wanderwesens in der ganzen Lebevorzeit der bei der Zählung Vorgefundenen ermittelt wird,

während jegliche Statistik der Wanderungen selbst immer nur die Wandergestaltung einzelner Zeitstrecken klar zu legen vermag.

Thatsächlich ist die Klarlegung des gesamten Wanderstroms selbst darum so bedeutsam, weil sie uns nicht mehr bloß auf Überschüsse der Zu- oder Abwanderung, auf Wanderungsgewinn oder Verlust hinweist, sondern den vollen Strom und Gegenstrom der Zu- und Abwandernden in seiner Stärke und seiner Zusammensetzung zu erfassen gestattet.

In der Zeit verstärkter Leichtflüssigkeit der Bevölkerung sind die Schwierigkeiten einer erschöpfenden Erfassung der gesamten Wanderbewegung des Volks sehr groß. Je unbeschränkter die Wandergestaltung erfolgt, um so größer ist aber das wissenschaftliche und sozialpolitische Bedürfnis der thatsächlichen Feststellung der Wanderungen. Von der befriedigenden Lösung des Problems einer allgemeinen Wanderungsstatistik, die zusammenfassend das gesamte Zu- und Wegzugwesen des ganzen Landes erfaßt, sind wir, zumal in Deutschland, noch weit entfernt. Man wird aber daran festzuhalten haben, daß mit der freiesten Bewegung die Verpflichtung der Meldung jeden Zu- und Wegzugs ebensogut vereinbar ist, wie mit der Gewerbefreiheit die Verpflichtung zur Gewerbe-Anmeldung und Abmeldung. Je allgemeiner die Volkserziehung zu einem solchen weitausgedehnten Meldewesen wird, um so mehr wird sich die thatsächliche Handhabung der Meldevorschriften verbessern. Das Internationale Statistische Institut hat sich mit dieser Frage bei seiner letzten Versammlung in Budapest beschäftigt und wird deren Prüfung voraussichtlich bei seinem nächsten Zusammentritt in Berlin weiterführen[1]). Für die großstädtische

[1]) Man vgl. dazu mein Referat: „Die Ziele des Ausbaus der Auswanderungsstatistik" (Institut international de statistique VIII Session. Budapest 1901. Circulaire No. 6. Série des rapports et communications No. 4).

Verwaltung, die in erhöhtem Maße einer fortlaufenden Kontrolle der Zu- und Wegzüge bedarf, würde die Verallgemeinerung der Meldepflicht im Sinne beispielsweise der belgischen und niederländischen Bestimmungen eine wesentliche Verbesserung des Meldewesens zur Folge haben. Aber auch jetzt schon bietet eine sorgsame statistische Ausbeutung des in den Meldezetteln enthaltenen Urmaterials einen überaus wertvollen Einblick in das ununterbrochene gewaltige Hin- und Herwogen wandernder Menschenmassen, die mit Absichten des Dauerverweilens kommen oder aus solchem Verweilen heraus wegziehen. Die weitere zur Statistik der Zu- und Wegzüge als solche nicht gehörige Statistik der Fremdenmeldungen bietet ein für die Beurteilung des Ab- und Zugangs an Menschenmassen gleichfalls bedeutsames Material. Ich beabsichtige nicht auf die demographische Bedeutung dieses flüssigsten Teils der temporären Großstadtbevölkerung einzugehen und mache nur im Vorübergehen darauf aufmerksam, daß insbesondere die Vergleichung der zeitlichen Bewegung auch ganz summarischer Zahlen auf diesem Gebiet — wenn nur einigermaßen gleichmäßige Handhabung der Vorschriften vorausgesetzt werden kann — Interesse bietet. Hier in Dresden z. B. setzt der Fremdenverkehr vor ungefähr einem halben Jahrhundert mit rund 63000 (62576) angekommenen Fremden[1]) im Jahr 1853 ein; nach einem Maximum von 74000 (74183) im Jahr 1856 und einem Minimum von 48000 (48372) im Jahr 1859 steht er im Jahr 1864 noch auf der gleichen Höhe von 63000 (62864), um nach dem Aufschwung auf 73000 (73031) im folgenden Jahr mit dem Kriegsjahr 1866 das Minimum von 46000 (46290) zu erreichen. Mit dem Jahr 1871 werden zum erstenmal

[1]) Die auf der Durchreise angekommenen Gewerbsgehilfen, für welche in neuerer Zeit besondere Nachweise vorliegen, sind darunter nicht begriffen

100000 (105815) überschritten, mit dem Jahr 1879 sind anderthalb Hunderttausend nahezu erreicht (146539); von 1887 bis 1892 zeigt sich durchweg ein annähernder Betrag von 200000 (1888: 194981 — 1891: 209859), mit 1896 sind 265000 (265337) erreicht, und daran reihen sich für die jüngsten Jahre die Zahlen: 236609, 260449, 287219, 284173. — In einem halben Jahrhundert ist hienach der Fremdenverkehr Dresdens mehr als vervierfacht und damit ein wenig stärker gewachsen als die Bevölkerung, die von 104199 im Jahr 1852 auf 396146 im Jahr 1900 gestiegen ist.

Während der Fremdenverkehr in der Hauptsache keinen Einfluß auf die dauernde Veränderung der Morphologie der großstädtischen Bevölkerung hat, ist ein solcher bei dem mit beabsichtigtem oder vorhergegangenem Dauerverweilen in Zusammenhang stehenden Zu- und Wegzug gegeben. Ganz scharf wird allerdings der Fremden- und der Zu- und Wegzugsverkehr nicht zu trennen sein; denn selbst die beste Absicht des Dauerverweilens kann sich als unausführbar erweisen, und der Zugezogene, der bald wieder wegzieht, hat dieselbe demographische Funktion, wie der, der ursprünglich nur als Fremder die Stadt betrat.

Man kann den Versuch machen, den vermeintlich konsolidierteren Teil der Zuzüge dadurch zu bestimmen, daß man bei Bearbeitung des Meldematerials jene Zu- bezw. Wegzüge ausschließt, welche bei derselben Person schon innerhalb Monatsfrist aufeinander folgen. Dieses Verfahren hat Hans Allendorf[1]) eingeschlagen, um den „Zuzug" nach Halle zu bestimmen. Ein solcher Griff ist aber, wie auch Allenstein selbst hervorhebt, durchaus willkürlich. Das wahre Gesamtbild des in der Zeit

[1]) Dr. Hans Allendorf, Der Zuzug in die Städte, seine Gestaltung und Bedeutung für dieselben in der Gegenwart. Jena 1901. G. Fischer.

ununterbrochen fließenden Stroms und Gegenstroms, der für gegebene Zeitstrecken durch die Statistik der Zuzüge und Wegzüge erfaßt wird, giebt nur die vollständige Erfassung der gesamten Bewegung, wobei als Ergänzung. Sondernachweis für die Teilmassen kurzfristig Verweilender durchaus erwünscht ist. Die Zu- und Wegzugsstatistik soll die Strömungen, die Gebürtigkeitsstatistik die Sedimente der Strömungen nachweisen, die allerdings nicht alle von gleicher Kompaktheit sind und gewissermaßen an der Oberfläche durch den Strömungsprozeß immer wieder leicht in Bewegung zu setzende Elemente enthalten.

Eingehender Zahlennachweise über die Statistik der großstädtischen Zu- und Wegzüge muß ich mich hier enthalten. Nur ein paar Proben aus dem Berliner Material[1]) möchte ich hier zunächst vorbringen. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Zuzugsmeldungen vollständiger sind als die Abzugsmeldungen; die Kontrolle durch die Volkszählungsergebnisse ermöglicht den Zuschlag der zu den gemeldeten Abzügen zu machen ist, mit genügender Sicherheit zu bestimmen.

Für das Jahr 1899 sind als zugezogen gemeldet 235611 Personen, als abgezogen 178654, wozu ein Zuschlag von 28951 Personen zu machen war, so daß also im ganzen den 235611 Zugezogenen 207605 Weggezogene gegenüberstehen. In Promille der Bevölkerung schwankte im Jahrzehnt 1890/99 der Zuzug zwischen 110,31 (im Jahr 1892) und 129,44 (im Jahr 1899), der Abzug zwischen 109,90 (im Jahr 1893) und 118,62 (im Jahr 1897). In den Jahren 1892 und 1894 hatte sich ein geringer Mehrabzug, jedoch nur beim männlichen Geschlecht, ergeben. Im allgemeinen

[1]) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. XXVI. Jahrgang. Berlin 1902. S. 188 u. ff.

ergiebt sich bei dem weiblichen Geschlecht als solchem, wenn es auch schwächer als das männliche am Zuzug beteiligt ist, ein relativ geringerer Wegzug; namentlich in den zwei letzten Jahren des Jahrzehnts ist der im ganzen gegenüber den unmittelbaren Vorjahren erheblich gestiegene Mehrzuzug bei den Männern größer als bei den Weibern, nämlich 14,10 bzw. 12,87 Proz. bei den Weibern, 17,50 bzw. 17,99 bei den Männern.

Sowohl aus den angegebenen absoluten wie den Promille-Zahlen ist zu entnehmen, daß im ganzen die Zu- und Abwanderungsströmung in Berlin recht erheblich ist, und daß insbesondere auch die Wegzüge gegenüber den Zuzügen von sehr bedeutendem Umfang sind. Es wäre also, wie ich früher bereits bemerkt habe, eine sehr verkehrte Vorstellung, wenn man sich die Attraktionskraft der Großstädte so vorstellen würde, daß sie die angezogenen Elemente, die sie von außen aufnehmen, die vormaligen Bewohner anderer Städte und die vormaligen Landbewohner, fortdauernd verschlingen, ohne von diesem Zuzug und dem eigenen städtischen Bevölkerungsnachwuchs etwas herauszugeben. Im Gegenteil Strom und Gegenstrom sind beide stark, der Strom zur Stadt im ganzen allerdings noch stärker und so werden die Großstädte auf die Dauer doch, wenn es auch die Folgeerscheinung eines komplizierten Prozesses ist, die Sammelstätten zahlreicher anderswo in Stadt und Land losgelöster Bevölkerungselemente. Die detailgeographisch ausgebaute Gebürtigkeitsstatistik der gezählten Gesamtbevölkerung bietet hierüber eingehende Belehrung. Eine sorgsame Differenzierung der Wanderungsstatistik dagegen gewährt die Möglichkeit einer genauen Analyse der fortdauernden Strömungen und Gegenströmungen, aus denen endgültig in Verbindung mit dem Bevölkerungsgang der ständigen Bevölkerung sich das Krystallisationsprodukt der zunehmenden Großstadtbevölkerung ergiebt.

Von besonderem Interesse ist es zu ersehen, daß die stadtgeborene Bevölkerung selbst an den Abzügen und an den Zuzügen auch in Gestalt der Wiederzuzüge nicht unerheblich beteiligt ist. Unter den im Jahr 1899 in Berlin als zugezogen Gemeldeten waren nicht weniger als 29876 geborene Berliner (18105 Männer, 11771 Weiber) und unter den Abgezogenen sogar 35471 geborene Berliner (20277 Männer, 15194 Weiber). Freilich ist hierbei nicht zu vergessen, daß gerade diese Bewegung der geborenen Berliner vermutlich zu recht erheblichem Teil darauf zurückzuführen ist, daß das bevölkerungssoziale Gebiet der Reichshauptstadt sich mit dem Verwaltungsgebiet der Stadt Berlin nicht deckt. Die Stadt Berlin hat nach der Zählung von 1900 1888848 Einwohner, Berlin mit weiterem Polizeibezirk dagegen 2528730 Einw., darunter die Städte Charlottenburg mit 189305 Einw., Schöneberg mit 95998 Einw., Rixdorf mit 90422 Einw. u. s. w., die thatsächlich mit der Stadt Berlin einen untrennbaren großstädtischen Wohnplatz bilden. Die Zu- und Abzüge, die zwischen Berlin und diesen Teilen des weiteren Wohnplatzes Berlin verzeichnet sind, sind eigentlich gar nicht Ab- und Zuzüge, sondern Umzüge. Nur aus der Zusammenwerfung der Wanderungsstatistik aller dieser Wohnplätze bekäme man ein zutreffenderes Bild; auch da aber wäre noch zu erwägen, ob man nicht noch weiter gehen und auch die weiteren Vororte im Umkreise von 2 Meilen einbeziehen sollte, womit man zu einer Gesamtbevölkerung des weitesten Berlin von 2707576 Personen käme. Wenn man die effektive Anziehungskraft Berlins auf andere deutsche Städte und auf deutsche Landbezirke genau feststellen wollte, müßte man einerseits nicht vom offiziellen, sondern vom sozial thatsächlichen Wohnplatz Berlin ausgehen, sodann aber müßte man weiter den Zuzug detailgeographisch ausgliedern.

Wie unzutreffend die Vorstellung von der Beteiligung von Stadt und Land an dem Zuzug in die Städte wird, wenn man die von mir hier hervorgehobenen Gesichtspunkte vernachlässigt, kann man aus den einschlägigen Darlegungen der im übrigen recht verdienstvollen Arbeit von Allendorf über den Zuzug nach Halle entnehmen. Er scheidet einfach Stadt und Land in dem üblichen statistischen Sinn der Grenzziehung bei 2000 Einwohnern und rechnet infolgedessen die starkbevölkerten nicht zur Stadt Halle gehörigen Vororte ganz richtig zur städtischen Bevölkerung. Selbstverständlich ist der Umzug von Bewohnern Halles und dieser Vororte, die inzwischen zum Teil einverleibt worden sind, auch vor der Einverleibung sehr bedeutend gewesen. So kommt es, daß Allendorf für das Jahr 1890, dessen Material er benutzte, für Halle „ein für den städtischen Zuzug günstiges Bild“ fand, nämlich 68,8 Proz. zugezogene Städter, 31,2 Proz. Landbewohner. Daß dabei von dem städtischen Zuzug mehr als $^2/_5$ (41,6 Proz.) auf die Städte mit 2—20000 Einwohner treffen, fällt ihm nicht auf, offenbar aber drückt gerade dies die scheinbare städtische Zuzugsquote aus, die in Wahrheit nur eine Umzugserscheinung in einer konsolidierten Großstadtbildung sozialen Charakters ist. Für die wirkliche Anziehung des Großstadtzentrums auf entfernte Stadtbevölkerung und die gesamte Landbevölkerung überhaupt beweisen die angegebenen Prozentverhältnisse gar nichts, ebensowenig wie die weiter von Allendorf berechneten Zahlen, wonach von den Zugezogenen überhaupt in Städten 71,2 Proz., auf dem Lande 28,8 Proz. geboren seien.

Die Meinung Allendorfs, daß hiernach für Halle das Schlagwort von den „kleineren Städten als Vermittelungskanälen zwischen Land und Großstadt“ nicht zutreffen würde, ist irrig. Allendorfs Statistik giebt in dieser Hinsicht Material

weder für noch wider. Will man die Zu- und Wegzugsstatistik in dieser Hinsicht fruchtbringend ausbauen, dann muß man, wie bemerkt, erstens das großstädtische Zentrum richtig abgrenzen, und dann die Zu- und Wegzüge einmal detailgeographisch nach kleinen Verwaltungsbezirken und innerhalb dieser nach Agglomerationsgruppen der Bevölkerung (Stadt und Land) auseinanderhalten.

Ein solcher Ausbau der Zu- und Wegzugsstatistik in den Großstädten ist sehr erwünscht. Freilich wird auch er nur die eine Seite der Medaille enthüllen, nämlich die Morphologie des Bevölkerungsstroms und seines Sediments in der Bevölkerungsmehrung der Großstädte. Die andere Seite der Medaille, der Bevölkerungsverlust vor allem der Landbezirke, in gewissem Maße vielleicht auch kleinerer Stadtbezirke könnte nur eine Verallgemeinerung der Zu- und Wegzugsstatistik liefern. Da deren Durchführung aber sehr schwer ist, wird man immer wieder auf das immerhin noch einfachere Problem einer detailgeographisch gut ausgebauten Gebürtigkeitsstatistik der Gesamtbevölkerung zurückkommen. So lange weder das eine noch das andere durchgeführt ist, bleibt die genauere Gestaltung des Bevölkerungsstroms, der im ganzen aus dem Jungbrunnen des ländlichen Bevölkerungsnachwuchses immer wieder überwiegend der Stadtbevölkerung neues Blut zuführt, einigermaßen im Dunkel. Die neuzeitlich sich geltend machende Neigung zur Übertreibung nach der einen oder der anderen Seite, welche auf einseitige Verwertung gewisser partieller Feststellungen beruht, die ihrerseits keinen Blick auf das Ganze der Entwicklung gestatten, ist vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus zu verwerfen. Unbewiesen und zur Zeit unbeweisbar ist, daß die Großstadt die Landbevölkerung „verzehrt" und ohne Zuschuß vom Lande aussterben würde — ebenso unbewiesen und unbeweisbar aber

ist, daß die Großstädte aus eigener Bevölkerungskraft auch weiter existieren könnten und insbesondere der Zuschuß vom Lande nur so eine Art quantité négligeable sei.

Es sei mir gestattet, nach dieser Abschweifung noch auf die eigenartige Schichtung des Zu- und Wegzugs der Großstädte zurückzukommen. Die stärkere Vertretung des männlichen Geschlechts haben wir am Beispiel Berlins schon kennen lernen; hier sei noch beigefügt, daß die Gesamtübersicht für die deutschen Städte, welche die Zu- und Wegzugsstatistik pflegen[1]), diesen Männerüberschuß als allgemeine Regel ergiebt. Nur bei Charlottenburg, für welches Berlin gegenüber thatsächlich nur Umzüge in Frage stehen, findet sich das Gegenteil.

Die Berufsgliederung der Zu- und Weggezogenen bietet an sich großes Interesse; indessen dürfte dabei der Umstand störend wirken, daß die Berufsangaben in der Hauptsache zwar wohl dem bisherigen Lebensgang entsprechend, bei jenen Fällen dagegen, in welchen mit dem Zuzug in die Stadt ein Berufswechsel eintritt, anders geartet sein dürften, sei es, daß bereits die beabsichtigte Neubeschäftigung antizipiert oder eine ganz allgemeine Bezeichnung, z. B. Arbeiter ohne nähere Angabe, gewählt wird. Dadurch verliert die thatsächlich gebotene Berufsgliederung der Zu- und Weggezogenen an Interesse. Im einzelnen kann deren genauere Verfolgung aber doch manchen beachtenswerten wirtschafts- und sozialpolitischen Einblick, z. B. in das verschiedenartige Verhalten einzelner Industriezweige in Bezug auf Anziehen und Abstoßen von Erwerbsthätigen in der gegebenen Beobachtungszeit darbieten; die Verteilung auch der Angehörigen auf die verschiedenen Gruppen der Erwerbsthätig-

[1]) Statistisches Jahrbuch deutscher Städte, herausg. v. Dr. Neefe, Direktor des Statist. Amts der Stadt Breslau. X. Jahrgang. Breslau 1902. S. 105.

keit erhöht den Wert dieser Nachweise. Solche Ausgliederungen bietet beispielsweise die Berliner Statistik. Das einschlägige Tabellenmaterial ist wie alles, was in die Berufsstatistik einschlägt, etwas vielgliederig und eignet sich nicht gut zur Verwendung in diesem Vortrage. Nur ein paar Hauptzahlen seien aus den Ermittelungen für 1899 als Beispiele angefügt. Es waren unter den Zugezogenen bzw. Abgezogenen überhaupt (Selbstthätige und deren Angehörige) folgende Berufsklassen am stärksten vertreten:

Berufsklassen:	Zugezogene:	Abgezogene:
Persönliche Dienstboten	53485	40741
Arbeiter ohne nähere Angabe	29215	20384
Handel	23628	18172
Ohne Berufsangabe	17552	16122
Bekleidung	14217	8628
Nahrungs- u. Genußmittel	11897	6581
Metallverarbeitung	10810	7865
Baugewerbe	10786	8859
(Alle Berufsklassen	235611	178654)

Ich übergehe die Unterscheidung nach dem Familienstand und verweise nur noch auf die Gliederung der Zuzugs- und Abzugsmasse nach dem Alter, welche schon darum besondere Beachtung verdient, weil der Altersaufbau der gesamten großstädtischen Bevölkerung, auf welchen ich später zu sprechen komme, vom Altersaufbau des Zuzugs und des Wegzugs vorzugsweise bedingt ist. Der normale Altersaufbau einer seßhaften stationären Bevölkerung ist: Stärkste Besetzung der jüngsten Altersklassen und fortschreitende Minderbesetzung der folgenden Altersklassen nach Maßgabe der durch die Absterbeordnung bedingten von Altersjahr zu Altersjahr fortschreitenden Verminderung eines Grundstocks Geborener. Der Absterbeordnung entsprechend wird im Hinblick auf die stärkere Lebens-

bedrohung der jüngeren und insbesondere jüngsten Kinder die Basis dieser Alterspyramide etwas verbreitert, sodann in den höchsten Altersjahrzehnten eine verstärkte Konvergierung der Linie zu beobachten sein, während die Spitze der Pyramide wegen der vereinzelten Fälle erhöhter Langlebigkeit etwas in die Höhe gezogen erscheint; im ganzen aber wird es im wesentlichen ein sog. pyramidaler Altersaufbau sein. Nichts von einer solchen Gestaltung ist dagegen beim Altersaufbau des Zu- und Abzugs zu erkennen. Die Berliner Statistik liefert seit Jahren sorgsam gegliederte Nachweise über den Altersaufbau der Zu- und Abgezogenen, die hier als Beispiel angeführt seien. Betrachten wir z. B. die Gestaltung des Altersaufbaus der Zu- und Abzüge von 1899, so finden wir folgendes:[1]) Die fortschreitende Abnahme der im ganzen schwach besetzten drei jüngsten Altersjahrfünfte wird im vierten Altersjahrfünft jäh unterbrochen durch eine Anschwellung bei den Zugezogenen bis auf das 5—6fache, bei den Weggezogenen bis auf das 4—5fache. Im nächsten, dem fünften, Altersjahrfünft erfährt diese Anschwellung noch eine weitere und zwar die stärkste Vermehrung; sie erstreckt sich nunmehr bei den Zugezogenen auf etwa das 9fache, bei den Weggezogenen auf das 8fache der Durchschnittsbesetzung der drei jüngsten Altersklassen. Das sechste Altersjahrfünft zeigt einen starken Rückschlag, es ist bei den Zugezogenen geringer vertreten als das vierte Altersjahrfünft, nicht ganz mit dem 5fachen der Durchschnittsbesetzung der drei jüngsten Altersklassen, bei den Fortgezogenen ist die Besetzung noch stärker als in der vierten Altersklasse, sie beträgt ungefähr das 5fache der jüngsten Altersklasse. Das nächste Altersjahrfünft zeigt beiderseits nur etwa noch die halbe Stärke der Besetzung, und

[1]) Die Zahlen siehe im Anhang Tabelle II, welche dem Statist. Jahrbuch für die Stadt Berlin XXVI. Jahrgang, Berlin 1902, S. 190, entnommen ist.

von da ab zeigt sich eine zunächst raschere, später langsamere Abnahme der Vertretung der einzelnen Altersklassen. Das Schwergewicht des verbleibenden Überschusses der Zuzüge fällt auf das zweite bis neunte Altersjahrfünft; es kulminiert bei den Weibern, bei denen es überhaupt zeitiger sich ausprägt, schon mit dem vierten, bei den Männern mit dem fünften Altersjahrfünft und zwar in der Art, daß die Ausladung, welche die produktivsten Altersklassen bei der selbständigen Betrachtung des Differenzbestands der Zu- und Abzüge darbieten, relativ noch viel bedeutender sind als der Altersaufbau einerseits der Zuzüge und andererseits der Abzüge ersehen läßt.

Dieser Blick auf den Altersaufbau der in Strömung befindlichen Elemente des Großstadtlebens muß die Überzeugung festigen, daß der Einfluß der Wanderbewegung auf die Morphologie der Großstadtbevölkerung ein sehr großer sein muß. Es wird demgemäß auch richtig sein, wenn wir nunmehr die für die Demographie der Großstädte bedeutsamste Thatsache, nämlich die Gestaltung ihrer Bevölkerung nach der Herkunft verlassen, und die übrigen bedeutungsvollen Schichtungen des Bevölkerungsstands wenigstens nach einigen Richtungen untersuchen.

Es läge nahe, gleich den Altersaufbau der großstädtischen Bevölkerung zu betrachten. Vorher aber möge noch ein Blick auf die elementarste Differenzierung des Menschenbestands der Großstädte, jene nach dem Geschlecht gestattet sein.

Von der Natur ist die Ausgestaltung des Geschlechtsverhältnisses des menschlichen Nachwuchses für das angemessene Zusammenleben der beiden Geschlechter durchaus zweckmäßig eingerichtet, da ein kleiner Knabenüberschuß der Geborenen (etwa 106 Knaben auf 100 Mädchen) die stärkere Lebensbedrohung der Knaben im zarten Alter auszugleichen imstande ist. In den für die Beziehungen der Geschlechter bedeutungsvollsten

Altersjahren wird sich hiernach bei normaler Entwicklung ein annäherndes Gleichgewicht der Männer und Weiber herausstellen. Wie es dann weiterhin in den höheren und höchsten Altersklassen aussieht, das hängt vorzugsweise von der Gestaltung der Sterblichkeit beider Geschlechter ab. Nach unseren europäischen Verhältnissen erscheinen uns Männern gegenüber die weiblichen Kolleginnen hierin nicht unerheblich begünstigt, wahrscheinlich teils mit, teils aber auch ohne unsere Schuld. Der Hinweis auf den erheblichen Anteil der alten und ältesten Frauen am Weiberüberschuß, der im ganzen z. B. auch im Deutschen Reich sich herausstellt, ist ein wichtiger Trost für die jüngeren noch unverheirateten Damen; denn jener Bestandteil des Weiberüberschusses zählt nur in den seltensten Fällen zu ihren Mitbewerberinnen. Nach der jüngsten Volkszählung vom 1. Dezember 1900 stellt sich die Sache beispielsweise für das Deutsche Reich folgendermaßen: Gezählt sind im Ganzen 27737247 männliche und 28629931 weibliche Personen; das ist ein Überschuß von 892648 Weibern; es treffen hier nachauf 1000 männliche 1033 weibliche Personen. Das ist nebenbei bemerkt eine nicht unerhebliche Verbesserung gegen die beiden vorhergehenden Zählungen; denn 1885 und 1895 hatte sich noch das Verhältnis von 1040 bzw. 1037 ergeben. Die Verbesserung hängt wohl in der Hauptsache mit der Abnahme der Auswanderung, vielleicht auch, was noch näher zu prüfen wäre, mit der relativ stärkeren Verbesserung der männlichen Sterblichkeit zusammen. Aber auch ein Überschuß von 33 ohne Aussicht auf einen Mann vorhandenen weiblichen Wesen auf 1000 wäre immerhin noch recht bedenklich. Wenn man aber den obigen Überschuß in drei Gruppen zerlegt, so findet man, daß von den 892648 überschüssigen Weibern nicht weniger als rund 700000 auf weibliche Personen im Alter von mehr als 50 Jahren treffen.

Andererseits ergiebt sich freilich auch für die jüngsten Altersklassen bis zum 20. Jahr ein in der Hauptsache für das Heiratsproblem nicht in Betracht kommender Überschuß von rund 60000 männlichen Personen. Im ganzen aber bleibt immerhin für den Altersrahmen vom 20. bis zum 50. Jahr ein Überschuß von nur 253063 Weibern bei rund 11205000 Männern und 11458000 Weibern, oder 1023 Weiber auf 1000 Männer; für die interessanteste Altersklasse vom 21. bis 30. Lebensjahr beträgt der Weiberüberschuß nur 10 auf 1000 Männer. In den deutschen Großstädten sind am 1. Dezember 1900 zusammen 4429898 männliche und 4690382 weibliche Personen gezählt, es ergiebt sich hiernach im ganzen ein großstädtischer Weiberüberschuß von 260484 oder auf 1000 Männer 1059 Weiber. Der großstädtische Weiberüberschuß ist hiernach im allgemeinen fast noch einmal so groß, als er sich für das Reich im ganzen ergiebt; die größere Sedimentbildung bei dem an sich schwächeren weiblichen Durchstrom durch die Großstädte gelangt hierin zu zahlenmäßigem Ausdruck. Wie der Überschuß nach Altersklassen sich darstellt, im Einzelnen darzulegen, muß ich mir im Rahmen dieses Vortrags zu meinem Bedauern versagen. Hier sei nur noch bemerkt, daß die thatsächlichen Verhältnisse in den einzelnen der 33 deutschen Großstädte vom Gesamtdurchschnitt nicht unerheblich abweichen; Weiberüberschuß haben jedoch alle bis auf 6 ausgesprochene Industrie- bzw. Garnisonsstädte (Dortmund, Düsseldorf, Nürnberg, Mannheim, Kiel, Straßburg). In Berlin treffen auf 1000 Männer 1092 Weiber, in Breslau 1181, in München 1051, in Leipzig 1048, in Dresden 1077. Die hiesige Frauenwelt wäre hiernach, wenn man freilich von der wichtigen Altersgliederung absieht, im ganzen zwar nicht so gut wie die Leipzigerinnen und Münchnerinnen, aber doch erheblich besser als die Berlinerinnen daran!

Eine besondere durchaus typische Eigenart der großstädtischen Bevölkerungsschichtung wird aus deren Altersaufbau ersichtlich. Eine stationäre ohne Störung aus sich selbst sich entwickelnde Bevölkerung muß, wie vorhin dargelegt wurde, eine Altersschichtung aufweisen, die in allmählich abnehmender Stärke der Altersschichten von dem Maximum der Jüngsten bis zum Minimum des überhaupt vorgefundenen Ältesten — nach europäischen Verhältnissen ist zu vermuten, daß es „eine Älteste" sein wird — einen annähernd pyramidalen Aufbau darstellt, wenn wir uns die jüngsten unten, die ältesten oben gelagert denken. Der wirkliche Altersaufbau ganzer großer Bevölkerungen weicht von diesem Typ, wenn die äußeren Wanderungsstörungen nicht wesentlich sind, nach Maßgabe der thatsächlichen Absterbeverhältnisse, insbesondere aber nach Gestaltung der Geburtenhäufigkeit und dem daraus sich ergebenden Charakter einer zunehmenden oder stationären bzw. rückläufigen Bevölkerung ab. Im ersten Fall ist die Basis der Jüngsten und Jungen in ansehnlicherer Breite entwickelt, in den beiden anderen Fällen neigt diese Basis zu einer mehr oder minder weit gehenden Einschrumpfung und die mittleren und höheren Altersklassen sind ungewöhnlich stark vertreten. An Stelle des pyramidalen Aufbaus mit verbreiterter Basis tritt eine Art glocken- oder granatenförmiger Altersaufbau. Der Altersaufbau der deutschen und der französischen Bevölkerung stellt zwei Typen dieser Art dar. Selbstverständlich läßt der thatsächliche Altersaufbau eines bestimmten Volks, wenn er ins Detail verfolgt wird, auch noch die Folgewirkung einzelner demographisch-historisch bedeutsamer Vorgänge erkennen, z. B. Minderbesetzung einzelner Jahrgänge infolge von Kriegsereignissen, Notjahren und in deren Gefolge eingetretene Geburtenminderung. Im ganzen aber bietet doch der Altersaufbau eines in gesunder Entwicklung be-

griffenen Volkes, wie z. B. jener des deutschen das Bild eines ziemlich regelmäßigen pyramidalen Aufbaus.

Wie steht es nun gegenüber dieser pyramidalen Gesamtschichtung der Bevölkerung nach dem Alter mit der gleichartigen Sonderschichtung der großstädtischen Bevölkerung insbesondere? Wenn wir den großen Einfluß in Betracht ziehen, welchen die Wanderbewegung und deren Sedimente auf die Morphologie der großstädtischen Bevölkerung äußern müssen, so können wir von vorneherein annähernd den Befund bestimmen, den uns die Volkszählung ergeben muß. Der Grundstock der Ortsgebürtigen wird im allgemeinen zu einem normalen pyramidalen Aufbau neigen; nur die untersten Schichten der Jüngsten werden durch die ortsgebürtigen Kinder Zugewanderter erheblich verstärkt sein. Die Auswärtsgebürtigen können nach der Morphologie des Wanderstroms in den jüngsten Schichten nur sehr wenig vertreten sein; dagegen müssen jene Altersschichten, in denen vorzugsweise die Sedimente des Wanderstroms sich ablagern, eine ganz außerordentliche Verstärkung erfahren, die in abgemindertem Maße für die höheren Altersschichten sich geltend macht, in denen zwar die neuen Original-Sedimente unbedeutend sind, die aber durch das allmähliche Älterwerden der ursprünglich verstärkten jüngeren Schichten doch auch in gewissem Maße eine Dauerverstärkung erfahren. Die Alterspyramide der Ortsgebürtigen wird mit der oben und unten zugespitzten ballonartigen Schichtung der auswärts Geborenen verschmolzen und das Resultat ist für die Großstadt ein — wie ich ihn nenne — zwiebelartiger Altersaufbau der Bevölkerung, wobei man insbesondere an ein mit einer Zwiebel gekröntes Kirchturmsdach denken mag. Die unter der eigentlichen Zwiebel liegende Dachzuspitzung bringt die Kinderbasis mit von Altersjahr zu Altersjahr abnehmendem Bestand; mit dem Eintritt der produktiven

Altersjahre greift die entgegengesetzte Entwicklung, gewaltige Verstärkung der einzelnen Altersschichten ein, die alsdann vom mittleren Lebensalter ab zunächst rasch, später aber nur ganz allmählich sich vermindert. Dies ergiebt den zwiebelförmigen Altersaufbau der Bevölkerung. In voller Feinheit ergiebt sich der Altersaufbau nur bei der Verfolgung nach einzelnen Jahren, und am verständlichsten wird er durch die graphische Darstellung. Als kürzester Ausdruck, wie er insbesondere für das gesprochene Wort sich empfiehlt, dienen, wenn ich am Dresdner Zahlungsbefund den großstädtischen Altersaufbau demonstrieren soll, folgende Zahlen[1]):

Vertreten ist:	in absoluten Zahlen	in Prozentanteilen
das erste Lebensjahrzehnt mit	74 608	18,83
„ zweite „ „	69 333	17,50
„ dritte „ „	95 453	24,10
„ vierte „ „	61 137	15,43
„ fünfte „ „	43 125	10,89
„ sechste „ „	28 870	7,29
„ siebente „ „	15 637	3,95
„ achte „ u. darüber	7 983	2,02
Im ganzen	396 146	100,00

Im Maß der Ausbauchung in den produktiven Jahren, sodann weiter in der Stärke der Kinderbasis und in der Gestaltung der Schichtenabnahme nach den Greisenjahren hin weicht der Altersaufbau der einzelnen Städte mehr oder minder von einander ab, der Grundtypus aber des Zwiebelaufbaus, insbesondere die dominierende Besetzung des dritten und die noch überstarke Besetzung des vierten, einigermaßen auch des fünften Lebensjahrzehnts findet sich allenthalben in der modernen an Ausdehnung und Bevölkerung ergiebig wachsenden Großstadt. Recht erheblich ist bei den deutschen Großstädten bei allen Zäh-

[1]) Ermittelt aus dem Statistischen Jahrbuch für die Stadt Dresden.

lungen die Ausladung bei den produktiven Altersklassen allezeit in München gewesen; dort verlaufen die Prozentzahlen nach Altersstufen folgendermaßen: 17,7, 15,6, 24,6, 16,9, 11,2, 7,5, 4,3, 2,2; zugleich zeigt ein geschichtlicher Rückblick, daß die Ausbauchung seit einem Vierteljahrhundert sich noch etwas verstärkt hat[1]). Hier in Dresden ist dies nur in geringerem Maße der Fall; dagegen zeigt Dresden eine beachtenswerte Verstärkung des letzten Altersjahrzehntes.

Ein vollkommen erschöpfender Einbick in den Altersaufbau jeder Bevölkerung kann nur gewonnen werden, wenn die Bevölkerungselemente selbst nach allen wichtigen natürlichen und sozialen Eigenschaften derselben weiter gegliedert werden. So weit zu gehen, darf ich mir heute nicht gestatten, weil mir dazu nicht bloß die Zeit fehlt, sondern auch manche bedeutungsvolle Thatsachenreihe so vielgliederig sich gestaltet, daß sie sich zur knappen Darstellung im gesprochenen Wort überhaupt nicht eignet.

Aber eines möchte ich doch in Kürze hervorheben, wozu die Ausgestaltung der Ausbeutung gerade der deutschen Volkszählung von 1900 Anlaß giebt, nämlich den besonderen Altersaufbau der Ortsgebürtigen und die Morphologie des Altersaufbaus der Auswärtsgebürtigen speziell unter dem Gesichtspunkt der Betheiligung der Großstadtgebürtigkeit. Für diese zweite Betrachtung, welche alsbald in eine überaus vielgliedrige Thatsachengestaltung hineinführt, darf ich mir nur einige Andeutungen speziell für die Dresdener Bevölkerung gestatten.

Das Material für die Betrachtung, in die ich jetzt eintrete, liefert der Umstand, daß zwar nur nach großen Altersgruppen

[1]) Mitteilungen des Statistischen Amts der Stadt München. Band XVII Heft 3. I. Teil. Die Volks- und Wohnungszählung in München. I. Teil München 1901. S. 7.

aber doch immerhin so, daß die elementarsten Formen des Altersaufbaus ersichtlich sind, gemäß den für die Zählung von 1900 gegebenen bundesräthlichen Ausbeutungsvorschriften für die einzelnen deutschen Großstädte — und zwar mit Unterscheidung des Geschlechts — die Orts- und Auswärtsgebürtigen nachgewiesen sind, und zwar die letzteren unter Sondernachweis auch der einzelnen deutschen Großstädte ihrer Geburt. Die Veröffentlichung dieser erstmals in solcher Gliederung gegebenen Gebürtigkeitsnachweise ist seitens der amtlichen Statistik vorerst nur zum kleineren Teile erfolgt. Ich verdanke aber der Güte des königl. preußischen, bayerischen und sächsischen statistischen Bureau sowie des statistischen Amtes der Stadt Dresden hier einschlägige Nachweise, die ich zwar nicht vollständig darlegen kann, auf die ich aber doch in einigen Worten hinweisen darf.

Der Altersaufbau der Münchner Bevölkerung nach der Orts- der sonstigen Staats- der sonstigen Reichs- und der Fremdgebürtigkeit ist in der Bearbeitung der Münchner Volkszählungsergebnisse von 1900[1]) in einer hübschen graphischen Darstellung veranschaulicht, welche namentlich die spitze Pyramide der Ortsgebürtigen mit der breiten Kinderbasis und als Gegenstück dazu den anormalen im dritten Altersjahrzehnt weit ausgedehnten und erst von da ab pyramidal sich zuspitzenden Aufbau vor allem der übrigen in München gezählten Bayern und weiter der übrigen Deutschen und der Fremdbürtigen schön ersehen läßt.

In der Kondensierung auf die fünf Altersgruppen, welche das reichsstatistische Ausbeutungsformular enthält, ergiebt sich folgender Prozentanteil der in den betreffenden Städten selbst Geborenen an der Gesamtbesetzung der Altersgruppen in:

---

[1]) Siehe oben.

Altersstufen (Lebensjahre)	Berlin	Charlottenburg	München	Dresden	Leipzig	Nürnberg
1—15	81,0	53,3	79,5	76,8	81,1	78,4
16—30	35,0	8,0	26,4	27,5	36,1	30,8
31—50	20,0	4,0	17,8	20,7	20,2	24,6
51—70	18,0	4,1	19,4	18,6	17,9	26,5
über 70	20,1	5,9	21,0	18,3	16,8	30,8
Im ganzen	40,9	18,9	36,1	38,5	44,0	44,2

Die Sonderzahlen der Ortsgebürtigkeit der einzelnen Altersklassen der Großstadtbevölkerung klären erst die Bedeutung des Gesamtergebnisses dieser Ortsgebürtigkeit. Man ersieht daraus, daß von der sozialaktiven Großstadtbevölkerung — wenigstens nach den dermaligen deutschen Verhältnissen — nicht etwa zwei Fünftel, sondern nur ein Fünftel bis ein Viertel ortsgebürtig sind. Die Verstärkung der Ortsgebürtigkeitsquote für die Gesamtbevölkerung rührt lediglich von dem Schwergewicht her, mit dem die zahlreichen ortsgebürtigen Kinder jüngsten Alters ins Gewicht fallen. Diese sind aber selbst zu ganz erheblichem Teil Kinder nicht Ortsgebürtiger. Es wäre deshalb von großem Interesse den Kinderbestand der Großstädte nach der Stadt- oder Auswärtsgebürtigkeit der Eltern zu trennen. Für den größten Teil des Kinderbestandes könnte dies bei angemessener Ausbeutung schon bei der bisher angewendeten Zählungsformularen geschehen; erschöpfend könnte der Nachweis dann gewonnen werden, wenn an alle Gezählten die Sonderfrage nach dem Geburtsort des Vaters und der Mutter gestellt würde. Ich möchte diese Ergänzungsfrage namentlich der großstädtischen Kommunalstatistik empfehlen; dann wäre es möglich die Schichten der Ortsgebürtigen erster und zweiter bezw. weiterer Generation zu trennen, was zur Aufhellung der Erkenntnis über die Bodenständigkeit der großstädtischen Bevölkerung erheblich beitragen würde. Noch wertvoller wäre das Ergebnis dieser Ermittlungen

dann, wenn sie allgemein angestellt würden und damit ersehen ließen, wie die Bodenständigkeit der Gesamtbevölkerung geographisch und nach Agglomerationsgruppen sich gestaltet.

Auf weitere Einzelheiten im Unterschied des Altersaufbaus der Bevölkerung kann ich leider nicht eingehen; ausgiebigen Anhalt böte hierzu eine von dem Präsidenten des k. preuß statistischen Bureau Herrn Blenck mir gütigst zur Verfügung gestellte Übersicht für die sämtlichen preußischen Großstädte[1]).

Nun möge es mir gestattet sein, einen Blick auf einen tabellarischen Auszug[2]) aus dem vom Statistischen Amt der Stadt Dresden mir gütigst zur Verfügung gestellten reichgliedrigen Tabellenwerk über die Gebürtigkeit der Dresdener Bevölkerung, insbesondere auch mit Rücksicht auf die Unterscheidung ihrer Herkunft aus anderen Großstädten des Reichs und aus dem übrigen Reichsgebiet zu werfen. In Dresden sind 16619 in anderen deutschen Großstädten Gebürtige gezählt gegenüber 207003 sonst im Reichsgebiet Geborenen; die Großstädter machen also 7,4 Proz. des gesamten Zuzugs aus dem Reich aus, während an der Gesamtbevölkerung des Reichs die großstädtische mit 16,2 Proz. beteiligt ist. Man sieht hieraus in wie viel geringerem Maß die Dresdener Bevölkerung Zuschüsse aus anderen Großstädten erhält. Daß es sich im Gegensatz zu dem ausgesprochenen Wanderüberschuß aus dem Landzuzug bei den Zuzugselementen der Großstädte, die wiederum aus Großstädten kommen, im wesentlichen um gegenseitigen Austausch, um Umzug von Großstadt zu Großstadt handelt und zwar zum großen Teil von wirtschaftlich bereits konsolidierten Familien, ergiebt sich aus dem abweichenden Altersaufbau der in anderen deutschen Großstädten und sonst im Reich Gebürtigen. Wäh-

[1]) Abgedruckt im Anhang als Tabelle III.

[2]) Abgedruckt im Anhang als Tabelle IV.

rend bei den letzteren die zwei hauptsächlich produktiven Altersgruppen je fast das Vierfache des Kinderzuzugs ausmachen, ist der Altersaufbau bei den sonstigen Großstädten so beschaffen, daß die genannten zwei Altersgruppen nicht einmal das Doppelte der ersten Altersgruppe ausmachen. Bemerkt sei zum Schluß, daß die Großstadtgebürtigen übrigens in Dresden verhältnismäßig mehr als noch einmal so stark vertreten sind als in München, wo sie nur 3,4 Proz. der sonstigen Reichsangehörigen ausmachen. Dies hängt zum Teil damit zusammen, daß in Dresden zwei sonstige sächsische Großstädte beteiligt sind (Leipzig und Chemnitz) in München dagegen nur eine bayerische (Nürnberg).

Wenn man vom Altersaufbau handelt, dann verdienen auch die allerältesten noch eine besondere Beachtung. So lange die Altersangaben der an das 100. Lebensjahr heran- oder dasselbe sogar Überragenden nicht sorgsam amtlich nachgeprüft wurden, gab es zwar auch nicht viel aber doch immerhin eine erkleckliche Anzahl solcher ehrwürdiger Hundertjähriger. Es sind jetzt mehr als 30 Jahre her, daß ich als Assistent am königl. bayerischen statistischen Bureau das erste Beispiel prinzipieller Anzweiflung der Altersangaben der Ältesten unter Anwendung auf vier Münchner Frauen, die 100 Jahre und älter sein wollten, gab. Es stellte sich heraus, daß sie alle vier nicht so alt waren. Seitdem hat namentlich in der deutschen statistischen Verwaltung die Prüfung dieser Altersangaben sich immer mehr verbessert, und je mehr sie sich verbesserte, um so weniger wirklich Hundertjährige blieben übrig. Wie stehen nun die Großstädte zu diesem kleinen Häuflein der Ältesten? Der Güte des Herrn Präsidenten Blenck verdanke ich Sondernachweise für Preußen mit Unterscheidung von Stadt und Land. Gezählt sind in Preußen am 1. Dezember 1900 überhaupt nur 35 über 100 Jahre alte Personen, und zwar 5 Männer und

30 Frauen! Im übrigen Reich sind 6 Personen, 2 Männer, 4 Frauen ermittelt. Von den 35 in Preußen gezählten Hundertjährigen ist eine einzige in einer Großstadt (des Rheinlands) eine in einer Mittelstadt gezählt, 5 sind gezählt in Kleinstädten, 3 in Landstädten, 25 auf dem platten Land. Nach dem Geburtsort ist das platte Land mit 30 beteiligt, gegen zwei in Landstädten und 3 in Kleinstädten Geborene. Auf das 100. Lebensjahr zu rechnen ist hiernach dem Großstädter noch mehr als überhaupt jedem sonstigen Menschenkind zu widerraten. Aus den Einzelnachweisen ergiebt sich das entschiedene Übergewicht für die Veteranen der Landwirtschaft (Altsitzerinnen, Auszügler), eine erhebliche Zahl stellen auch die „Ortsarmen", vereinzelt trifft man Rentner, Rentenempfänger, auch eine Hebamme. Nach der Konfession ergeben sich 23 Katholiken, 10 Protestanten, 2 Israeliten.

Die Schichtung nach dem Familienstand ist selbstverständlich durch den Altersaufbau wesentlich bedingt und kann nur im Zusammenhang mit diesem richtig gewürdigt werden; weiter empfiehlt sich durchgreifende Berücksichtigung der Berufsgruppen. Ein Eintreten in solche Untersuchungen würde weit mehr Zeit als mir zur Verfügung steht erfordern; auch fehlt hierüber noch das erschöpfende Material für die sämtlichen deutschen Großstädte nach dem Stand von 1900. Nur eine kurze Bemerkung über Dresdener Verhältnisse möge mir gestattet sein. Als einen brauchbaren kürzesten Ausdruck für den Mangel eingetretener Ehesättigung der alternden und der alten Bevölkerung betrachte ich die Ledigenquote der Alten ausgedrückt durch den Prozentsatz der Ledigen (d. h. weder Verheirateten noch verheiratet Gewesenen) unter den 50 Jahre und darüber alten Personen[1]). Für Dresden berechnet er sich nach der Zäh-

[1]) Man vgl. meine Bevölkerungsstatistik. Freiburg 1897. S. 103.

lung von 1901[1]) für die beiden Geschlechter zusammen auf 10,9 Proz., für die Männer auf 6,6 Proz., für die Weiber auf 13,7 Proz. Dem gegenüber stellen sich für das Deutsche Reich im ganzen die Zahlen folgendermaßen: 9,0, 7,5, 10,2. Im ganzen ist hiernach die ältere Dresdener Bevölkerung etwas weniger ehegesättigt als jene im gesamten Reich; dies rührt aber nur davon her, daß unter den älteren Damen die Ledigen in Dresden nicht unerheblich höher als im Reich vertreten sind, während die Ledigen unter der älteren Dresdener Männerwelt sogar etwas seltener sind als im Reichsdurchschnitt.

Würde mir unbegrenzte Zeit zur Verfügung stehen, so hätte ich den Stand des Wissens darzulegen, das wir weiter über die Gliederung der Bevölkerung der Großstädte nach der Nationalität und der Religionszugehörigkeit besitzen. Entsprechend dem stark ausgeprägten Mischungsprozeß, aus welchem nach den früheren Darlegungen der Bestand der Großstadtbevölkerung hervorgeht, würde sowohl für Nationalität als Religionszugehörigkeit im ganzen als Eigenart der großstädtischen Statistik zweierlei hervorzuheben sein, erstens eine verhältnismäßig starke Vertretung der Minoritäten, also der Fremden und der gegenüber der historischen Hauptentwickelung der Konfessionsgestaltung als Andersgläubige sich Darstellenden, zweitens aber für beide Fälle eine im Laufe der Neuzeit hervortretende entschiedene Neigung zur Verstärkung dieser Minoritäten. In Berlin haben beispielsweise die Ausländer von 1895 auf 1900 um 29⅓ Proz. zugenommen, die Inländer nur um 12⅓ Proz.; die Ausländer machen in Berlin jetzt fast 2 Proz. (1,86) der Bevölkerung aus, und zwar 2,31 bei dem männlichen, 1,53 bei dem weiblichen Geschlecht.[2]) Im Reich im ganzen machen die Aus-

[1]) Statistisches Jahrbuch. Jahrgang 1901. Dresden 1902. S. 9.
[2]) Statist. Jahrbuch XXVI. Jahrgang. S. 25.

länder 1,38 Proz. der Bevölkerung aus, und dabei ist zu beachten, daß der Ausländerbestand des Reichs durch die lokalen Grenzinfiltrationen von Ausländern aus den Nachbarstaaten stark beeinflußt wird. Übrigens hat die Durchsetzung der Reichsbevölkerung mit Ausländern seit dem Bestand des Reichs erheblich zugenommen; sie betrug im Jahr 1871 nur 0,50 Proz.[1]) Als Typus der gleichartigen Tendenz der Vermehrung der in den Großstädten in der Minorität befindlichen Konfessionen sei angeführt, daß in Berlin[2]) der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung von 9,26 auf 9,98 Proz. gestiegen ist. In München hatte sich der Prozentanteil der Protestanten von 1875 auf 1895 von 10,9 auf 14,1 erhöht; nach dem Zählungsergebnis von 1900 ist er auf 13,9 zurückgegangen.[3]) Ähnliche Ergebnisse wird zweifellos die Durcharbeitung der bei der Zählung von 1890 im ganzen Reich durchgeführten Ermittlung der Muttersprache ergeben.

Als befriedigender Ausdruck der Gestaltung des Bildungsgrades kann, zumal für die großstädtische Bevölkerung, der Versuch einer Feststellung der elementarsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben nicht gelten. Es muß dem künftigen Ausbau der Kommunalstatistik überlassen bleiben, eine Erhebungsweise auszusinnen, bei welchen die verschiedenen Typen des durchlaufenen Unterrichtsgangs zu zahlenmäßig greifbarem Ausdruck gelangen.

Dasselbe gilt von den ein besonderes Interesse beanspruchenden somatologischen Ermittlungen über die Großstadtbevölkerung, für welche bis jetzt nur vereinzeltes Material vorliegt. Hier wird vor allem der Ausbau der Statistik des

[1]) Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1902. I. S. 87.
[2]) Statist. Jahrbuch S. 28.
[3]) Mitteilungen des Statist. Amts der Stadt München XVII. 3. I. S. 10.

Militärersatzgeschäftes Material zu liefern haben, aber auch die sonstige Nutzbarmachung der Möglichkeit solcher Erhebungen an geschlossenen Menschenbeständen, die mehr oder minder unter der besonderen Kontrolle der öffentlichen Gewalt sich befinden. Aus meiner schon weit zurückliegenden Bearbeitung der auf Veranlassung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Bayern gesammelten Nachweise über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schüler der Volks- und Mittelschulen[1]) darf ich hier anführen, daß sich als bemerkenswerte Thatsache ergeben hat, daß die größeren selbständige Verwaltungsbezirke bildenden (sog. unmittelbaren) bayerischen Städte eine geringere Helläugigkeit, als die sie umgebende nähere und nächste Umgebung zeigen.

Was mit geringem Material, aber geistvoller Kombinationsgabe über somatologische Thatsachen und Entwicklungsgestaltungen in Stadt und Land vermutet werden kann, hat beispielsweise Ammon gezeigt. Der Statistiker von Fach ist dankbar für die ihm in solcher Weise gebotenen Anregungen, muß aber vor allem, ehe er Stellung zu den hier auftauchenden Grundfragen nimmt, die Beschaffung ausgiebigen, einwandfreien Materials verlangen. Dies gilt in vollem Maße auch von der in den Vordergrund des Interesses sich drängenden Frage nach den Gestaltungen körperlicher Leistungsfähigkeit in ihrer Schichtung nach Berufsgruppen und nach Bevölkerungsagglomerationen. Ohne durchgreifende Kombination mit dem Beruf kann die Frage der Militärtauglichkeit in Stadt und Land und in den Großstädten insbesondere nicht endgültig entschieden werden. Dem Beschluß des deutschen Landwirtschaftsrats vom

---

[1]) Die bayerische Jugend nach der Farbe der Augen, der Haare und der Haut (Zeitschrift des k. bayer. Statist. Bureau 1875, S. 273 u. ff., insbesondere S. 300).

Februar dieses Jahres, den Herrn Reichskanzler zu bitten, eine genauere statistische Erhebung über die Resultate des Aushebungsgeschäftes in den einzelnen Bezirken zu veranlassen, ist vollauf zuzustimmen. Was bis jetzt über das besondere Verhalten der Großstädte und darunter insbesondere von Berlin an summarischen Notizen vorliegt, spricht überwiegend dafür, daß die Diensttauglichkeit der Großstädter, die selbstverständlich mit ihrem Wachsen auch in steigendem Maße Wehrpflichtige stellen, gegen jene der umliegenden Landbewohner zurücksteht. Sering hat in seinem Referate auf der XXX. Plenarversammlung des deutschen Landwirtschaftsrats[1]) das einschlägige Material trefflich zusammengestellt. Näher auf diese Frage einzugehen, muß ich mir versagen; es wäre dazu eine Fülle kritischer Erwägungen nötig, die ich Ihnen nicht zumuten kann.

Eine seit lange aber keineswegs allgemein übliche somatologische Feststellung ist jene der Blinden, Taubstummen und Geisteskranken. Neueres Sondermaterial für Großstädte liegt mir nicht vor; es müßte überdies wegen der starken Konzentration der Heil- und Pflegesorge gerade in den Städten mit besonderer Vorsicht zur Charakterisierung des Gebrechensgrades der großstädtischen Bevölkerung benutzt werden. Auch die allgemeine Erkrankungsstatistik ist in Stadt und Land noch nicht durchgebildet genug, um hier herangezogen werden zu können.

Eine Gliederung des Bevölkerungsstandes, nämlich nach dem Beruf, würde eingehende Erörterung erheischen, da in ihr die Eigenart der großstädtischen Bevölkerung besonders zum Aus-

---

[1]) Archiv des deutschen Landwirtschaftsrats XXVI. Jahrgang. Berlin 1902. S. 48 u. ff. Dazu gehört als Anlage: Die Herkunft der deutschen Rekruten (Bemerkungen zu der Schrift „Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft“ von L. Brentano und R. Kuczynski, Stuttgart) 1900. Man vgl. dazu auch das Korreferat des Frhrn. v. Cetto-Reichertshausen S. 64 u. ff.

druck kommt, und weiter würde im Anschluß daran ein ausgiebiger Griff in die Wirtschaftsstatistik, insbesondere die Betriebsstatistik zu thun sein — wenn ich nicht annehmen müßte, daß diese Erörterungen dem nächsten Vortrag vorbehalten bleiben müssen, welchen an dieser Stelle Kollege Waentig über die wirtschaftliche Bedeutung der Großstädte halten wird, in weiterem Ausbau auch der Andeutungen, die bereits Kollege Bücher gebracht hat.

Nur in ganz großen Zügen sei darum für die deutschen Großstädte an Hand der Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung von 1895[1]) hier darauf hingewiesen, wie sie sich zunächst in ihrer Gesamtheit von der allgemeinen beruflichen Schichtung des deutschen Volkes und jener des platten Landes insbesondere unterscheiden und wie dann weiter die einzelnen Großstädte selbst in gewissen charakteristischen Typengruppen zusammengefaßt werden können. Ich ziehe dabei nicht nur die allgemeine Berufsgliederung der Gesamtbevölkerung in dem Sinn in Betracht, daß auf die Hauptberufsabteilungen sowohl die Erwerbsthätigen als die zugehörigen Dienstboten und Angehörigen verteilt werden, sondern auch die Berufsgliederung nur der Erwerbsthätigen, die für die Erkenntnis des thatsächlichen Berufslebens an Bedeutung voransteht.

Danach stellt sich die allgemeinste Berufsgliederung in den Großstädten, im Reich im ganzen und auf dem platten Lande (Gemeinden unter 2000 Einw.) für 1895 folgendermaßen:

---

[1]) Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volks, nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 bearbeitet im Kais. Statist. Amt. Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 111. Berlin 1899. S. 46 u. ff.

Von 1000 kamen je auf die einzelnen Berufsabteilungen

Berufs-abteilungen	in den Großstädten Gesamt-bevölk.	in den Großstädten Erwerbs-thätige	im Reich Gesamt-bevölk.	im Reich Erwerbs-thätige	auf d. platten Land Gesamt-bevölk.	auf d. platten Land Erwerbs-thätige
A. Landwirtschaft, Gärtnerei u. Tierzucht, Forstwirtschaft u. Fischerei	13,7	13,9	357,4	361,9	618,0	667,1
B. Bergbau u. Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen .	508,6	494,2	391,2	361,4	253,4	223,7
C. Handel u. Verkehr	261,1	238,3	115,2	102,1	50,9	38,5
D. Häusliche Dienste (einschl. persönliche Bedienung), Lohnarbeit wechselnder Art	37,4	43,3	17,1	18,9	5,4	6,6
E. Armee-, Hof-, Staats-, Gemeindedienst, freie Berufsarten . . .	94,5	104,5	54,8	62,2	25,2	19,6
F. Ohne Beruf u. Berufsangabe . .	84,7	105,8	64,3	93,5	47,1	44,5
Im ganzen	1000	1000	1000	1000	1000	1000

Nahezu die Hälfte der Erwerbsthätigen (49,4 %) gehört hiernach in den Großstädten der Industrie an, während im Reich hier 36 Proz., auf dem platten Land 22 Proz. erscheinen. Der Handel und Verkehr beansprucht in den Großstädten 24 Proz., im Reich nur 10, auf dem platten Land nicht ganz 4 Proz. Der Handel ist hiernach sehr viel mehr großstädtisch konzentriert als das Gewerbe. Ähnlich, wenn auch etwas abgeschwächt, liegen die Verhältnisse bei dem öffentlichen Dienst und den freien Berufsarten; wir finden hier rund 10

6, 2 Proz. Bei der Sammelgruppe ohne Beruf und Berufsangabe zeigen die Großstädte über 8, das Reich über 6, das platte Land über 4 Proz.; es ist freilich eine sehr seltsame Sammelposition, denn es finden sich darin die schönsten und beneidenswertesten Rentner mit bedauerlichsten Anstaltsinsassen zusammen. Die häuslichen Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art sind wiederum ausgesprochen großstädtische Erwerbszweige — nicht ganz 4, fast 2, über 1/2 Proz. Die geringste Vertretung zeigt in den Großstädten begreiflicherweise die Landwirtschaft mit nur 1,4 Proz. gegen 36,2 Proz. im Reich und 66,7 Proz. auf dem platten Land.

Als Typengruppen charakteristisch hervortretender Erwerbsart sind beispielsweise folgende anzusehen: 1. Ausgesprochene Industriestädte mit rund 60 und mehr Prozent der Erwerbsthätigen in der Industrie: Dortmund, Elberfeld, Barmen, Krefeld, Nürnberg, Chemnitz; 2. Handelsstädte mit mehr als 25 Proz. der Erwerbsthätigen in Handel und Verkehr: Stettin, Altona, Frankfurt a. M., Leipzig, Bremen, Hamburg; Städte mit erheblicher Vertretung des öffentlichen Dienstes (etwa annähernd 15 und mehr Prozent der Erwerbsthätigen in dieser Erwerbsgruppe vertreten): Königsberg, Danzig, Hannover, Dresden, Straßburg. Bei Berlin ist die Industrie nicht unerheblich über dem Reichsdurchschnitt, der Handel, aber auch der öffentliche Dienst etwas unter demselben vertreten, so daß Berlin vom Charakter der eigentlichen Industriestadt nicht viel abweicht.[1]) Bei München ist die Handelsbedeutung der Berliner verhältnismäßig gleich, dagegen tritt die Industrie mehr zurück, öffentlicher Dienst und freie Berufsart mehr hervor.

---

[1]) Die betreffenden dem Band 111 der Statistik des Deutschen Reichs (S. 55) enthaltene Zahlen, welche auch die Vergleichungszahlen für 1882 enthalten, sind in der Anlage als Tabelle V abgedruckt.

Ich habe das Schwergewicht meiner Erörterungen auf die Auseinandersetzungen über die Morphologie der großstädtischen Bevölkerung und insbesondere den sie durchziehenden Wanderstrom und dessen Wirkungen auf den gesamten Aufbau der Bevölkerung gelegt. Eine erschöpfende Untersuchung über die großstädtische Bevölkerung müßte auch das gesamte Werden und Vergehen der Großstadtbevölkerung und weiterhin alle sonstigen statistisch faßbaren Erscheinungen betrachten, die sich als Handlungen oder Ereignisse in und an der Bevölkerung vollziehen. Daß ich im Rahmen dieses Vortrags nicht auch noch dieses bieten kann, ist klar. Nur ein paar Worte mögen mir gestattet sein.

Wesentliche Vorbedingung geordneter Regelung des natürlichen Menschennachwuchses ist die Eheschließung. Die Heiratsstatistik der Großstädte wäre hiernach zuerst in Angriff zu nehmen. Wer die Morphologie der Großstädte erfaßt hat, wird aber sofort begreifen, daß eine nur summarische Betrachtung der Eheschließungszahlen und insbesondere auch die Vergleichung der Heiratsziffern (Zahl der Ehen einer wirklichen oder durchschnittlichen Jahreszeitstrecke auf 1000 der mittleren Bevölkerung dieser Zeitstrecke) nicht genügt; denn abgesehen von den Schichtungen der Heiratsneigung und Heiratsmöglichkeit greift hier der Altersaufbau maßgebend ein, und zwar insbesondere die Ausgestaltung des Bestandes und der Altersgliederung der Heiratsfähigen. Die allgemeine Heiratsziffer im Deutschen Reich[1]) stellt sich für das Jahrzehnt 1891/1900 auf 8,2 und zwar steht sie in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts höher als in der ersten. Trotz gewaltiger Veränderung mancher sozialer Auffassungen finden wir auch hier, wenn wir an den

[1]) Vgl. Die Eheschließungen, Geburten und Sterbfälle im Deutschen Reich 1900. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1902. I. S. 64.

wirtschaftlichen Aufschwung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts denken, den jetzt ein halbes Jahrhundert alten Satz Hermanns im großen und ganzen immer noch in einem gewissen Maße durch die Thatsachenentwicklung bestätigt, den Satz nämlich, daß die Zahl der in einer Periode geschlossenen Ehen die Hoffnung ausdrücke, welche zu dieser Zeit in Bezug auf das ökonomische Gedeihen einer Familie bestehe und zwar desto deutlicher, je größer die Freiheit des Erwerbsbetriebs sei.[1]) Im Bevölkerungsaufbau der Großstadt überwiegen im allgemeinen die heiratsfähigen Schichten, bei gleicher Gestaltung der für das Heiraten maßgebenden Drang- und Druckverhältnisse ist hiernach für die Großstädte eine erhöhte Heiratsziffer zu erwarten. Dem Reichsdurchschnitt für 1900 von 8,5 stehen großstädtische Heiratsziffern mit dem Minimum von 7,8 (Halle) und dem Maximum von 12,61 (Mannheim) gegenüber. Eine Eheschließungsziffer von mehr als 10 hatten im Jahr 1900 außer Mannheim: Berlin, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Köln, München, Nürnberg. Dresden hatte 1900 eine Heiratsziffer von 9,87. Ein genaues Studium der Heiratshäufigkeit der großstädtischen Bevölkerung erheischt sorgsamste Beachtung nicht nur des Gesamtaltersaufbaus der Bevölkerung überhaupt, sondern des Sonderbestands der jeweils heiratsfähigen Ledigen und verheiratet Gewesenen, und führt in feinster Ausgestaltung der statistischen Berechnung zur Aufstellung förmlicher Nuptialitätstafeln, die ersichtlich machen, wie ein Grundstock von ins Heiratsalter eintretenden Ledigen im Laufe der einzelnen Altersstufen des Lebens zur Verehlichung kommt, bzw. unverehlicht bleibt. Solche Nuptialitätstafeln hat zuerst Boeckh für Berlin und zwar als Nuptialitätstafel der Mädchen für die Periode 1876/80 berechnet, welchen neuerlich Kuczynsky bei der Bearbeitung der

[1]) Vgl. hierzu meine Bevölkerungsstatistik. Freiburg 1897. S. 386.

Berliner Bevölkerungsbewegung weitere solche Tafeln für 1886, 1887 und 1888 beigefügt hat.[1]) Aus der Tafel für 1876/80 ergiebt sich, daß bis zum 60. Jahre 84,22 Proz. der Mädchen verheiratet waren, für 1886, 1887, 1888 ergaben sich 84,82, 84,92, 84,37, also nur unwesentliche, immerhin jedoch in der Richtung einer Vermehrung der Heiratswahrscheinlichkeit sich bewegende Unterschiede. Was solche Zahlen zur Charakteristik der großstädtischen Verhältnisse bedeuten, wird sich in vollem Umfang erst übersehen lassen, wenn dieselben Berechnungen einmal für die Gesamtbevölkerung und deren Abstufungen nach den verschiedenen Agglomerationsgruppen vorliegen.

Wenn die Gesamtschichtung der großstädtischen Bevölkerung sich als günstige Voraussetzung für eine gegenüber der allgemeinen Landesziffer erhöhte Heiratsziffer darstellt, so müßte bei gleicher Gestaltung der Fruchtbarkeit in Stadt und Land auch die großstädtische Geburtenziffer höher sein als jene des Landes, vorausgesetzt, daß nicht besondere störende Umstände eine Abweichung von der grundsätzlich zu erwartenden Gestaltung bedingen würden. Zu solchen Störungen wären insbesondere jene zu rechnen, welche etwa durch überschießenden Wegzug in der Stadt zur Ehe Geschrittener gegenüber dem Zuzug von Ehepaaren von außen veranlaßt würden. Immerhin aber ist man, sofern die Großstädte nicht nur keine höheren Geburtenziffern, sondern als Regel erheblich kleinere wie die ganzen Ländergebiete zeigen, zu einer ersten Vermutung darüber berechtigt, daß die Fruchtbarkeit der großstädtischen Bevölkerung gegen den Gesamtdurchschnitt des Landes zurücksteht. Daß nicht etwa ein erheblicher Ausfall unehlicher Geburten in den Großstädten Anlaß der

---

[1]) Vgl. Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin XXVI. Jahrgang. Berlin 1902. S. 56. Die dort angeführten Ergebnisse der Nuptialitätstafeln sind im Anhang als Tabelle VI abgedruckt.

geringeren Geburtenziffer derselben ist, brauche ich wohl nicht näher zu begründen. Nehmen wir z. B. die Verhältnisse des Jahres 1900, so finden wir für das Deutsche Reich eine allgemeine Geburtenziffer von 36,8 auf 1000 Einwohner gegenüber dem Durchschnitt von 37,4 für das Jahrzehnt 1891/1900, dagegen für Berlin nur 27,7 bzw. 30,0. Aus dem Statistischen Jahrbuch deutscher Städte[1]) ergiebt sich, daß der Reichsdurchschnitt für 1900 von den dort aufgeführten Großstädten überschritten ist nur in Chemnitz (39,8), Dortmund (44,2), Düsseldorf (39,8), Köln (40,3), Mannheim (43,3), Stettin (38,04), in allen übrigen aber und zwar zum Teil erheblich niedriger war [außer Berlin u. a. Frankfurt a. M. (30,3), Hamburg (30,0), Straßburg (30,7), Stuttgart (30,2)]. Daß unter den Großstädten im allgemeinen die größeren, nämlich jene mit mehr als 200000 Einwohnern die niederen Geburtenziffern aufweisen, zeigt eine vom Münchner Städtischen Statistischen Amt durchgeführte vergleichende Darstellung für 1893/1900, auf die ich verweise.[2])

Selbstverständlich genügt die bloße Vergleichung der Heirats- und Geburtenziffern der Großstädte nicht, um ein endgültiges Urteil über die Gestaltung der großstädtischen Fruchtbarkeit zu gewinnen. Dazu sind weitere Untersuchungen mit Unterscheidung der ehlichen und der unehlichen Geburten und der Altersstufen der Gebärfähigen und Gebärenden nötig. Solche Untersuchungen sind in der Neuzeit vereinzelt durchgeführt.[3])

[1]) 10. Jahrgang S. 104.

[2]) Mitteilungen des Statistischen Amts der Stadt München XVII. Band, 2. Heft. München 1902. S. 129.

[3]) Ich verweise insbesondere auf Bleicher, Über die Eigentümlichkeiten der städtischen Natalitäts- und Mortalitätsverhältnisse. VIII. Kongreß für Hygiene und Demographie, Comptes-rendus et mémoires, Band VII. S. 465 u. ff. Man vgl. auch C. Ballod, Die mittlere Lebensdauer in Stadt und Land. Leipzig 1899. S. 68 u. ff.

Sie bestätigen, was die allgemeine Vergleichung von Heirats- und Geburtenziffern vermuten läßt, und geben dafür Zahl und Maß. Insbesondere zeigen sie, daß die Großstädte zwar im allgemeinen eine erhöhte uneheliche Fruchtbarkeit, dagegen eine abgeschwächte eheliche Fruchtbarkeit gegenüber dem platten Land haben, und daß sich daraus die höhere ländliche Geburtenziffer ergiebt. Eine erschöpfende Untersuchung mit vollkommen gleichwertiger Heranziehung des platten Landes fehlt noch. Es wird sich, wenn eine solche befriedigend durchgeführt werden soll, als notwendig erweisen, außer der Alters- auch die Berufsschichtung zu berücksichtigen, auf deren große Bedeutung die oben angeführten relativ hohen Geburtenziffern einiger vorzugsweise industriell bedeutsamer Großstädte hinweisen.

Die weitere in der neuesten Zeit nicht ohne eine gewisse Aufregung in der litterarischen Diskussion viel erörterte Frage, in wie weit die thatsächliche Gestaltung der großstädtischen Fruchtbarkeit etwa gleichwohl geeignet ist, durch Geburten allein — also ohne Beihilfe eines Wanderungsüberschusses — den Bevölkerungsstand der Großstädte stationär zu erhalten, kann selbstverständlich befriedigend nur erörtert werden, wenn außer den Geburten auch die Sterbfälle betrachtet werden.

Sieht man zunächst von der Vergleichung der Geburten und Sterbfälle ab und untersucht man zunächst die letzteren allein, so findet man heute, wenn man vor allem die allgemeine Sterbeziffer (d. h. die Zahl der in Jahresfrist Gestorbenen, verglichen mit dem mittleren Jahresbestand der Lebenden) ermittelt, für die Städte, insbesondere für die des weiteren hier allein in Betracht gezogenen Großstädte im allgemeinen günstige statistische Ergebnisse. Im Jahrzehnt 1891/1900 hat die allgemeine Sterbeziffer im Deutschen Reich 23,5 auf 1000 Einwohner betragen, im Jahr 1900 23,2; Berlin ist

mit nur 20,2 bzw. 20,0 vertreten. Über dem Reichsdurchschnitt standen im Jahr 1900: Breslau (27,4), Chemnitz (26,6), Danzig (29,2), Essen (25,8), Köln (24,5), Königsberg (29,5), München (26,4) Stettin (26,7). Ist hiernach die Zahl der Städte mit höherer Sterbeziffer nicht ganz unbedeutend, was zum Teil mit deren gleichfalls hoher Geburtenziffer, zum Teil mit besonderer Gestaltung der Kindersterblichkeit zusammenhängt, so steht doch die Thatsache fest, daß im allgemeinen die Großstadtsterblichkeit — bestimmt durch die allgemeine Sterbeziffer — kleiner ist, als die Landessterblichkeit. Es war in den Großstädten nicht immer so; auf die geschichtliche Entwicklung der großstädtischen Sterbeziffern will ich aber hier nicht eingehen. Heute also sind die Sterbeziffern der Großstädte günstig, Dresden z. B. hatte im Jahr 1900 die Ziffer 20,7.

Aber wie steht, so müssen wir weiter fragen, die Sache mit Rücksicht auf die Gesamtschichtung, insbesondere die Altersschichtung der großstädtischen Bevölkerung? Als wir allgemeine Landes-Geburtenziffern und Großstadt-Geburtenziffern verglichen, da waren wir berechtigt, uns darüber zu verwundern, daß ungeachtet des der Fortpflanzung günstigen Altersaufbaus der Großstadtbevölkerung ihre Geburtenziffer niedriger ausfiel. Daß wir nun ihre Sterbeziffer niedriger finden, giebt uns keinen Anlaß zur Verwunderung; denn die im Überschuß in der Großstadt vertretenen Altersklassen sind dem Sterben sehr viel weniger ausgesetzt, als der in geringerem Maße vertretene Kinderbestand und die gleichfalls minder vertretenen Älteren und Ältesten. Hier erhebt sich, wenn einigermaßen gerecht verglichen werden soll, gebieterisch das Verlangen einer Berücksichtigung vor allem der Altersbesetzung. In den jährlichen Berechnungen des Reichsgesundheitsamts wird diese Altersbesetzung, wenn auch nur in sehr summarischer Weise, berück-

sichtigt. Schon hierbei aber ergiebt sich, daß die vermeintlich günstigere Stellung der Großstädte in Bezug auf die Sterbegefahr der in ihnen Lebenden eine durch die allzu nivellierte allgemeine Sterbeziffer veranlaßte Täuschung ist. So stellt beispielsweise in dem jüngsten Bericht über die Sterblichkeit im Jahr 1899[1]) Dr. Rahts folgendes fest. Im Jahr 1899 war in den 30 in Betracht gezogenen deutschen Großstädten die allgemeine Sterbeziffer aller Altersklassen 19,84, außerhalb der Großstädte 21,80. Dagegen findet man bei Unterscheidung von vier Altersklassen folgendes:

Es starben	innerhalb d. Großstädte	außerhalb d. Großstädte
im ersten Lebensjahr von 1000 Lebendgebornen	223,3	211,0
im Alter v. 1—15 Jahren auf je 1000 Lebende	10,6	9,6
„ „ „ 15—60 „ „ „ „ „	9,1	8,8
„ „ „ 60 u. mehr „ „ „ „ „	69,7	72,6

Die Sterbegefahr war hiernach sowohl für die Säuglinge als auch für die Erwachsenen bis zum 60. Lebensjahr offenbar außerhalb der Großstädte geringer. Auch die höhere Sterblichkeit der alten Leute außerhalb der Großstadt dürfte Rahts zutreffend darauf zurückführen, daß außerhalb der Großstädte die höchsten Altersstufen der alten Leute mit sehr gesteigerter Sterbegefahr viel stärker vertreten sind als in den Großstädten. Auch die geringere Sterblichkeit der städtischen Greise stellt sich hiernach nur als eine scheinbare heraus. Einen kurzen exakten Ausdruck bietet die nach dem Vorgang der Berliner Kommunalstatistik aus der Sterbetafel abgeleitete, korrigierte Sterbeziffer.

[1]) Ergebnisse der Todesursachenstatistik. Die Sterbefälle im Deutschen Reiche während des Jahres 1899 unter der Gesamtbevölkerung und unter den Bewohnern der Großstädte. Berichterstatter: Geh. Regierungsrat Dr. Rahts. (Sonderabdruck aus Medizinal-statistische Mitteilungen aus dem Kaiserl. Gesundheitsamte. Band VII.)

Der Niederstand der großstädtischen allgemeinen Sterbeziffern darf hiernach die Stadtverwaltungen nicht etwa zu einem Nachlaß im Maße eifriger hygienischer Bemühungen veranlassen; auch die niedrigen allgemeinen Sterbeziffern müssen und können noch viel weiter herabgedrückt werden. Die schlimmen Erscheinungen einer älteren nicht gar so weit zurückliegenden Zeit, da manche Großstadt einen namhaften Teil ihrer Bevölkerung im vollen Sinne des Wortes vorzeitig aufzehrte, ist vorüber. Die Hygiene und dazu vielleicht eine überhaupt milder gewordene Grundstimmung der Natur gegen das Menschenleben haben das ihrige gethan. Auch die Großstädte der modernen Kulturwelt haben jetzt Geburtenüberschüsse, zum Teil freilich von bedeutend geringerer Stärke als jene der ganzen Ländergebiete und des platten Landes insbesondere, im einzelnen auch den Landesdurchschnittsergebnissen sogar gleichkommend. Als Typen seien die Berliner und die preußischen, die Münchner und die bayerischen, die Dresdner und die sächsischen Zahlen für die Jahre 1894 bis 1900 hier hervorgehoben.[1])

Überschuß der Geborenen über die Gestorbenen auf 1000 Einwohner:

Jahre	Berlin[2])	Preußen	München	Bayern	Dresden	Sachsen
1894	10,3	14,8	11,1	10,5	12,6	15,8
1895	8,1	15,1	9,1	10,9	12,3	14,8
1896	10,5	16,2	12,7	13,6	13,9	17,4
1897	10,8	15,6	11,1	12,1	13,9	15,7
1898	10,7	16,7	11,3	12,7	15,9	17,5
1899	8,4	15,0	13,2	12,6	14,1	15,9
1900	7,7	14,3	10,7	11,3	14,5	15,3

[1]) Dieselben sind entnommen dem Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs 1902. I. S. 65 und dem XVII. Band 2. Heft der Mitteilungen des Statistischen Amts der Stadt München, München 1902. S. 154.

[2]) Nach den Berechnungen des Kais. Statist. Amts; nach der Übersicht in der Münchner Statistik ergeben sich abweichend für 1894 9,9, für 1899 8,3.

Den Landesdurchschnitt überwiegende Geburtenüberschüsse zeigen einzelne ausgesprochene Industriestädte, z. B. Nürnberg, Düsseldorf, Mannheim. Stark zurück gegen den Landes- und Provinzialdurchschnitt stehen z. B. Breslau, Königsberg, Danzig. Ganz einheitlich treten uns hiernach in der Frage des Geburtenüberschusses die Großstädte nicht entgegen. Gerade bei den bedeutendsten derselben, welche nicht nur eine, sondern alle Seiten der großstädtischen sozialen Gestaltung entwickelt haben, zeigt sich ein stark abgeschwächter Geburtenüberschuß.

Will man zu der in der Neuzeit recht eingehend, zuweilen wie mir scheint mit etwas voraussetzungsvollem Stadt- oder Land-Parteieifer erörterten Frage übergehen, ob die Großstädte des Zuzuges wohl überhaupt entbehren und aus sich heraus sich erhalten könnten, so muß man, wenn man eine exakte Antwort haben will, das von Boeckh für Berlin angewendete Verfahren zur Durchführung bringen. Um festzustellen, wie durch Geburten allein der Bevölkerungsstand stationär zu erhalten, d. h. also unter Verzicht auf Bevölkerungszunahme der Großstadt die rückläufige Entwicklung des Bevölkerungsstandes auszuschließen wäre, ist eine methodische Verbindung der Geburten- und Sterbenachweise unter Heranziehung der ehlichen und unehlichen Fruchtbarkeit der gebärfähigen Frauen in der Art nötig, daß diese Fruchtbarkeit (auf Tausend) auf die Sterbetafel der weiblichen Bevölkerung angewendet wird. Dadurch wird es möglich festzustellen, einerseits wie hoch die Geburtenzahl ist, welche die stationär gedachte Bevölkerung thatsächlich geliefert hat und wie viel sie hätte liefern müssen, um durch Geburten allein den Bevölkerungsstand stationär zu erhalten, d. h. auf je 1000 eben geborene Mädchen nicht nur diese selbst, sondern auch alle diesen 1000 entsprechenden Knabengeburten durch Neugeburten zu ersetzen. Dabei fand Boeckh für Berlin,

daß in der Periode 1886/90 die Geburtenzahl um 8,04 Proz., in der Periode 1891/95 um 11,08 Proz. und im Jahre 1896 um 10,33 Proz. hinter der Geburtenzahl einer stationären Bevölkerung zurückblieb.[1]) Für andere Großstädte, die nach der augenblicklichen Konjunktur große Geburtenüberschüsse haben, müssen sich andere Resultate herausstellen. Im ganzen aber wird es wohl dabei bleiben, daß jedenfalls die größten der Großstädte aus eigenem Nachwuchs nicht einmal auf dem Niveau der errungenen Bevölkerungsgröße sich zu erhalten vermögen. Und wäre dies auch der Fall, vermöchten das unsere heutigen Großstädte zu ertragen?

Für die praktische Wirtschafts- und Sozialpolitik erscheint es mir fast als müßige Frage, ob die Großstädte gegebenenfalls ohne Wanderungszuschuß eine stationäre Bevölkerung sich zu erhalten vermöchten. Ein solcher Stillstand wäre ohne weiteres eine Krise des großstädtischen Gesellschaftslebens. Unsere Großstädte sint ut sunt aut non sint, d. h. sie müssen auch weiterhin wachsen und wachsen, und dazu bedürfen sie nach wie vor des Wanderzuschusses. Daß dieses crescant Hand in Hand mit einem floreant gehe, läßt allerdings bei dem Blick in eine fernere Zukunft auch den Wunsch entstehen, daß das im Gesamtgebiet der sozialen Einheit Großstadt sich vollziehende Wachstum nicht in zu übermäßigem Tempo erfolgen möge. Wohl steht es bei dem Problem: „Wie lange kann es noch weiter gehen mit dem Wachstum unserer Großstädte und insbesondere unserer Weltstädte?" besser als bei dem Problem der Erschöpfung der Kohlenvorräte der Erde und einzelner Länder im besonderen; denn hier ist eine unvermehrbare, ein für allemal gegebene Masse; dort hingegen die weit ausdehnungsfähige

[1]) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. XXVI. Jahrgang. Berlin 1902. S. 103.

Masse der Bevölkerung mit den weitausgreifenden Stützpunkten volks- und weltwirtschaftlicher Gestaltung der Erwerbs- und Ernährungsmöglichkeit in Frage. Etwas wie eine versteckte Sorge nicht der nächsten, auch nicht der näheren, wohl aber der ferneren Zukunft mag sich wohl regen, zugleich aber auch die Trostempfindung: Auch dann wird Gott weiter helfen!

Bleiben wir bei der Gegenwart, so haben wir als eine durch die verschiedenartigsten statistischen Zählungen bestätigte Grundthatsache die gewaltige soziale Bearbeitung eines breiten Bevölkerungsstromes durch die Gesamtheit der in der Großstadt wirksamen sozialen Faktoren. Von besonderer Bedeutung ist die weitere Thatsache, daß ein erheblicher Rückstrom der so sozial eigenartig beeinflußten Bevölkerungselemente nach anderen Städten und auch nach dem Lande hin stattfindet. Wie diese soziale Bearbeitung der Bevölkerungselemente in der Großstadt geartet ist, darf der Statistiker nicht nach persönlichem Empfinden beurteilen. Seine Aufgabe ist, die zur Klärung dieser wichtigen Frage erforderlichen Thatsachen beizubringen. Es wird eine große Aufgabe der weiteren Forschungsarbeit sein, das wirtschaftliche, sittliche, intellektuelle und politische Leben der Großstadt und dessen Rückwirkung auf die körperliche und seelische Verfassung der Bevölkerung, soweit es in Zahlen faßbar ist, sowohl an sich wie insbesondere in seinem Gegensatz zu anderweitigem städtischem und zum ländlichen Leben, klar zu legen, um so zu zeigen, was kulturell auf das Aktivkonto, was auf das Passivkonto der Großstädte zu setzen ist. Daraus wird man zu einer Vorstellung darüber gelangen, in wie weit der Bevölkerungsstrom, der die soziale Verarbeitung der Großstadt erfährt, dem Veredlungsprozeß oder dem Gegenteil unterliegt. Einzelnes Material liegt schon vor, insbesondere über das Wirtschaftsleben, die Bildungsbestrebungen und die Sonder-

gestaltung der Kriminalität in den Großstädten. Solchen Problemen näher zu treten, ist heute nicht meine Aufgabe. Aber eines darf ich zum Schluß hervorheben. Wie immer auch die sozialstatistische Bilanz der Großstädte überhaupt und einer besonderen gegebenen Großstadt ausfallen möge, so viel ist gewiß: Die ganze Ausgestaltung des Großstadtlebens ist von gewaltigem Einfluß auf die Ideen- und Thatenwelt des ganzen Landes. Um so größer ist die Aufgabe und Verantwortung aller Faktoren, die berufen sind auf diese Ausgestaltung insbesondere in der Richtung einer gesunden die Gesamtheit der nationalen Interessen fördernden Wirtschafts- und Sozialpolitik einzuwirken. Daß in der That in der Großstadtpolitik nicht bloß einseitiges Lokalinteresse des konzentriertesten Bevölkerungsbestandes zu vertreten ist, wird man sich ernstlichst zum Bewußtsein bringen, wenn man der Lehren der Bevölkerungsstatistik vom Strom und Rückstrom der Wanderelemente eingedenk ist, und wenn man dann weiter des grundlegenden Rückhalts gedenkt, den das Wohlbefinden der produzierenden und konsumierenden Großstadtbevölkerung in der günstigen Entfaltung der gesamten nationalen Volkswirtschaft findet. Der Großstädter, der Kleinstädter und der Landbewohner sind im Rahmen einer wohlausgestalteten nationalen Volkswirtschaft ebenso wenig Gegner wie der Landwirt, der Industrielle, der Händler und der Rentner. Alle sind zu ihrem Wohlergehen wechselseitig auf einander angewiesen. Nichts ist geeigneter diese Solidarität auch der augenblicklich verschiedenen Gruppen der Bevölkerungsanhäufung Angehörigen äußerlich immer wieder in Erinnerung zu bringen, als die Thatsache der großen Leichtflüssigkeit gerade der modernen Bevölkerung, wodurch deren Elemente durchaus nicht für alle Zeit in der augenblicklich gerade gegebenen Besiedelungsart festgehalten werden. Ich finde darin zugleich die

Rechtfertigung für mein Bemühen, die Morphologie der Großstadtbevölkerung nach Herkunft und Bestimmung in den Mittelpunkt meiner Ausführungen zu stellen; denn sie ist es, welche die soziale Eigenart der modernen Großstadtbevölkerung ganz besonders begründet. Möge man dieser Eigenart, welche der Großstadt eine wichtige Kulturmission gegenüber der gesamten nationalen Lebensentfaltung zuweist, allseits eingedenk sein, wenn es gilt sozialpolitische Richtungslinien zu bestimmen; möge es sich darum handeln, daß die leitenden und treibenden Kräfte der Großstadtpolitik selbst Stellung zu nehmen haben, oder daß andere Kreise solcher Kräfte im Staatsleben mit Fragen sich beschäftigen, deren Lösung für die Gestaltung der Bedingungen auch des großstädtischen Lebensprozesses von Bedeutung ist. Geschieht dies, dann ist kein Boden für den häßlichen Neid und Streit der auf einander angewiesenen Glieder des einen nationalen Gemeinwesens; niemand aber ist berechtigter die Grundlosigkeit solchen Neides und Streites zu proklamieren als der Statistiker, der den Elementen der Großstadtbevölkerung seine Aufmerksamkeit zuwendet und da sieht, wie sie mit tausend und tausend Fäden nach Herkunft und Bestimmung und weiterhin in geradezu millionenfacher Verästelung mit den wirtschaftlichen und kulturellen Gestaltungen des nationalen Gemeinwesens zusammenhängen.

Tabelle I.

Die Gebürtigkeit der Bevölkerung der deutschen Großstädte

nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900.

(Einheimische, Zugezogene, Weggezogene.)

Großstädte	Ortsanwesende Bevölkerung am 1. Dezember 1900	Davon geboren im Deutschen Reich	in deutschen Schutzgebieten	in außerdeutschen Staaten	auf See	unbekannt wo	Von der im Deutschen Reich geborenen anwesenden Bevölkerung (Sp. 2) des in der Vorspalte bezeichneten Stadtgebiets sind geboren innerhalb dieses Gebiets Einheimische	außerhalb dieses Gebiets Zugezogene	Außerhalb des in der Vorspalte bezeichneten Gebiets gezählte, aber aus d. Gebiete gebürt. Pers. (Weggezogene)	Bevölkerungsaustausch der Reichsgebürtigen (mehr Zu- als Weggezogene: +, mehr Weg- als Zugezogene: —)	Geburtsbevölkerung (im Deutschen Reich ermittelte im ganzen) Spalte 7 u. 9	Auf 100 Anwesende sind ortsgebürtig	Von 100 Gebürtigen überhaupt sind anwesend
	1.	2.	3	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.
Königreich Preußen:													
Königsberg	189483	187225	1	2246	—	11	77490	109735	44869	+ 64886	122359	40,9	63,3
Danzig	140563	139183	—	1374	—	6	64520	74663	37865	+ 36798	102385	45,9	63,0
Berlin	1888848	1849103	24	37569	8	2144	772784	1076319	275370	+ 800949	1048154	40,9	73,7
Charlottenburg	189305	183896	—	5398	1	10	35784	148112	15578	+ 132534	51362	18,9	69,6
Stettin	210702	208893	—	1801	—	8	82817	126076	35954	+ 90122	118771	39,3	69,7
Posen	117033	115495	—	1372	—	166	48365	67130	28350	+ 38780	76715	41,3	63,1
Breslau	422709	416395	2	6240	2	70	184647	231748	69840	+ 161908	254487	43,7	72,5
Magdeburg	229667	228021	—	1646	—	—	107625	120396	49411	+ 70985	157036	46,9	68,6
Halle a. S.	156609	155125	2	1480	—	2	69512	85613	29482	+ 56131	98994	44,4	70,2
Altona	161501	158273	—	3216	4	8	69345	88928	42334	+ 46594	111679	42,9	62,1
Kiel	107977	105348	—	2609	1	19	36900	68448	20197	+ 48251	57097	34,2	64,6
Hannover	235646	232171	2	3460	—	16	91684	140487	44090	+ 96397	135774	38,9	67,5
Dortmund	142733	140610	—	2116	—	7	60133	80477	27014	+ 53463	87147	42,1	69,0
Frankfurt a. M.	288989	280614	1	8313	2	59	118729	161885	31908	+ 129977	150637	41,1	78,8
Kassel	106034	104635	1	1397	—	1	42445	62190	18621	+ 43569	61066	40,0	69,5

Köln	372529	365276	—	7232	1	20	190194	175082	55175	+ 119907	245369	51,1	77,5
Düsseldorf	213711	208091	—	5599	1	20	95743	112348	29526	+ 82822	125269	44,8	76,4
Elberfeld	156966	154539	4	2407	—	16	89956	64583	29583	+ 35000	119539	57,3	75,3
Barmen	141944	140781	3	1155	1	4	87349	53432	26408	+ 27024	113757	61,5	77,7
Aachen	135245	129104	—	6133	—	8	87856	41248	21518	+ 19730	109374	65,0	80,4
Essen	118862	115611	—	3235	—	16	46406	69205	34230	+ 34975	80636	39,0	57,6
Krefeld	106893	104947	1	1945	—	—	66477	38470	25494	+ 12976	91971	62,2	70,2
Königreich Bayern:													
München	499932	475913	31	23988	—	—	180381	295532	47877	+ 247655	228258	36,1	79,0
Nürnberg	261081	255854	—	5226	1	—	115457	140397	22622	+ 117775	138079	44,2	83,6
Königreich Sachsen:													
Dresden	396146	375941	4	20170	1	30	152319	223622	79260	+ 144362	231579	38,5	65,8
Leipzig	456124	444267	5	11842	1	9	200697	243570	71166	+ 172404	271863	44,0	73,8
Chemnitz	206913	199387	1	7519	2	4	92351	107036	36253	+ 70783	128604	44,6	71,8
Königreich Württemberg: Stuttgart	176699	172331	2	4361	—	5	66778	105553	28811	+ 76742	95589	38,9	69,9
Großherzogtum Baden: Mannheim	141131	137297	—	3822	—	12	56436	80861	15408	+ 65453	71844	40,0	78,6
Herzogthum Braunschweig: Braunschweig	128226	126394	—	1817	1	14	58879	67515	22596	+ 44919	81475	45,8	72,2
Freie Hansestadt Bremen: Bremen	163297	158363	—	4930	3	1	86769	71594	23854	+ 47740	110623	53,1	78,5
Freie und Hansestadt Hamburg: Hamburg	705738	687670	11	17253	19	785	351391	336279	79338	+ 256941	430729	49,7	81,5
Reichsland Elsaß-Lothringen: Straßburg	151041	146408	3	4630	—	—	60169	86239	19160	+ 67079	79329	39,8	75,9
Summe der Großstädte	9120280	8903161	98	213501	49	3471	a. 3948388 b. 4355545	4954773 4547616	1439162 1032005	+3515611	5387550	43,3 47,8	73,3 80,9

Anmerkung. Von den in der Summe in Spalte 7—9 ausgeworfenen Doppelsummen bedeuten die Zahlen a. die Summe der hinsichtlich der einzelnen unterschiedenen Großstädte festgestellten Einheimischen, Zugezogenen, Weggezogenen. Die Zahlen b. besagen, wie viel Einheimische, Zu- oder Weggezogene für die Gesamtheit der Großstädte, als Einheit behandelt, ermittelt wurden.

Tabelle II.

Stadt Berlin. Zu- und Abzüge nach Altersklassen 1899.

Geburtsjahr	Zugezogene			Fortgezogene			Zuschlag zu den Abzügen		Vermutliche Differenz der Ab- u. Zuzüge	
	männliche	weibliche	überhaupt	männliche	weibliche	überhaupt	männliche	weibliche	männliche	weibliche
1899/95	4871	4834	9705	4312	4124	8436	1008	973	— 449	— 263
1894/90	3599	3595	7194	2807	2607	5414	385	470	+ 407	+ 518
1889/85	3157	3882	7039	2470	2550	5020	460	243	+ 227	+ 1089
1884/80	21862	23985	45847	12361	15395	27756	3460	1190	+ 6041	+ 7400
1879/75	43821	28079	71900	30358	22758	53116	6541	1934	+ 6922	+ 3387
1874/70	24108	14862	38970	18811	13351	32162	3201	1122	+ 2096	+ 389
1869/65	11767	8019	19786	9706	7097	16803	1892	878	+ 169	+ 44
1864/60	6728	4656	11384	5412	4137	9549	1042	624	+ 274	— 105
1859/55	4364	3113	7477	3481	2752	6233	759	604	+ 124	— 243
1854/50	2803	2262	5065	2338	2031	4369	478	373	— 13	— 142
1849/45	1869	1799	3668	1507	1578	3085	367	259	— 5	— 38
1844/40	1253	1394	2647	1132	1340	2472	188	96	— 67	— 42
1839/35	719	1204	1923	736	1004	1740	76	78	— 93	+ 122
1834/30	513	922	1435	448	725	1173	59	64	+ 6	+ 133
1829/25	301	593	894	262	500	762	21	26	+ 18	+ 67
1824/20	170	300	470	117	263	380	16	34	+ 37	+ 3
1819 u. vorh.	72	135	207	55	128	183	5	25	+ 12	— 18
Ohne Ang.	—	—	—	—	1	1	—	—	—	— 1
Überhaupt:	131977	103634	235611	96313	82341	178654	19958	8993	+15706	+12300

Tabelle III.

Die Bevölkerung der preußischen Großstädte nach Gebürtigkeit und Alter

nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900.

Lfde. Nr.	Großstädte	Gesamtbevölkerung am 1. Dezember 1900	Davon standen im Alter von . . . Jahren					Unter der Gesamtbevölkerung waren Ortsgebürtige	Davon standen im Alter von . . . Jahren					Vom 100 der Gesamtbevölkerung waren Ortsgebürtige
			unter 16	16 bis unter 30	30 bis unter 50	50 bis unter 70	70 und mehr		unter 16	16 bis unter 30	30 bis unter 50	50 bis unter 70	70 und mehr	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.
1.	Berlin	1888848	516128	568424	546808	220771	36717	772784	417900	198640	109381	39487	7376	40,9
2.	Breslau	422709	131843	120482	109597	51424	9363	184647	106528	44421	23265	8800	1633	43,7
3.	Köln	372529	120698	111355	95444	38570	6462	190194	99779	44634	30790	12751	2240	51,1
4.	Frankfurt a. Main	288989	80668	95054	77394	31399	4474	118729	66370	28714	15045	7087	1513	41,1
5.	Hannover	235649	71136	74418	60371	24753	4971	91684	55423	20469	11010	3878	904	38,9
6.	Magdeburg	229667	77040	64016	60228	24640	3743	107625	62057	22663	15416	6542	947	46,9
7.	Düsseldorf	213711	72854	66354	52562	18924	3017	95743	57446	20692	11856	4842	907	44,8
8.	Stettin	210702	67187	61408	54649	22705	4753	82817	47997	16846	12660	4502	812	39,3
9.	Königsberg i. Pr.	189483	54468	56201	48261	24580	5973	77490	42353	17372	10626	5343	1796	40,9
10.	Charlottenburg	189305	52281	59303	54715	19828	3178	35784	27868	4757	2166	806	187	18,9
11.	Altona	161501	54355	41985	43216	18408	3537	69345	41300	16120	8385	2881	659	42,9
12.	Elberfeld	156966	56586	43671	37496	16502	2711	89956	47830	21751	13245	6096	1034	57,3
13.	Halle a. Saale	156609	55763	42788	38500	16457	3101	69512	42040	14181	8762	3786	743	44,4
14.	Dortmund	142733	52345	44242	33078	11668	1400	60133	40008	13534	5395	1010	186	42,1
15.	Barmen	141944	51245	40216	33004	15084	2395	87349	44195	23314	13863	5102	875	61,5
16.	Danzig	140563	42782	42075	33808	17670	4228	64520	32572	13980	10535	5669	1764	45,9
17.	Aachen	135245	45432	36607	32594	17062	3550	87856	40166	21131	16358	8377	1824	65,0
18.	Essen	118862	43112	37335	27410	9760	1245	46406	30767	10550	4252	739	98	39,0
19.	Posen	117033	38559	36229	26721	12984	2540	48365	29053	10946	5230	2616	520	41,3
20.	Kiel	107977	33526	37494	25522	9521	1914	36900	24643	7227	3341	1353	336	34,2
21.	Krefeld	106893	36595	28294	26839	12818	2347	66477	32039	16424	11764	5458	792	62,2
22.	Kassel	106034	32802	34648	25067	11559	1958	42445	24464	9326	5359	2738	558	40,0

Tabelle IV. Die Dresdener Bevölkerung nach der Gebürtigkeit und dem Alter (1. Dez. 1900):

Geburtsstädte	unter 16	16—30	30—50	50—70	70 u. mehr	Einwohner überhaupt
Königsberg	26	79	120	52	17	294
Danzig	11	49	84	44	15	203
Berlin	397	721	695	257	44	2114
Charlottenburg	38	19	5	8	1	71
Stettin	30	54	71	33	10	198
Posen	14	72	75	43	4	208
Breslau	171	586	442	150	28	1377
Magdeburg	84	163	160	89	10	506
Halle	81	157	120	50	12	420
Kiel	18	22	17	6	—	63
Altona	23	32	29	14	—	98
Hannover	52	112	114	52	10	340
Dortmund	12	23	15	3	—	53
Kassel	15	42	45	26	4	132
Frankfurt a. M.	34	63	49	20	7	173
Krefeld	1	11	19	4	—	35
Essen	5	17	13	—	2	37
Düsseldorf	10	30	23	12	3	78
Elberfeld	9	16	20	3	—	48
Barmen	10	13	16	7	—	46
Köln	34	51	53	25	3	166
Aachen	5	14	15	5	—	39
Preuß. Großstädte zus.	1080	2346	2200	903	170	6699
Nürnberg	31	76	69	16	—	192
München	59	102	56	21	4	242
Bayer. Großstädte zus.	90	178	125	37	4	434
Leipzig	978	1669	1251	624	123	4645
Chemnitz	756	1240	1136	436	66	3634
Stuttgart	22	49	34	12	1	118
Mannheim	13	17	18	5	3	56
Braunschweig	24	81	48	39	8	200
Stadt Bremen	28	85	75	22	9	219
Stadt Hamburg	92	153	174	92	18	529
Straßburg	38	38	7	2	—	85
Zus. and. deutsch. Großstädte als Dresden	3121	5856	5068	2172	402	16619
Dresden	86035	35006	21554	8262	1462	152319
Übriges Reichsgebiet	20267	77455	71182	31843	5762	207003
Gesamtbevölk. v. Dresd.	111969	127425	104262	44507	7983	396146

Tabelle V.
Beteiligung der Bevölkerung an den einzelnen Berufen.

Großstädte	Von 100 Erwerbsthätigen und Dienenden entfallen auf die einzelnen Berufsabteilungen													
	B. Industrie (einschl. Bergbau)		C. Handel u. Verkehr		E. Öff. Dienst freie Berufsarten		D. Häusliche Dienste, Lohnarb. wechs. Art		A. Land- und Forstwirtschaft		G. Dienende		Erwerbsth. u. Dienende zusammen	
	1895	1882	1895	1882	1895	1882	1895	1882	1895	1882	1895	1882	1895	1882
1. Königsberg	35,9	34,3	21,9	19,0	16,9	15,8	15,0	17,6	1,0	1,0	9,2	12,3	100	100
2. Danzig	38,9	39,4	19,7	21,5	19,5	18,1	12,4	8,7	1,6	1,5	7,9	10,8	100	100
3. Berlin	53,1	54,1	23,8	20,9	9,6	9,4	4,9	4,2	0,6	0,7	8,0	10,9	100	100
4. Charlottenburg	42,1		22,9		11,6		4,9		1,6		16,9		100	
5. Stettin	41,1		30,1		12,4		5,6		1,4		9,4		100	
6. Breslau	51,1	45,2	22,8	21,3	10,2	9,9	4,1	9,4	1,2	1,2	10,6	13,0	100	100
7. Magdeburg	47,5		24,7		13,9		4,4		1,9		7,6		100	
8. Halle a. S.	48,5		24,6		11,3		4,3		2,0		9,3		100	
9. Altona	44,3		28,6		9,8		9,3		0,9		7,1		100	
10. Hannover	47,8	43,4	22,5	21,8	14,1	16,4	3,0	2,5	2,1	2,0	10,5	13,9	100	100
11. Dortmund	64,3		19,2		4,7		3,9		0,9		7,0		100	
12. Frankfurt a. M.	40,6	36,0	28,2	27,8	8,2	8,7	5,6	3,9	2,6	3,4	14,8	20,2	100	100
13. Düsseldorf	57,1		17,7		10,2		2,9		3,3		8,8		100	
14. Elberfeld	65,8		19,9		4,1		1,9		1,7		6,6		100	
15. Barmen	74,5		13,6		3,4		1,1		1,5		5,9		100	
16. Krefeld	67,2		16,1		3,8		3,8		1,9		7,2		100	
17. Köln	50,5	44,6	24,2	24,5	10,7	13,6	2,9	3,6	2,7	0,9	9,0	12,8	100	100
18. Aachen	56,1		17,4		9,9		6,6		2,0		8,0		100	
19. München	48,2	44,9	23,8	20,4	12,5	14,2	4,0	5,7	1,7	1,9	9,8	12,9	100	100
20. Nürnberg	59,7	55,1	20,6	20,7	7,5	9,4	1,7	2,0	0,7	1,2	9,8	11,6	100	100
21. Dresden	50,5	46,6	21,9	21,3	14,6	15,6	3,4	4,0	1,4	1,1	8,2	11,4	100	100
22. Leipzig	54,2	46,0	26,3	27,2	9,0	11,3	2,4	2,5	1,1	0,5	7,0	12,5	100	100
23. Chemnitz	67,0		18,5		7,4		1,5		0,8		4,8		100	
24. Stuttgart	47,2	44,0	21,0	17,7	13,1	14,3	2,2	1,7	2,5	3,7	14,0	18,7	100	100
25. Braunschweig	54,4		19,2		11,7		2,2		2,7		9,8		100	
26. Bremen	46,2	46,1	29,1	26,7	8,9	7,1	2,4	2,6	2,4	2,2	11,0	15,3	100	100
27. Hamburg	39,5	43,5	37,4	33,6	7,4	5,1	4,7	7,1	0,9	0,2	10,1	10,5	100	100
28. Straßburg i. E.	37,4	39,8	18,5	17,4	29,3	25,6	3,8	3,1	3,5	5,1	7,5	9,0	100	100
Summe	50,3	47,2	24,2	22,6	10,6	11,4	4,4	5,2	1,4	1,3	9,1	12,3	100	100

Tabelle VI.

Auszug aus den Nuptialitätstafeln für die Stadt Berlin.

Es heirateten bis zum Alter	Pro Mille aller Ledigen (über 15 Jahre alte Mädchen) nach der Nuptialitäts-Tafel für				Pro Mille aller verheiratet Gewesenen nach der Tafel für
	1888	1887	1886	1876/80	1876/80
20 Jahre	72,76	66,39	68,88	69,96	0,02
25 „	461,08	408,72	407,39	405,48	2,42
30 „	669,43	671,59	661,65	659,80	17,78
35 „	775,96	773,41	767,21	770,11	47,55
40 „	817,50	818,21	811,68	813,26	83,76
45 „	834,56	834,43	832,83	830,73	113,04
50 „	844,11	845,03	839,54	838,21	134,88
55 „	846,31	847,74	842,35	841,14	146,92
60 „	846,70	848,82	843,11	841,91	151,68
Überhaupt:	848,22	849,24	843,76	842,19	153,91

Die wirtschaftliche Bedeutung der Großstädte

von

Dr. Waentig,
ord. Professor an der Universität Münster i. W.

Wer nach einsamer Seefahrt sich der Küste nähert, den beschleichen wohl sonderbare Gedanken. Es ist, als wenn das Land, das da in der Ferne langsam emportaucht, von neuem aus dem Meere geboren würde, und als ob nunmehr etwas Wunderbares, noch nie dagewesenes sich begeben müßte. Auch wenn ich heimkehrte, habe ich unter diesem Banne gestanden, mehr noch, wenn ich in die Fremde ging. Unvergeßlich aber wird mir allezeit der Morgen bleiben, an dem meinen Blicken die Ufer des Landes sich enthüllten, das für so viele das Land der Verheißung gewesen und für nicht wenige noch in einem anderen Sinne zum „gelobten Lande" geworden ist. Und dann kam New York in Sicht, New York, das mit seinen 3½ Millionen Einwohnern heute die zweitgrößte Stadt der Welt und vielleicht bestimmt ist, dereinst den Weltrekord Londons zu schlagen. Vorn im Dunst die blaugraue See mit den Wassern des Hudson sich mischend, von zahllosen Schiffen, trägen und schnellen, zierlichen und plumpen, Lustfahrzeugen und Lastträgern belebt. Links Jersey City und Hoboken mit ihren Bahnhöfen und Docks, ihren keuchenden Lokomotiven und ihren Ozeandampfern, die sich mit vornehmer Gelassenheit in den Fluten spiegeln. Rechts die Schwesterstadt New Yorks, das gewerbfleißige Brooklyn, mit Manhattan verbunden durch Brücken von gewaltiger Spannweite, deren durchbrochenes Stahlwerk wie Silberfiligran in der Sonne glitzert. Gerade aus, den Ankömmling von fernher begrüßend, die Freiheitsstatue, überragt von den weißen Palästen Wall-

streets, die sich gleich unbezwinglichen Burgen amerikanischer Macht und Herrlichkeit gigantisch gen Himmel türmen. Das ist die City, das ewig pulsierende Herz New Yorks. Dahinter die unendlichen Straßenfluchten der Geschäftsviertel mit ihren business buildings, Warenspeichern und Kaufläden. Weiter die stilleren Wohnstraßen mit ihren vornehmen Privathäusern und eleganten Hotels, ihren weiten Plätzen und grünen Parks. Endlich die industriereichen Vorstädte, die, immer ländlicher werdend, sich in ein weitmaschiges Netz gartengeschmückter Villen auflösen, um sich schließlich im eigentlichen Lande unmerklich zu verlieren. Und durch das Ganze ausgegossen die nimmer ruhende Flut rastlos schaffender, gierig genießender, reizbarer Menschen! Die Großstadt ist es, die als modernste Verkörperung amerikanischen Geistes dem Fremdling machtvoll entgegentritt.

Weshalb ich Sie gerade nach New York versetze, um Ihnen großstädtisches Wesen zu veranschaulichen, werden Sie mich fragen? Warum nicht lieber nach dem stolzen London, dem reizenden Paris, dem altväterischen Wien, dem jugendlichen Berlin? Fürwahr, es wäre verfehlt, ganz allgemein einer Betrachtung modernen Großstadtlebens amerikanische Zustände als typische zu Grunde zu legen. Denn vieles, was uns „guten Europäern", und nicht uns allein, so lieb und wert geworden ist, würden wir gerade jenseits vergebens suchen. Aber heute, wo ich die besondere Aufgabe habe, die *wirtschaftliche* Bedeutung der Großstädte zu erörtern, müssen wir unseren Ausgangspunkt da drüben nehmen, wo als der unübertroffene Meister wirtschaftlicher Organisation und Technik das bürgerlichste aller modernen Völker seine Sitze aufgeschlagen hat.

Und doch sind die Vereinigten Staaten seit ihren Anfängen zweihundert Jahre lang eine ausgesprochene Ackerbaukolonie gewesen. Noch 1820 war nur $^1/_{20}$ der Gesamtbevölkerung in Orten

mit über 8000 Einwohnern angesiedelt. 1830 war es 1/16, 1840 1/12, 1850 1/8, 1860 1/6. Von da ab setzt eine schnelle Aufwärtsbewegung ein. 1880 war es bereits 1/4, 1900 ein volles Drittel (33,1 Proz.). Und wenn der letzte Census die spezifisch städtische Bevölkerung — d. h. die Bevölkerung in Ansiedlungen von mehr als 4000 Einw. — auf 37,3 Proz. der Gesamtbevölkerung ansetzt, so ist zu gerechter Würdigung dieser Ziffer zu berücksichtigen, daß gerade in den Vereinigten Staaten, wo Dörfer im europäischen Sinne eine große Seltenheit sind, der städtische Charakter des Lebens schon viel früher als in Orten mit 4000 oder selbst 2000 Einw. beginnt, und daß weiter die Verhältniszahlen der östlichen Staaten, der eigentlichen Centren amerikanischer Kultur, den Durchschnitt des ganzen Reiches bei weitem überragen. Entfielen doch in sieben von ihnen auf Orte mit über 4000 Einw. mehr als 50 Proz. der Gesamtbevölkerung, so z. B. in Rhode Island 91,6 Proz., in Massachusetts 86,9 Proz., in New York 71,2 Proz., in New Jersey 67,5 Proz., in Connecticut 65,5 Proz., in Pennsylvania 51,5 Proz., Ziffern, denen dann in einigen westlichen und südlichen Staaten freilich um so niedrigere gegenüberstehen (Oklahoma 5,0 Proz., Mississippi 5,3 Proz., North Dakota 5,4 Proz. u. s. w.).

Nur als ein besonders wichtiges Kapitel in der Geschichte dieser städtischen Agglomeration ist die eigentlich großstädtische Entwicklung zu betrachten. Städte mit einer Einwohnerschaft von 75—125000 gab es noch 1820 nur 2, 1830 3, 1840 5, 1850 8, 1860 10. Wiederum bildet dieses Jahr einen Wendepunkt. Denn schon 1870 ist die Zahl solcher Städte auf 18 gestiegen und wir finden ihrer 1880 24, 1890 39 und endlich 1900 gar 52. Großstädte im Sinne der deutschen Statistik, d. h. Städte mit über 100000 Einw., gab es 1880 20, 1890 28, 1900 38, darunter 3 Millionenstädte (New York,

Chicago, Philadelphia) und 3 weitere, welche die halbe Million überschritten hatten. Kein Wunder, daß der Anteil der Großstadtbevölkerung an der des gesamten Reiches in ständigem Wachsen begriffen ist — er betrug 1880 14,6 Proz., 1890 17,1 Proz., 1900 18,8 Proz. — und daß ihre prozentuelle Zunahme in der Zeit von 1890—1900 mit 36,8 Proz. die der Gesamtbevölkerung mit 20,8 Prozent erheblich überragt. Eine Entwicklung, die um so auffälliger ist, als, sehr im Gegensatze zu Westeuropa, die weiten Flächen des fernen Westens und des rückständigen Südens große Bevölkerungsmassen aufsaugen konnten, was in dem gleichzeitigen Anwachsen der Zahl der Orte mit unter 1000 Einw. von 4743 auf 6891 und derer mit 1000—2000 Einw. von 1591 auf 2130 deutlich zum Ausdruck kommt.[1])

Merkwürdig ist es nun, daß Deutschland, während der letzten Jahrzehnte ähnlich den Vereinigten Staaten in raschem wirtschaftlichen Aufschwunge begriffen, trotz großer natürlicher und kultureller Verschiedenheiten im allgemeinen doch die gleichen Entwicklungstendenzen erkennen läßt. Städtische Agglomeration, insbesondere die Ausbildung großstädtischer Centren bilden auch hier die charakteristischen Züge. Den 51,9 Proz. ländlicher Bevölkerung im Durchschnitte der Vereinigten Staaten stehen in Deutschland 50,2 Proz. gegenüber und auch hier ist das rasche Wachstum der Gesamtbevölkerung vorzugsweise den Großstädten zu gute gekommen. Ihre Zahl, 14 im Jahre 1880, ist auf 26 im Jahre 1890, 1900 auf 33 gestiegen, ihr prozentueller Anteil an der Gesamtbevölkerung unterdessen von

[1]) Vergl. dazu Friedrich Ratzel, Die Vereinigten Staaten von Amerika, II. Bd. Politische und Wirtschaftsgeographie, 2. Auflage, München 1893, S. 315 ff. und Twelfth Census of the United States. 1900. Vol. I. Population Part I. Washington 1901, p. LVIII ff.

7,4 Proz. auf 12,1 bezw. 14,4 Proz. angewachsen. Und während sich letztere in der Zeit von 1890—1900 um 14,0 Proz. vermehrte, hat die Großstadtbevölkerung um 35,5 Proz. zugenommen. Es versteht sich, daß ein Parallelismus dieser Art kein zufälliger ist, daß er vielmehr auf universell wirkende Ursachen zurückgeführt werden muß. Und es scheint, daß die fortschreitende Ausbildung der kapitalistischen Verkehrswirtschaft mit den Voraussetzungen auch den Anstoß zur Entwicklung der modernen Großstädte gegeben hat.[1])

Schon Adam Smith hat den oft citierten Ausspruch gethan, „das Überschußprodukt des Landes allein liefere die Subsistenzmittel für die Stadt, als welche daher nur wachsen könne im Verhältnis zum Wachsen dieses Überschußproduktes“, und er hat damit den Kern des wirtschaftlichen Wesens der Stadt offenbar richtig charakterisiert. Denn weder jene sich selbst genügenden orientalischen Großstädte des Altertums, jene „ummauerten Territorien mit größeren oder kleineren Häusergruppen, zwischen denen Felder und Gärten, Weiden und Haine von Fruchtbäumen sich ausdehnen“ (Bücher), noch die nur ganz allmählich aus ihrer ländlichen Umgebung ausscheidenden frühmittelalterlichen Städte mit ihrer großenteils auf ländliche Nahrung als Nebengewerbe angewiesenen Lohnwerkerbevölkerung, können als Städte im strengen Sinne gelten. Und als dann mit fortschreitender Differenzierung im Gegensatze zu dem Rohstoffe und Nahrungsmittel erzeugenden Lande die Stadt zum Sitze einer vorzugsweise stoffveredelnden Erwerbsthätigkeit wurde,

[1]) Vergl. zu dem folgenden G. Schmoller, Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte, Leipzig 1898, S. 4 ff., und Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1900, S. 267 ff.; Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, 3. Auflage, Tübingen 1901, S. 135 ff., bes. S. 401 ff.; Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus, Leipzig 1902, II. Bd., S. 176 ff.

da trat jene Abhängigkeit alsbald klar zu Tage. Mit der umliegenden Landschaft zu einem in sich abgeschlossenen Wirtschaftsgebiete verschmelzend, war sie stets darauf bedacht, dies natürliche Reziprozitätsverhältnis künstlich zu festigen. Und der Umstand, daß die Weiterbildung dieser Organisation ihre Grenzen hatte, die damaligen Kulturzustände den regelmäßigen Transport größerer Gütermengen auf weite Entfernungen nicht zu sichern vermochten, hat der städtischen Expansion frühzeitig ein Ziel gesetzt, eine großstädtische Entwicklung überhaupt nicht aufkommen lassen.[1]) Erst die in der Neuzeit auftretende „intensive und extensive Steigerung des ländlichen Überschußproduktes", nämlich die wachsende Ergiebigkeit der landwirtschaftlichen Produktion infolge des Überganges zu leistungsfähigeren Betriebssystemen und die zunehmende Erweiterung des Unterhaltsgebietes durch die Ausbildung der modernen Verkehrsmittel, hat die Zusammenballung größerer Bevölkerungsmassen und damit die Entstehung von Großstädten ermöglicht, die, in der Hauptsache das Ergebnis von Wanderungen, ursächlich auf das engste mit der Entfaltung des fabrikmäßigen Großbetriebes verknüpft erscheint.

Denn mag man immerhin als die „Mutter der modernen Stadt" die Handelsstadt, als ersten Typus der modernen Großstadt die im Anschluß an die „Urbanisierung" des Landadels und die Finanzwirtschaft des modernen Fürstentumes erwachsende Luxusstadt betrachten (Sombart), sie waren ihrer Natur nach vereinzelte Erscheinungen und thatsächlich hat eine großstädtische Entwicklung höheren Stiles erst viel später eingesetzt. Natürlich! Wirkte doch das herrschende gewerbliche Betriebssystem der früh-

---

[1]) Über die besonderen Umstände, die trotz unentwickelter Verkehrsmittel im Altertum ausnahmsweise das Aufkommen echter Großstädte, wie Athen und Rom, ermöglichten, hat oben (S. 17 ff.) Bücher berichtet.

kapitalistischen Periode, der Verlag, schon seinem Wesen nach dezentralisierend und erst die fabrikmäßige Großindustrie, die größere Volksmassen an einem Orte anzuhäufen und zu ernähren vermochte, recht eigentlich städtebildend, wie denn bezeichnender Weise das frühzeitig großindustrielle England den übrigen Ländern auch in der Erzeugung großstädtischen Lebens vorangegangen ist. Dabei ist es schließlich gleichgiltig, ob solche industrielle Agglomeration sich in bewußter Anlehnung an schon vorhandene städtische Ansiedlungen vollzieht, wobei neben zufälligen Momenten die Rücksicht auf die Nähe von Handels- und Kreditunternehmungen, die Verfügbarkeit wissenschaftlicher und technischer Hilfskräfte, hochgelernter oder besonders wohlfeiler Arbeiter maßgebend sein kann; oder ob, wie heute vielfach in den Vereinigten Staaten, die Großindustrie zur Städtegründerin wird unter dem Einflusse jener bekannten Tendenz zu fortschreitender Centralisation der Betriebe und Unternehmungen sowie der Anziehungskraft, die schon bestehende Etablissements auf andere ähnliche oder doch der Angliederung fähige fremder Industriezweige ausüben. Stets wird die Fortbildung der bloßen Industriestadt zur Großstadt erheblich gefördert, wenn sie, über den Typus der „Arbeiterstadt“ hinauswachsend, zu einem Mittelpunkte des Handels und Kreditverkehrs wird und sich um den industriellen Kern allmählich Bevölkerungselemente ansetzen, deren höheres Einkommen die wirtschaftliche Grundlage für eine immer reichere Bedarfsgestaltung, deren geistiges Niveau den Antrieb für die Entfaltung eines verfeinerten Kulturlebens abgeben kann.

Über die große Bedeutung der Industrie für die moderne Großstadt läßt die deutsche Statistik[1]) keinen Zweifel. Zwar

[1]) Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes, nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895. (Statistik des Deutschen Reiches, N. F. Bd. 111.) Berlin 1899, S. 46 ff.

erscheinen nach der Berufs- und Gewerbezählung des Jahres 1895 als die eigentlich städtischen Berufe Handel und Verkehr und die Lohnarbeit wechselnder Art. Denn ihre Vertretung wächst mit der Größe der städtischen Ansiedlungen und ist in den Großstädten am höchsten (26,1 Proz. bez. 3,7 Proz. der Bewohner; 33,1 Proz. bez. 32,5 Proz. aller berufsangehörigen Erwerbsthätigen im Reiche). Auch ist die Industrie, die in allen Städtekategorien verhältnismäßig stärker hervortritt, als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht, am stärksten vertreten in den Kleinstädten mit 20,0 Proz. der Berufsangehörigen überhaupt, und in den Großstädten nicht viel stärker als in den Landstädten, nämlich mit 17,7 Proz., eine Gestaltung, die nach den Worten des Zählwerkes „durch die niedrigen Kosten des Grunderwerbes, die billigen Arbeitslöhne, zum Teil auch durch die örtliche Bodenbeschaffenheit begünstigt wird". Immerhin entfallen nicht weniger als 50,3 Proz. der großstädtischen Erwerbsthätigen auf die Industrie, in der Hälfte aller Großstädte noch erheblich mehr. Und zwar charakterisieren sich als spezifisch „großstädtisch" in dem Sinne, daß die Verhältniszahl der ihnen zugehörigen Erwerbsthätigen sich mit der Abnahme der Größenkategorien der Ansiedlungen verringert, vorzugsweise die Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, die Industrie in Holz- und Schnitzstoffen, die Gewerbe der Beherbergung und Erquickung, die Verfertigung von Maschinen u. s. w., die polygraphischen Gewerbe, Leder- und Papierindustrie sowie die Gewinnung bez. Verarbeitung von forstwirtschaftlichen Nebenprodukten, Leuchtstoffen und Fetten. Und dabei ist nicht zu vergessen, was schon Bücher hervorgehoben, daß mindestens ²/₃ der mit Handel und Verkehr Beschäftigten von der Versorgung der Industriellen zehren und daß auch von den übrigen Berufsgruppen (öffentlicher Dienst und liberale Berufe 10,6 Proz., Dienende 9,1 Proz.,

häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art 4,4 Proz., Landwirtschaft 1,4 Proz.) noch ein gewisser Bruchteil sein Einkommen aus dieser Quelle bezieht, so daß also etwa 3/4 der Stadtbevölkerung direkt oder indirekt von der Industrie leben.

Im einzelnen bestehen da nun freilich mannigfache Unterschiede. Am stärksten ausgebildet erscheint der industrielle Typus in Barmen mit 74,5 Proz., demnächst in Krefeld (67,2 Proz.), Chemnitz (67,0 Proz.), Elberfeld (65,8 Proz.), Dortmund (64,3 Proz.); der Typus der Handelsstadt in Hamburg mit 37,4 Proz. in Handel und Verkehr Erwerbsthätiger, Stettin (30,1 Proz.), Bremen (29,1 Proz.), Frankfurt a. M. (28,2 Proz.) und Leipzig (26,3 Proz.). Durch das Hervortreten des öffentlichen Dienstes und der liberalen Berufe machen sich bemerkbar Straßburg i. E. mit 29,3 Proz., Danzig (19,5 Proz.), Königsberg (16,9 Proz.), Dresden[1]) (14,6 Proz.), Hannover (14,1 Proz.), Magdeburg (13,9 Proz.) und Stuttgart (13,1 Proz.); durch die verhältnismäßig hohe Zahl der Dienenden Charlottenburg (16,9 Proz.), Frankfurt a. M. (14,8 Proz.) und Stuttgart (14,0 Proz.).

Auch für die amerikanische Union steht die industrielle Bedeutung gerade der Großstädte außer Frage.[2]) New York und Chicago, Philadelphia und St. Louis, Boston und Buffalo, Cleveland und Pittsburg, Cincinnati und Milwaukee sind sämtlich wichtige Industriezentren. Ja, es ist vielleicht die Industrie

---

[1]) Andererseits ist gerade Dresden mit 378,9 „gewerbthätigen" Personen im Sinne der Gewerbestatistik auf 1000 Einwohner eine der gewerbereichsten Städte des Reiches und wird in dieser Hinsicht nur von Chemnitz (431,1 ‰), Bremen (410,0 ‰) und Nürnberg (406,2 ‰) übertroffen. Vergl. dazu Gewerbe und Handel im deutschen Reiche nach der Gewerbezählung vom 14. Juni 1895. (Statistik des deutschen Reiches N. F. Bd. 119), Berlin 1899, S. 1, 220.

[2]) Vergl. Twelfth Census of the United States. 1900. Vol. VII. Manufactures, Part I. Washington 1902, p. CCXIX. ff.

daselbst noch stärker urbanisiert, als dies vorläufig in Deutschland der Fall ist. Umfassen doch die Städte von über 20000 Einwohnern zusammen 60,1 Proz. der industriellen Arbeiterschaft, während in Deutschland auf Ortschaften von dieser Größe nur 35,4 Proz. entfallen. Daneben aber ist eine andere Bewegung mit voller Kraft aufgetreten, die in Deutschland bisher wohl gelegentlich, als statistische Massenerscheinung aber noch nicht beobachtet werden konnte, ich meine die Abwanderung der Industrie aus den Großstädten und bis zu einem gewissen Grade aus den Städten überhaupt.

Allerdings zeigt ein Vergleich der Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählungen von 1882 und 1895 auch in einzelnen deutschen Großstädten eine verhältnismäßige Abnahme der „Gewerbthätigen"[1]) und insbesondere der Industriebevölkerung. Diese sank z. B. in

Hamburg . .	von	43,5	Proz.	auf	39,5	Proz.	der Erwerbsthätigen
Straßburg i. E.	„	39,8	„	„	37,4	„	„ „
Danzig . . .	„	39,4	„	„	38,9	„	„ „
Berlin . . .	„	54,1	„	„	53,1	„	„ „

Aber einmal handelt es sich bei diesen Städten, Berlin abgerechnet, überhaupt um solche, in denen der industrielle Charakter zurücktritt, und dann ist selbst in ihnen von einem Herabgehen der absoluten Ziffern keine Rede. Gerade in Hamburg z. B. hat sich während der fraglichen Periode die Zahl der Industriellen nahezu verdoppelt. Und mit Recht wird von den

[1]) Im Sinne der Gewerbestatistik fällt hierunter „so ziemlich alles, was nicht Landwirtschaft oder Ausübung freier Berufe ist". In drei Großstädten, heißt es im Zählwerk, „ist die Vertretung des Gewerbes zurückgegangen, nur unbedeutend in Danzig, recht beträchtlich dagegen in Leipzig und Hamburg. Diese sonderbare Erscheinung erklärt sich zu einem großen Teile aus der veränderten Stellung der Vororte zur eigentlichen Stadt." (Statistik des deutschen Reiches, N. F., Bd. 119, S. 222.)

Statistikern die jüngste großstädtische Entwicklung Deutschlands ausdrücklich mit den Fortschritten der Industrie in Verbindung gebracht. Ist doch, wie es im Zählwerke heißt, „die Entwicklung der Industrie in den Großstädten, deren Zahl sich seit 1882 ja verdoppelt hat, so außerordentlich gewesen — die industrielle Bevölkerung stieg daselbst von 1,6 auf 3,6 Millionen — daß, trotzdem auch alle anderen Berufsabteilungen eine namhafte Steigerung in der absoluten Zahl ihrer Zugehörigen erfahren haben, eine relative Zunahme, d. h. des Anteils an der Bevölkerung, nur bei der Industrie zur Erscheinung kommt (von 47,3 auf 50,8 Proz.).“ Es tritt eben auch in den Großstädten die für Deutschland überhaupt charakteristische Tendenz zur Industrialisierung zu Tage. Und während von 1882—1895 im Durchschnitt des ganzen Reiches die Gesamtbevölkerung um 14,5 Proz., die Industriellen um 26,1 Proz. zunahmen, gelten für sie die entsprechenden Ziffern 111,3 und 127,4 Proz., ein Verhältnis, das auch nicht wesentlich verändert wird, wenn man nur die schon 1882 vorhandenen Großstädte zum Vergleich heranzieht.

Bis 1890 nun befand sich die amerikanische Union in derselben Lage, doch ist seitdem, wie der jüngste Census beweist, ein entscheidender Umschwung eingetreten. Obwohl nämlich die in der Zeit von 1890—1900 in den 100 größten Städten beobachtete Bevölkerungsvermehrung verhältnismäßig stärker ist als die des ganzen Landes und dementsprechend auch ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung stieg, ist umgekehrt ihr prozentueller Zuwachs an industriellen Etablissements, gewerblichen Arbeitern und Produktwert hinter dem des ganzen Landes relativ zurückgeblieben und demgemäß natürlich auch ihr Anteil an den Gesamtziffern gefallen. Es betrug nämlich die Zunahme 1890 bis 1900:

der	i. d. Vereinigten Staaten	i. d. 100 größten Städten	i. d. zugehörigen 100 Counties
Bevölkerung . .	20,8 Proz.	31,2 Proz.	28,7 Proz.
industriellen Etablissements . .	44,1 „	10,9 „	12,7 „
gewerbl. Arbeiter .	25 0 „	14,2 „	16,6 „
Produktwertsumme	38,8 „	21,8 „	28,1 „

Und es betrug der Anteil an den nationalen Gesamtziffern hinsichtlich

	der 100 größten Städte			der 100 zugehörigen Counties		
der	1880	1890	1900	1880	1890	1900
		Proz.			Proz.	
Bevölkerung	18,2	21,0	22,8	25,9	27,9	29,8
industriellen Etablissements .	30,7	47,2	36,3	38,5	55,6	43,5
gewerblichen Arbeiter . .	52,4	54,3	49,7	64,6	64,1	59,8
Produktwertsumme . . .	56,2	61,0	52,6	66,7	68,3	63,0

Wie die Tabellen zeigen, ändert sich das Bild nicht wesentlich, wenn man anstatt der Städte ihre Counties ins Auge faßt. Und daß es sich keineswegs nur um rein peripherische Verschiebungen und dazu um eine spezifisch großstädtische Erscheinung handelt, erhellt aus der folgenden Übersicht. Es betrug nämlich die prozentuelle Zu- bez. Abnahme der

in	von	Bevölkerungszahl Proz.	industr. Etabliss. Proz.	gewerblichen Arbeiter Proz.	Produktwertsumme Proz.
den Verein. Staaten	1880/1890	24,9	40,0	55,6	74,5
	1890/1900	20,8	44,1	25,0	38,8
New York Stadt	1880/1890	32,9	108,5	45,6	57,1
u. umgeb. Counties	1890/1900	37,3	15,5	18,4	34,3
Chicago Stadt	1880/1890	84,5	144,4	133,5	164,2
u. umgeb. Counties	1890/1900	50,7	96,5	42,9	37,1
Philadelphia Stadt	1880/1890	26,0	92,0	75,0	74,6
u. umgeb. Counties	1890/1900	22,5	—6,1	—22,6	7,4
Boston Stadt	1880/1890	27,7	122,1	30,9	42,9
u. umgeb. Counties	1890/1900	26,2	—3,4	2,7	10,4

Mag man sich nun immerhin mit Rücksicht auf gewisse unterdessen eingetretene Veränderungen in der Zählweise eines strengen Vergleiches der für die beiden Perioden zusammengestellten Daten enthalten, zweierlei dürfte aus dem vorgelegten Ziffernmaterial mit überwältigender Klarheit hervorgehen. Einmal, daß die in jeder Rubrik auch für die ganze Union fast ausnahmslos zu beobachtende rückläufige Tendenz der Zuwachsprozente in den Großstädten besonders wuchtig zum Ausdruck kommt. Zweitens, daß während auch 1890—1900 die großstädtische Bevölkerungszunahme den Landesdurchschnitt noch erheblich überschreitet, die übrigen Verhältniszahlen, jene Chicagos abgerechnet, weit hinter den nationalen Durchschnittsziffern zurückbleiben. In Philadelphia und Boston ist ja sogar eine frappante Abnahme eingetreten.

Auch das Zählwerk berührt diese Erscheinung, durch die freilich das industrielle Wachstum der Vereinigten Staaten als Ganzes nicht berührt werde. Geschäftliche Depression nach vorheriger Überproduktion und andere allgemeine Ursachen kämen dabei hier und da wohl auch in Betracht. Hauptsächlich aber die Verlegung industrieller Betriebe nach den Vorstädten und weit darüber hinaus ins Land hinein, nach Orten, „wo das Rohmaterial bequemer zu beschaffen, die Produkte leichter abzusetzen, wo die Arbeit reichlicher, Boden und Naturkräfte billiger seien, wo Unterstützungen oder Steuerfreiheiten ausgenutzt und andere Ersparnisse in der Produktion gemacht werden könnten.“ Die ganze Bewegung sei das natürliche Ergebnis gesteigerten Wettbewerbes im Gefolge industrieller Expansion, werde jedoch gefördert durch die fortschreitende Konzentration früher unabhängiger Unternehmungen in einer Hand und die damit verbundene Auflösung minder leistungsfähiger Betriebe. Wie schon bemerkt, lassen sich Verschiebungen von gleichem Umfange in Deutschland bisher nicht nachweisen. Und falls nicht die statistisch noch nicht klar

erfaßte jüngste Entwicklung bei uns seit 1895 im stillen denselben Weg gegangen sein sollte, so dürfte in dieser Verschiedenheit beider Länder die abweichende Wirksamkeit der mehr konservativen deutschen Kartelle und der radikaleren amerikanischen Trusts charakteristisch zum Ausdrucke kommen.

Die soeben nachgewiesene industrielle Wanderbewegung erscheint, allgemein betrachtet, als ein volkswirtschaftlicher Differenzierungsprozeß mit der Tendenz, eine möglichst zweckmäßige Verteilung und geographische Lokalisierung der einzelnen Gewerbszweige im Rahmen des ganzen Staatsgebietes herbeizuführen. Sie ist in diesem Zusammenhange jedoch von besonderer Bedeutung wegen ihres spezialisierenden Einflusses auf die Städte, insbesondere auch auf die Großstädte. Wie weit diese gewerbliche Differenzierung heute schon fortgeschritten ist, läßt sich an zahlreichen drastischen Beispielen erläutern. Die Herstellung von Kragen und Manschetten, in einem Gesamtwerte von 15,7 Mill. Doll. für das ganze Land, ist lokalisiert vor allem im Staate New York, und zwar zu 99,6 Proz., daselbst wiederum in Troy zu 85,3 Proz. der nationalen Gesamtproduktion, wodurch dieser Ort selbst zu 68,7 Proz. spezialisiert erscheint, d. h. 68,7 Proz. der dort beschäftigten Arbeiter gehören der genannten Industrie an. Die Handschuhproduktion — Gesamtwert 16,7 Mill. Doll. — ist zu 64,9 Proz. angesiedelt in demselben Staate, hier vor allem in Gloversville zu 38,8 Proz., das dadurch zu 74,9 Proz. spezialisiert wird. Die Produktion von Eisen und Stahl — Gesamtwert 803,9 Mill. Doll. — ist lokalisiert in Pennsylvania zu 54,0 Proz., daselbst in Pittsburg zu 11,3 Proz., das dadurch zu 44,7 Proz. spezialisiert wird. Noch viel mehr sind es freilich einige umliegende Orte wie Mc. Keesport (88,8 Proz.), New Castle (66,5 Proz.), Johnstown (66,3 Proz.). Das Schlachtgewerbe — Gesamtpro-

duktwert 698,2 Mill. Doll. — ist lokalisiert zu 40,1 Proz. in Illinois, zu 35,6 Proz. allein in Chicago, dessen Spezialisierung zu 28 Proz. freilich durch die eines Produktionszentrums desselben Gewerbes, South Omaha Neb. (89,9 Proz.!), in Schatten gestellt wird. Die Verfertigung von Baumwollwaren — Gesamtwert 339,2 Mill. Doll. — ist lokalisiert zu 32,8 Proz. in Massachusetts, zu 8,6 Proz. in Fall River, dessen Spezialisierung sich auf 80,4 Proz. beläuft. U. s. f.

So hat denn auch fast jede Großstadt ihr ganz individuelles gewerbliches Gepräge: New York durch seine Kleiderkonfektion, seine Tabakindustrie und Druckereien; Chicago durch seine Schlachthäuser, Gießereien, Maschinenfabrikation; Philadelphia durch seine Eisenwaren, seinen Zucker, seine Decken und Teppiche; St. Louis durch seine Tabakindustrie und seine Fleischwaren; Boston durch seine Zuckerraffinerien und seine Druckereien; Pittsburg und Cleveland durch ihre Stahl- und Eisenindustrie; Minneapolis durch seine Mühlen und Sägewerke; Milwaukee durch seine Brauereien; Kansas City, St. Joseph, Indianapolis durch ihre Schlachthöfe; Providence durch seine Wollwaren, Paterson durch seine Seidenstoffe, Worcester durch seine Schuhe, New Haven durch seine Korsetts, Fall River durch seine Baumwollprodukte u. s. w. Und wenn nun auch natürlich diese Spezialisierung um so deutlicher hervortritt, je kleiner die betreffenden Orte sind, so zeigen doch gerade auch einige der soeben genannten Großstädte, wie Chicago und Pittsburg, Kansas City und St. Joseph, Paterson und Fall River, wie weit selbst hier die Einseitigkeit gehen kann.

Übrigens besitzen auch in Deutschland fast alle Großstädte gewerbliche Spezialitäten, in denen sie über den Durchschnitt hervorragen, nur geht diese Differenzierung vorläufig lange nicht so weit wie in der amerikanischen Union. Besonders

verleiht die Textilindustrie einigen Städten ihr eigenartiges Gepräge. Dies ist z. B. der Fall bei Krefeld, wo 15,6 Proz., also beinahe ⅙ der Bevölkerung, in dieser Industrie erwerbsthätig sind; ferner in Barmen mit 14,9 Proz., Chemnitz mit 10,4 Proz., Aachen mit 8,8 Proz., Elberfeld mit 8,0 Proz. Nächst Handel und Verkehrsgewerbe kommt für die Spezialisierung dann namentlich die Maschinenindustrie in Betracht, die in Chemnitz 8,5 Proz., in Charlottenburg 6,0 Proz., in Nürnberg 5,1 Proz., in Magdeburg 4,9 Proz. der Bevölkerung auf sich vereinigt, während die Bekleidungsindustrie in Berlin und Breslau je 7,0 Proz., in Frankfurt a. M. 5,8 Proz., in Stuttgart u. Dresden je 5,7 Proz., in Stettin 5,3 Proz., in Anspruch nimmt. Die Nahrungsmittelindustrie dominiert in Braunschweig mit 5,3 Proz. und in Altona mit 4,5 Proz., die Tabakindustrie in Bremen mit 4,0 Proz., Bergbau und Hüttenwesen in Dortmund mit 5,1 Proz., die Metallindustrie in Nürnberg mit 5,0 Proz. der Bevölkerung u. s. w.[1]).

Welche bleibende Bedeutung nun jener industriellen Abwanderung aus der Großstadt für die Volkswirtschaft zukommt, läßt sich augenblicklich noch nicht genau übersehen. Sicherlich ist sie, wie ebenfalls die amerikanische Statistik bezeugt, nicht notwendig identisch mit der Abnahme der großstädtischen Agglomeration überhaupt. Wird sie doch, wie schon von anderer Seite betont worden ist, in ihrer Wirkung bis zu einem gewissen Grade aufgehoben durch eine Gegenbewegung, die Ansammlung eines immer größeren Teiles des Nationalreichtums in den Großstädten. In dieser Richtung wirkt einmal das Vordringen des Aktienwesens und in Verbindung damit die steigende Machtstellung der großen Börsen; ferner die Wichtigkeit des Kredits für die moderne Industrie und deren Finanzierung, wenn

[1]) Statistik des deutschen Reiches, N. F. Bd. 119, S. 222f.

nicht gar Organisation, durch die großen Banken; endlich die fortschreitende Konzentration der Leitung zahlreicher Unternehmungen in großstädtischen Geschäftsniederlassungen, wie weit entfernt auch der Standort der zugehörigen Betriebe gelegen sein mag. Den „ticker" vor Augen, das Ohr am Telephon, also überwacht der „captain of industry" von seinem in die Wolken ragenden New Yorker office aus den Gang der Ereignisse und sendet auf eigenen Drähten mit Blitzesschnelle seine Befehle auch in die fernsten Winkel des äußersten Westens. Und vollzieht sich bei uns, wenn auch in kleinerem Maßstabe, nicht schließlich dieselbe Entwicklung? Aber noch ein anderes kommt in Betracht: Der zunehmende Verbrauch anderwärts erworbener Vermögen und Einkünfte in den großen Städten, den Sitzen des verfeinerten Lebensgenusses. Denn wenn auch der Anteil der Erwerbsthätigen an der Gesamtbevölkerung, in Deutschland wenigstens, nirgendwo größer ist als gerade in den Großstädten (41,4 Proz.), so ist doch vielleicht etwas Wahres an der Bemerkung Sombarts, die Industrie-, Handels- und Verkehrsstadt, „dank ihrer Funktion als Provinzial-, Landes- und Reichszentrale für Kreditgeschäfte und Mehrwertskonzentration," schicke sich an, in immer höherem Grade Konsumtionszentrum zu werden, übersieht man dabei nur nicht, daß sie gleichzeitig damit zu dem eigentlichen Produktionszentrum geistiger und künstlerischer Werte heranwächst.

Zola hat uns in zweien seiner Romane, Le ventre de Paris und Au bonheur des dames, die Großstadt vorzüglich auch als konsumierendes Gebilde vorgeführt. Anschaulich malt er Leben und Treiben in Markthalle und Warenhaus, jenen spezifisch großstädtischen Einrichtungen moderner Bedarfs-

---

[1]) Ebenda S. CXC ff.

deckung. Und neben ihnen taucht vor uns auf die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Kaufläden und Gastwirtschaften bis herab zur automatischen Bierquelle und dunstgeschwängerten Schnapskneipe. Von besonderer Bedeutung aber ist es, daß jene in verschwenderischer Menge aufgestapelten Güter größtenteils von auswärts stammen. Fast ausnahmslos gilt dies von Rohstoffen und Nahrungsmitteln. Schon die mittelalterliche Stadt war in ähnlicher Lage. Sie sicherte sich, wie früher bereits angedeutet wurde, die unentbehrliche äußere Zufuhr, indem sie sich die umliegende Landschaft wirtschaftlich und politisch angliederte. Im engsten Anschluß an den Marktverkehr erwachsen, wurde sie selber zum „Markte" für den regelmäßigen Austausch zwischen Bürger und Bauer. Und abgesehen von dem Bedarf an Salz und Gewürzen und den als Fastenspeise geschätzten Fischen genügte als Unterhaltsgebiet in der Regel wohl die nächste Umgebung. Bei der modernen Großstadt kann hiervon natürlich keine Rede sein. Nicht nur die größere Vielseitigkeit unserer Bedürfnisse — ich erinnere nur an die wichtige Rolle der Kolonialwaren in unserem Konsum — schon die Quantität des zu deckenden Bedarfs schließt das aus. Wurden doch beispielsweise allein im Jahre 1900 zum Konsum nach Paris[1]) eingeführt und versteuert:

Rind-, Kalb- und Hammelfleisch	178,8	Mill.	kg
Schweinefleisch	29,2	„	„
Geflügel und Wild	32,0	„	„
Fisch	40,2	„	„
Eier	30,7	„	„
Butter	22,8	„	„
Trockener Käse	8,3	„	„
Wein	5,2	„	hl

[1]) Nach dem Annuaire Statistique de la Ville de Paris. XXI. Année. 1900. Paris 1902, p. 268 ff.

Von Interesse ist es nun zu sehen, wie verhältnismäßig gering der von der Stadt und ihrer Landschaft gelieferte Anteil an den verbrauchten Nahrungsmitteln und wie ausgedehnt andererseits ihr thatsächliches Unterhaltsgebiet ist. Das gilt nicht etwa nur von Getreide, Kartoffeln und ähnlichem, sondern von zahlreichen anderen Artikeln. Nur wenige Prozent hat Paris mit seiner nächsten Umgebung zur Versorgung seiner Bevölkerung mit Fleisch beigetragen, während es umgekehrt kaum ein Departement giebt, das nicht sein Scherflein beigesteuert hätte. Und zu den freigebigsten gehören keineswegs nur einige nahegelegene. Neben Seine-et-Marne, Saine-et-Oise und gewissen Bezirken der Normandie, besonders Calvados, kommen namentlich die im fruchtbaren Südwesten sich hinziehenden Departements Maine-et-Loire, Loire-Inférieure und Vendée in Betracht. Algier brachte allein weit über $^3/_4$ der benötigten Schafe und einzig an diesen ist auch das Ausland, besonders Deutschland und Österreich-Ungarn, mit einigen 1000 Stück beteiligt. Um so größer ist sein Beitrag zur Deckung des Bedarfes an Fischen und anderen Wassertieren exkl. Austern. Er belief sich auf $^1/_4$, und gar auf $^2/_3$ der in den Halles centrales zum Verkaufe gebrachten Süßwasserfische und Krebse. Belgien und Holland, England und Deutschland, Spanien und Italien sind vorzugsweise die Lieferanten. Sehr ausgedehnt ist auch das Bezugsgebiet von Geflügel und Wildpret, wovon das Ausland (Deutschland und Österreich, Italien, Belgien und Holland, Rußland und Skandinavien, Spanien, Türkei) rund $^1/_{18}$ beschaffte, und zwar Geflügel und Wildpret etwa zu gleichen Teilen. Im übrigen ist so ziemlich das ganze Land an den Lieferungen beteiligt, derart, daß sich für bestimmte Spezialitäten besondere Exportgebiete gebildet haben: für Truthühner die Touraine, für Tauben Picardie und Mâconnais, für Gänse die Departements Sarthe, Orne, Eure u. s. w.

Ganz zu dem gleichen Ergebnisse gelangt man, wenn man die Herkunft von Eiern und Butter, Gemüse und Früchten untersucht. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Immer aufs neue zeigt sich, daß Paris mit seiner fruchtbaren Umgebung auch nicht im entferntesten imstande ist, den Bedarf seiner Bevölkerung an Nahrungsmitteln zu decken, daß vielmehr das ganze Land, Europa, ja die Welt zu diesem Ende in Kontribution gesetzt wird.

Und wie steht es mit den Produkten des Gewerbfleißes? Bekanntlich betrachtete die mittelalterliche Stadt deren Herstellung als ihre ureigenste Domäne. Alle Handwerkszweige, die überhaupt innerhalb ihrer Mauern betrieben werden konnten, suchte sie, wie schon Bücher an dieser Stelle ausgeführt hat, in sich zu vereinigen, um, wenn nicht von ihrer ländlichen Umgebung, so doch wenigstens von ihresgleichen unabhängig zu sein. Nur zur Ergänzung der städtischen Produktion und unter ganz besonderen Kautelen wurden ausnahmsweise auch fremde Waren zugelassen. Wie wenig die moderne Großstadt an dieses Ideal harmonischer Selbstgenügsamkeit heranreicht, bedarf nach dem früher gesagten keines besonderen Nachweises. In Deutschland erweisen sich Dresden und Frankfurt a. M. als diejenigen Großstädte, die ein reges gewerbliches Leben mit großer Vielseitigkeit verbinden. Aber bekanntlich sind auch sie stark differenziert. Und wie sollten gar Orte, deren Bevölkerung bis zu 80 Prozent (Fall River, Mass.) spezialisiert ist, deren wirtschaftliche Existenz in der Hauptsache auf der Marktfähigkeit einiger weniger Artikel beruht, der gewerblichen Ergänzung von auswärts entraten können? Eine nationale Arbeitsteilung hat Platz gegriffen. Keine Großstadt ist mehr für sich selbst, jede „für die Nation“ da und zehrt wie ihre Schwestern von den gemeinsamen Vorräten des ganzen Volkes.

So ist denn die Großstadt als Konsumtionszentrum ein ziemlich unselbständiges und kompliziertes, deshalb empfindliches und mannigfachen Störungen ausgesetztes Gebilde. Welche Garantien, möchte man sich fragen, sind gegeben, daß die Bedürfnisse ihrer Hunderttausende an Wohnung, Nahrung, Kleidung u. s. w. entsprechend befriedigt werden? Welche Garantien, daß in unserer im letzten Grunde doch von dem Streben nach Gewinn beherrschten Wirtschaftsordnung die für den Gang der Dinge verantwortlichen Unternehmer ihrer schwierigen Aufgabe gewachsen und gewillt sind, sich ihrer zu entledigen, ohne die Zwangslage der großstädtischen Massen selbstsüchtig auszunutzen? Der beliebte Hinweis auf die Segnungen des freien Wettbewerbes scheint wenig am Platze im Zeitalter der Kartelle und doppelt hinfällig angesichts der offenkundigen Thatsache, daß einige der wichtigsten städtischen Gewerbszweige ihrer Natur nach einen monopolistischen Charakter haben. In der That hat die geschichtliche Entwicklung eine andere Antwort gegeben. Und war es einer der schönsten Züge im Leben der mittelalterlichen Stadtwirtschaften, daß sie sich als von genossenschaftlichem Geiste getragene „Gemeinden“ bewährten,[1]) so ist nach langem Ringen endlich auch die moderne Großstadt sich ihres höheren Zweckes bewußt geworden, eine Thatsache, die äußerlich schon in dem wachsenden Umfange des Gemeindehaushaltes ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden hat.[2])

[1]) Dieser Gedanke ist neuerdings vor allem von Bücher in seinem Vortrage „Die wirtschaftlichen Aufgaben der modernen Stadtgemeinde“ (Leipzig 1898) betont worden.

[2]) Zur allgemeinen Orientierung verweise ich auf den Artikel „Gemeindefinanzen“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Auflage, Bd. IV, S. 106 ff. und die daselbst zitierte Litteratur, die allerdings große Lücken aufweist. Die weiter unten angeführten Verhältniszahlen sind nur Annäherungswerte. Sie wurden berechnet unter Zuhilfenahme von Joseph Körösi's Bulletin Annuel des Finances des Grandes Villes, 1877 ff. (Budapest 1879 ff.), des Statistischen

Besonders auffällig ist dies in Frankreich, wo nach Leroy-Beaulieu die Zuschläge zu den Staatssteuern für Gemeindezwecke von 57 Mill. Fks. im Jahre 1803 auf 206 Mill. Fks. im Jahre 1864 und 384 Mill. Fks. im Jahre 1898 stiegen, d. h. seit Anfang des Jahrhunderts um 573, seit 1864 um 86 Proz., während sich die Gesamtbevölkerung in diesen Perioden nur um 44 bez. um 8 Proz. vermehrte. Die Reineinnahmen aus dem Octroi wuchsen von 44 Mill. Fks. im Jahre 1823 auf 70 Mill. Fks. im Jahre 1843, 143 Mill. Fks. im Jahre 1863, 296 Mill. Fks. im Jahre 1896; d. h. sie haben sich in 73 Jahren ungefähr versiebenfacht, obschon die Bevölkerung der Gemeinden mit Octroi sich kaum verdoppelt hat. Ebensowenig ist in einer der 52 größten Städte Preußens seit 1869 eine Verminderung der Gemeindeausgaben eingetreten, sondern ausnahmslos eine Vermehrung, die bei der Mehrzahl, nämlich bei 28, zu Ende des Jahrhunderts mehr als 140 Proz. betrug, während sich die Steigerung des auf den Kopf der städtischen Bevölkerung Preußens überhaupt entfallenden Durchschnittsbetrages an Gemeindeabgaben von 1849 bis 1884 gar auf 204 Proz. belief. Besonders energisch macht sich diese Tendenz auch in den Großstädten geltend. Hat sich doch z. B. in Paris von 1813—1898 die Summe der ordentlichen Ausgaben verdreizehnfacht, wiewohl die Bevölkerung nur um das Vierfache zunahm. In Berlin beobachten wir in der Zeit von 1877—1900 ein Bevölkerungswachstum von 88 Proz., eine Ausgabensteigerung von 104 Proz., in Wien während derselben Periode, von umfassenden Eingemeindungen begünstigt, eine Bevölkerungsvermehrung um 131 Proz., ein Emporschnellen der Ausgaben gar um 143 Proz. Und um endlich auch

Jahrbuches der Stadt Berlin für 1899/1900 (Berlin 1902) und des Statistischen Jahrbuches der Stadt Wien für 1899 (Wien 1901).

eine amerikanische Großstadt anzuführen, so erwähne ich, daß Boston, eine der bestverwalteten der Union, gegenüber dem Durchschnitt des Jahrzehnts 1882—1891 im Jahre 1901 eine Zunahme der Ausgaben um 83 Proz. zu verzeichnen hatte, obgleich die Ortsbevölkerung von 1890—1900 nur um 26,2 Proz. gestiegen war.[1]) Wie diese erhöhten Ausgaben gedeckt werden, haben wir uns weiter zu fragen.

Neben den Erwerbseinkünften aus Grundbesitz und Gewerbebetrieb, sowie den Einnahmen aus Gebühren und Beiträgen, die insgesamt mit den wachsenden Aufgaben der Stadtgemeinde nicht Schritt zu halten vermochten, ist schon frühzeitig die Besteuerung in den Vordergrund getreten. Hinsichtlich ihrer Höhe und Gestaltung weisen die deutschen Großstädte erhebliche Unterschiede auf.[2]) Am stärksten war die Belastung im Etatsjahre 1899/1900 pro Kopf der Bevölkerung in Frankfurt a. M. mit 46,52 Mk. Nächstdem in Essen mit 35,07 Mk., München 34,31 Mk., Charlottenburg mit 32,02 Mk., Berlin 31,91 Mk., Stuttgart 31,55 Mk. u. s. w. Am niedrigsten in Nürnberg mit 17,75 Mk., Braunschweig mit 19,87 Mk., Kiel mit 21,52 Mk, Halle a. S. mit 21,72 Mk. u. s. w. Unter den einzelnen Steuerarten steht in erster Linie die Kategorie der allgemeinen Einkommensteuer, der Personal- und Mietsteuer, der süddeutschen Einkommen- und Kapitalrentensteuer, mit deren Hilfe im großen Durchschnitt etwa die Hälfte der Gesamtsteuerleistung aufgebracht wird. Doch bestehen große Abweichungen, und das gilt in noch höherem Grade hinsichtlich der Grund- und Gebäudesteuer, die z. B. in Altona über 56 Proz., in Kiel 36,1 Proz., in Charlottenburg 31,3 Proz., in Berlin

[1]) Nach City Document, No. 62, 1902, p. 13 ff.

[2]) Nach dem von M. Neefe herausgegebenen Jahrbuch deutscher Städte, 10. Jahrg., Breslau 1902, S. 414 ff.

30,7 Proz. der Gesamtsteuerleistung einbringt, dagegen in anderen Orten, wie Dresden mit 7,7 Proz., Chemnitz mit 14,22 Proz., Leipzig 16,20 Proz., auffallend zurücktritt.

Sozialpolitisch bedeutungsvoll ist die Stellung der Verbrauchssteuern. Einige Großstädte, wie Altona, Braunschweig, Danzig, Dortmund, Kiel, Leipzig, haben auf deren Erhebung überhaupt verzichtet. Andere, besonders die Städte Elsaß-Lothringens, machen sie recht eigentlich zur Grundlage ihrer Finanzwirtschaft. Entfallen doch auf sie z. B. in Straßburg über 86 Proz. der Gesamtsteuerleistung, was gleichbedeutend ist mit einer Belastung von 22,7 Mk. pro Kopf der Bevölkerung. Aber auch andere Großstädte erheben einen beträchtlichen Teil ihres Steuerbedarfes in dieser Form: Aachen z. B. 22,9 Proz., Breslau 20,1 Proz., Cassel 20,6 Proz., München 21,6 Proz., Nürnberg 28,8 Proz., Dresden 19,0 Proz. u. s. w. Eine höchst unliebsame Erscheinung, vor allem, wenn man bedenkt, daß schon die Reichsbesteuerung mit ihren Zöllen und Verbrauchsabgaben eine ganz unverhältnismäßige Mehrbelastung der ärmeren Bevölkerungsklassen mit sich bringt,[1]) daß die städtischen Konsumsteuern abermals neben dem Bier vorzugsweise Getreide und Hülsenfrüchte, Mehl und Backwerk, Vieh, Fleisch, Fleischwaren und Fett be-

[1]) Die betreffenden Verhältnisse sind von sachkundiger Seite oft dargestellt worden. „Setze ich auch nur den günstigsten Fall", bemerkt zusammenfassend Neumann, „daß z. B. bezüglich des Fleisches eine Verteuerung durch die Vieh- und Fleischzölle überhaupt nicht Platz greift, und bezüglich Getreide, Mehl, Fett, Schmalz, Speck nur um die Hälfte jenes niedrigsten vertragsmäßigen Zolles, so bliebe immerhin noch eine durchaus ungerechte regressive, d. h. umgekehrt progressive Belastung derart, daß die Reichsten und Wohlhabenden etwa 0,6 resp. 1,1 Proz. ihres Einkommens für Zoll und Steuer zu zahlen hätten, dagegen die Bedürftigsten 4—5 Proz." (Fr. J. Neumann, Zur Gemeindesteuerreform in Deutschland mit besonderer Beziehung auf sächsische Verhältnisse, Tübingen 1895, S. 18 f.) Das gilt für das Jahr 1895. Mit Erhöhung der agrarischen Schutzzölle würden sich die Dinge natürlich noch ungünstiger gestalten.

lasten[1]), und daß endlich, sehr zum Nachteile der ärmeren Bevölkerungsschichten, in einer ganzen Reihe von Städten das steuerfreie Existenzminimum erheblich niedriger angesetzt ist, als dies für die staatliche Einkommensteuer geschehen, z. B. in Breslau, Danzig, Dortmund, Elberfeld, Hannover, Krefeld u. s. w. auf 420 Mk., in Aachen, Barmen, Berlin, Essen, Halle a. S. u. s. w. auf 660 Mk., gegenüber den 900 Mk. der preußischen Einkommenbesteuerung.

Zum mindesten wird man nicht leugnen können, daß die soeben geschilderte Verteilung der großstädtischen Finanzlasten sich wenig im Einklang befindet mit den augenblicklich noch immer herrschenden Grundsätzen der deutschen Stadtverfassung, „welche ja nur einem ganz begrenzten Teile der Stadtbewohner das Recht giebt, zu der städtischen Vertretung zu wählen[2]), also an der städtischen Verwaltung indirekt teil zu nehmen, während ³/₄ bis ⁴/₅ der gesamten Bewohner der Stadt von diesem Rechte ausgeschlossen sind, obschon sie die Pflichten der Gemeindegenossen, namentlich die Pflicht, Steuern zu zahlen, in vollem Umfang besitzen.“ (Bücher.) Es liegt mir fern, einer beliebigen

[1]) Vgl. auch Dr. Kaufmann, Gemeindebesteuerung und Massenkonsum in den 7 größten Städten des rechtsrheinischen Bayern, im Finanzarchiv, 14. Jahrgang 1897, S. 301 ff.

[2]) So geht z. B. in Preußen die Stadtverordnetenversammlung überall aus den Wahlen der Bürgerschaft hervor. Wahlberechtigt sind im Gebiete der sog. „Einwohnergemeinde“ (in den 7 östlichen Provinzen, Westfalen u. s. w.) alle, im Gebiete der „Bürgergemeinde“ (Nassau, Kurhessen, Hohenzollern) nur die stimmfähigen Vollbürger. Selbst im Gebiete der Einwohnergemeinde ist der Erwerb des Bürgerrechtes an einen gewissen Census geknüpft, in den 7 östlichen Provinzen und Westfalen z. B. an den Besitz eines Wohnhauses im Stadtbezirke, oder an den Nachweis der Veranlagung zur Staatseinkommensteuer, bezw. zu einem fingierten Normalsteuersatze von mindestens 4 Mk., oder an den Betrieb eines stehenden Gewerbes als Haupterwerbsquelle und, in Städten mit mehr als 1000 Einwohnern, mit wenigstens 2 Gesellen. Anderwärts sind die Anforderungen noch weit höhere. (Paul Schön, Das Recht der Kommunalverbände in Preußen, Leipzig 1897, S. 85 f., 102 f.)

Ausdehnung des städtischen Wahlrechts das Wort zu reden, für deren Gefahren ich wahrhaftig nicht blind bin. Auch sind die Ergebnisse der amerikanischen Großstadtdemokratie im allgemeinen nicht gerade einladend. Immerhin, wer herrschen will, der lerne sich vergessen! Will man das Vorrecht der Besitzenden, besonders auch der städtischen Grundbesitzer[1]), ungeschmälert aufrecht erhalten, so dürfte es sich rechtfertigen, sie auch in höherem Maße als bisher zur Tragung der Gemeindelasten heranzuziehen. Die seitens des Reiches angebahnte Abschaffung der städtischen Octrois ist von diesem Standpunkte aus nur mit Genugthuung zu begrüßen. Kann es doch nicht schwer fallen, durch wirksamere Besteuerung der regelmäßig ohne wesentliches Verdienst der damit Beglückten, lediglich infolge der großstädtischen Entwicklung lawinenartig anschwellenden Grundrente[2]) oder sonstiger gewerblicher Konjunkturgewinne[3]) für den befürchteten Ausfall reichlichen Ersatz zu finden.

---

[1]) So müssen z. B. nach § 3 des Dresdener Ortsstatutes von 72 Stadtverordneten 36, also die Hälfte, „mit Wohnhäusern im Gemeindebezirke ansässig" sein, nach § 6 des Chemnitzer Ortsgesetzes 30 von 57. (Sammlung der Ortsgesetze, Regulative u. s. w. der Stadt Dresden, 1. Teil, Dresden 1894, S. 2, und Berichte über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz auf das Jahr 1899, S. 218 f.) Ähnlich steht es in Preußen. In den östlichen Provinzen, dem Reg.-Bez. Wiesbaden, in Westfalen, der Rheinprovinz „muß mindestens die Hälfte der Stadtverordneten aus Hausbesitzern (Eigentümern, Nießbrauchern und solchen, die ein erbliches Besitzrecht haben), in Kurhessen aus hochbesteuerten Ortsbürgern bestehen". (Schön, Das Recht der Kommunalverbände, S. 102.) Doch dürfte damit die thatsächliche Einflußsphäre des Grundbesitzes in der Stadtverwaltung noch keineswegs hinreichend charakterisiert sein.

[2]) Ich verweise auf W. Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2. Bd., S. 238 ff., „Die Grundrentenbildung in den Städten", weiter auf Paul Voigt, Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten, 1. Teil, Jena 1901, endlich auf die vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Neuen Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland, insbesondere Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. XCIV und XCVII.

[3]) Die sächsischen Städte Leipzig, Dresden und Chemnitz haben auf eine

Ein Blick in das Statistische Jahrbuch deutscher Städte lehrt, wie mannigfaltig die Zwecke sind, auf die jene wachsenden Ausgaben verwendet werden. Nur einen verhältnismäßig geringen Bruchteil des Gesamtaufwandes verschlingen die eigentlichen Verwaltungskosten. Dagegen sind besonders wichtige Posten Schul- und Armenwesen. Und dazu treten die verschiedenen Zweige der Gesundheits- und Wohlfahrtspflege. So entfielen beispielsweise von den Gesamtausgaben in Höhe von 98,7 Mill. Mk. des Berliner Stadthaushaltes im Etatsjahre 1899/1900 auf Verwaltung und Polizei zusammen nur 15,7 Mill. Mk., auf die Unterrichtsverwaltung 19,2 Mill. Mk., das Armenwesen 11,4 Mill. Mk., auf Krankenhäuser und Gesundheitspflege 6,4 Mill. Mk., die gesamte Bauverwaltung 21,14 Mill. Mk., die Kanalisation 12,5 Mill. Mk., auf Straßenbeleuchtung, Reinigung und Besprengung 3,7 Mill. Mk. u. s. w. Die Wasserwerke, Gasanstalten, Markthallen, Schlachthöfe u. s. w. ergaben Einnahmenüberschüsse. Daß in der neuen Welt im allgemeinen dieselben Tendenzen obwalten, ergiebt sich aus der vom Labor Department zu Washington seit einigen Jahren regelmäßig veröffentlichten Städtestatistik, die auch bei uns Nachahmung finden sollte. Ja, es ist unter dem Einflusse eines eifersüchtigen Mißtrauens gegenüber jeder Art staatlicher Einmischung die Thätigkeit der Lokalverbände eher noch ausgedehnter — ich erinnere z. B. an die großartige Förderung der Volksbibliotheken, die Fürsorge für die öffentlichen Parks — wenn ihr auch andererseits der fanatische Glaube der Nation an

---

besondere Gewerbebesteuerung augenblicklich so gut wie ganz verzichtet. Chemnitz erhebt eine Steuer vom Gewerbebetrieb im Umherziehen, deren Ertrag sich auf 0,14 Proz. der Gesamtsteuerleistung beläuft. (Statistisches Jahrbuch deutscher Städte, 10. Jahrgang 1902, S. 427, und Bericht über die Verwaltung der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz auf das Jahr 1899, S. 44.)

die Wunderkraft der persönlichen Initiative etwas entgegenwirkt.[1])

So erfreulich nun aber auch schon heute das Geleistete ist, so kommt im Kreise fortschrittlich Denkender doch immer mehr die Erkenntnis zum Durchbruch, daß die moderne Stadtgemeinde noch längst nicht am Ende ihrer sozialpolitischen Laufbahn angelangt ist, daß vielmehr gerade das durch die neueste großstädtische Entwicklung geschaffene „Stadtproblem" mehr oder weniger erst seiner Lösung harrt. Es besteht darin, den ständig anwachsenden Millionen großstädtischer Bevölkerung die Bedingungen für die Wahrung voller physischer Kraft und geistig-sittlicher Wohlfahrt zu schaffen, um ihre Entartung zu verhindern; weiter, nach Möglichkeit den schroffen Gegensatz zwischen arm und reich zu überbrücken, den die dauernde Zuwanderung proletarischer Volksmassen auf der einen Seite, auf der anderen die schnelle Bereicherung städtischer Grundbesitzer, die Niederlassung wohlhabender Vertreter von Gewerbe und Handel und endlich das Aufkommen einer industriellen Rentnerklasse in unseren modernen Riesenstädten immer aufs neue erzeugt.

Wie umfassend die Ziele sind,[2]) die eine erleuchtete Stadtverwaltung sich gerade in unseren Tagen erfolgreich setzen mag, kann hier auch nicht einmal andeutungsweise erörtert

[1]) Bulletin of the Department of Labor, No. 42, September 1902, Washington 1902, p. 881 ff. Die Übersichten erscheinen seit 1899. Ein vergleichender Rückblick würde sich noch nicht lohnen. Den Höhepunkt des augenblicklich Geleisteten dürfte die Thätigkeit der Bostoner Stadtverwaltung repräsentieren. Vergl. über sie den reichhaltigen Annual Report of the Executive Department of the City of Boston for the year 1900, Vol. I u. II. Boston 1901.

[2]) Zur Orientierung verweise ich auf E. Hugo, Die deutsche Städteverwaltung, ihre Aufgaben auf den Gebieten der Volkshygiene, des Städtebaues und des Wohnungswesens, Stuttgart 1901, und Adolf Damaschke, Aufgaben der Gemeindepolitik, 4. Aufl., Jena 1901.

werden. Wenige Worte nur müssen genügen. Durch die Begründung und den weiteren Ausbau gemeinwirtschaftlicher Anstalten zur Befriedigung wichtiger Massenbedürfnisse, wie Wasserleitung und Kanalisation, Gasanstalten und Elektrizitätswerke, Markthallen und Schlachthöfe, Badehäuser, Straßenbahnen u. s. w., sowie ihre Verwaltung vorwiegend im Interesse des Gemeinwohles, namentlich aber auch durch die bauliche Umwandlung der modernen Großstadt und ihre Fortbildung mit besonderer Rücksicht auf die sog. „Wohnungsfrage", wird die erste der oben genannten Aufgaben in Angriff zu nehmen sein. So manches ist in jüngster Zeit schon geschehen; mehr noch, vor allem auf baulichem Gebiete, bleibt zu thun. Wirksame Hilfe kann da, wie schon Bücher hervorgehoben, nur gebracht werden, „wenn die Gemeinde aufhört, das Bauen und Vermieten als reines Privatgeschäft zu betrachten, wenn sie den Grund und Boden ihres Weichbildes der Gewinnspekulation entzieht und wenn sie den Grad der Ausnützung, welchen dieser Boden für Wohnzwecke erfahren darf, ein für allemal vorschreibt." Und sollte schließlich, wie derselbe Denker betont, ein Hausbesitzer, der eine für ihren Zweck unbrauchbare oder durch Feuchtigkeit, Mangel an Luft und Licht gesundheitsschädliche Wohnung vermietet, nicht genau so strafbar sein, wie der Verkäufer unreifen Obstes oder verfälschter Butter?[1])

Da ist es denn tröstlich zu sehen, daß, wie eine kürzlich veröffentlichte Tabelle des Bremischen Statistischen Amtes wieder veranschaulicht, die großindustrielle Entwicklung an sich einer Besserung unserer Wohnungsverhältnisse keinesfalls im Wege steht. Zeigt sie doch, daß die auf ein Wohnhaus entfallende durchschnittliche Bewohnerzahl in den typischen Industriezentren

[1]) Bücher, Die wirtschaftlichen Aufgaben der modernen Stadtgemeinde, S. 15, 17 f.

mit nichten eine besonders hohe ist. Städten, wie Charlottenburg mit durchschnittlich 52,50 Bewohnern auf das bewohnte Haus, Berlin mit 50,07, Breslau mit 40,70, Posen mit 39,12, Stettin mit 38,54 stehen als entgegengesetzte Extreme gegenüber Bremen mit nur 7,84, Köln mit 15,82, Straßburg mit 16,97 Bewohnern, aber auch Krefeld mit 13,96, Aachen mit 17,44, Bremen mit 18,36, Essen mit 18,73, Elberfeld mit 18,87, Duisburg mit 19,49, Dortmund mit 19,86, Städte, die selbst Stuttgart mit 21,06 und Kassel mit 24,89 hinter sich lassen. Abermals tritt uns der oft berührte kulturelle Gegensatz zwischen Ost und West entgegen. Schon ein Vergleich zwischen Berlin und Hamburg spiegelt ihn wieder. Denn während Berlin die Hansestadt in der Zahl der Wohnhäuser nur um etwa 1/4 überragt, ist es ihm an Einwohnern um mehr als das 2 1/2fache überlegen. Auch die sächsischen Großstädte Leipzig (27,84), Dresden (28,68) und Chemnitz (30,14) lassen in dieser Hinsicht zu wünschen übrig. [1])

Weit schwieriger ist die Überbrückung der sozialen Gegensätze; denn sie ist nicht durch diese oder jene Einzelmaßregel zu erreichen. Gelingen kann sie nur, wenn die ganze Stadtverwaltung von dem Geiste ausgleichender Gerechtigkeit getragen

[1]) Mitteilungen des Bremischen Statistischen Amts im Jahre 1902, Nr. 2, S. 16. Selbstverständlich ist damit nur eine einzelne Seite der „Wohnungsfrage" beleuchtet. Allerdings eine sehr wichtige, denn je kleiner die einzelne Wohnung, desto unerfreulicher ihre Zusammendrängung mit zahlreichen anderen in eine Mietskaserne, wo sich ein wirkliches Familienleben nur ausnahmsweise entwickeln kann. Daß das Vorherrschen des Einfamilienhauses allein günstige Wohnungsverhältnisse noch nicht verbürgt, ergiebt sich aus Wilh. Böhmerts Beiträgen zur bremischen Wohnungsstatistik (Mitteilungen des Bremischen Statistischen Amts im Jahre 1903, Nr. 1.) Vergleichende Übersichten zeigen jedoch abermals, daß überfüllte Wohnungen im Westen weit seltener als im Osten. Frankfurt und Köln, Essen und Bremen stehen wiederum Königsberg und Posen, Berlin und Breslau, Halle und Magdeburg gegenüber.

ist und beseelt von dem ernsten Bestreben, „alles zu vermeiden, was die soziale Scheidung der Klassen irgendwie vergrößern und verschärfen, und alles zu thun, was den Gemeinsinn der Stadtbewohner wecken und stärken" könnte. Ist solche Gesinnung einmal vorhanden, dann ergiebt sich ihre Bethätigung fast von selbst. Sie wird zum Ausdruck kommen zunächst in der wohlwollenden Stellungnahme der Stadtverwaltung ihren eigenen Arbeitern gegenüber; nächstdem in der verständnisvollen Wahrnehmung der Interessen auch jener, mit deren Arbeitgebern sie über städtische Lieferungen zu verhandeln hat; endlich in warmherziger Fürsorge für das Wohl der ärmeren Bevölkerungsschichten überhaupt, insbesondere in der Organisation der Arbeitsvermittlung, der Ausgestaltung der Arbeitslosenunterstützung, der Förderung der Arbeiterversicherung u. s. w.

Wie sehr aber zu solcher Sozialpolitik gerade die Leiter unserer deutschen Großstädte berufen sind, ergiebt sich schon aus deren sozialer Struktur. Zwar zeichnen sie sich, wie man vielleicht erwarten könnte, nicht durch das Vorherrschen des Großbetriebes, sondern viel mehr durch die starke Vertretung der mittelgroßen Betriebe aus, was in der Hauptsache wohl darauf zurückzuführen ist, daß gewisse Gewerbe mit den größten Betrieben, wie Bergbau und Hüttenwesen oder die Industrie der Steine und Erden ihrer Natur nach in den Großstädten wenig vorkommen, andere vielfach an deren Peripherie, in den Vororten nisten, die politisch außerhalb des Stadtkreises stehen.[1])

[1]) Gewerbe und Handel im deutschen Reiche (Statistik des deutschen Reiches, N. F. Bd. 119), S. 223 f. Es entfallen nämlich von 100 Gewerbthätigen auf Mittelbetriebe in den Großstädten 33,0, im Reiche 23,9, auf Großbetriebe 28,6 bezw. 29,6. Doch übertrifft trotzdem der durchschnittliche Betriebsumfang in den Großstädten den im Reiche (3,9 gegenüber 3,3 Personen auf einen Betrieb) und ragt in einzelnen Städten, besonders in Dortmund, Chemnitz, Barmen, Aachen, Düsseldorf, Nürnberg, Dresden, Leipzig, Stuttgart Bremen,

Dennoch umfassen jene heute zusammengenommen mehr „Arbeiter", als irgend welche andere städtische Größenkategorie, während sie noch 1882 an letzter Stelle standen. Und auch der Anteil der Arbeiter an der Gesamtzahl aller großstädtischen Erwerbsthätigen ist bis 1895 von 61,6 Proz. auf 67,3 Proz. gewachsen. Daß unterdessen die Verhältniszahl der Selbständigen von 32,0 Proz. auf 24,3 Proz. gesunken, wäre doppelt zu bedauern, würde dieser Ausfall nicht einigermaßen durch die Zunahme der Angestellten von 6,4 Proz. auf 8,5 Proz. ausgeglichen, von deren Gesamtbestand sich gegenwärtig 1/3 in den Großstädten angesammelt hat.[1] Diese aufsteigende Klassenbewegung durch geeignete Maßnahmen zu befördern und damit an dem Aufbau eines neuen großstädtischen Mittelstandes auf industrieller Basis verständnisvoll teilzunehmen, scheint mir eine Aufgabe der modernen Stadtverwaltung zu sein, deren Größe gar nicht überschätzt werden kann.

In dem Maße nun, als so das moderne „Stadtproblem" seiner zeitgemäßen Lösung entgegengeht, wird sich auch manch unberechtigtes Vorurteil gegen die Großstadt verlieren. Nicht mehr wird sie dem Dichter als ein „Moloch" erscheinen können, der grausam Opfer über Opfer fordert, sondern als die Bahnbrecherin des Fortschrittes,

Eröffnend Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen,
Allwo verbringt, umrungen von Gefahr,
Wohl Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

---

sogar bedeutend über den Reichsdurchschnitt hinaus, während Altona, Königsberg, Breslau dahinter zurückbleiben. Die Zunahme des Betriebsumfanges seit 1882 ist eine universelle Erscheinung, sie tritt besonders stark in Nürnberg, Köln, Dresden, Stuttgart und Bremen hervor.

[1]) Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes, S. 98 ff.

Und gerade als ein Herd fortgeschrittenster Kultur wirkt sie weit über sich selbst hinaus. Nicht nur im wirtschaftlichen Sinne, etwa durch „Urbanisierung" unseres Bedarfes, unserer Wohnung und Kleidung, unseres ganzen materiellen Lebens. Viel mehr noch, wie mir scheinen will, als wichtigste Produktionsstätte geistiger Werte. Sollte es nicht vielleicht die Tendenz jener industriellen Abwanderung sein, die Großstadt immer mehr zur typischen Heimstätte höchst vergeistigter Berufsthätigkeit zu erheben? Man könnte daran denken. Sind doch schon heute Buch-, Stein- und Zinkdruck, Schriftgießerei und Holzschnitt, Zeitungsredaktion und Spedition, Buch-, Kunst- und Musikalienhandel, Malerei und Bildhauerei, gelehrte und künstlerische Berufe aller Art in den deutschen Großstädten vier, fünf und mehrmal häufiger vertreten als im Durchschnitt des Reiches, und sie würden es wohl noch öfter sein, wirkte dem nicht ein wenig die akademische Dezentralisation entgegen. Aber noch etwas anderes möchte ich erwähnen.

Stadtluft macht frei, hieß es im Mittelalter. Das Wort gilt auch heute wieder von der Großstadt, in anderer Bedeutung freilich. Denn was zieht wohl die Leute magisch in ihren Bann? Zugegeben, in erster Linie die Aussicht auf wirtschaftliche Erfolge und daneben die kindliche Hoffnung auf ungekannte Genüsse, von denen man in der Ferne hat munkeln hören. Daneben aber doch auch noch etwas Höheres, wie jüngst mit Recht schon von anderer Seite betont worden ist: das Bedürfnis nach individueller Freiheit, das Sehnen nach ungebundener Bethätigung der Persönlichkeit, nach Unabhängigkeit von Sippe und Nachbarschaft und Herrschaft. Wer hätte in der Großstadt noch nicht den eigenen Reiz empfunden, sich im Unendlichen zu verlieren und dabei sich selber erst recht zu finden? Der moderne Student weiß davon zu erzählen. Und wäre die heutige Frauenemanzipation ohne die

Großstadt auch nur denkbar? Über der Freiheit aber kommt noch ein anderes Prinzip zu seinem Rechte, das allen Emporstrebenden teuer ist: die Gleichheit, so wenig dies angesichts der die Großstadt beherrschenden Klassengegensätze auf den ersten Blick auch einleuchten mag. Und dennoch! Wie schrumpfen hier die alten ländlichen Standesunterschiede zusammen, die in manchen Gegenden auch bei uns noch so mächtig sind. Die große Zahl ist es, die sie erdrückt. Und über der starren Geburtsaristokratie erheben sich unmerklich die neuen beweglichen des Geistes, des Geldes, der Arbeit. Wie schnell vergißt die Großstadt; ein Glück für jene, die ein neues Leben beginnen wollen. Selbst vor den Geschlechtern macht ihre nivellierende Kraft nicht Halt. Und wie sie dem ungefügen Manne den feingeschnittenen Kopf mit dem sinnenden Blicke, den beweglichen Leib mit den schmalen, nervösen Händen verlieh, schuf sie ein selbstbewußtes Weib mit der fast männlichen Figur, dem energischen Munde und den etwas kühlen, doch so klugen und wissenden Augen.

Kein Zweifel, die Großstadt erzeugt neue Menschen, Wesen, deren hervorstechender Charakterzug höchste geistige Wachheit, deren Daseinsprinzip größte Lebensintensität in Arbeit und Genuß geworden ist. Denn, was die Existenz unserer Vorfahren so maßgebend bestimmte und sie in engen Schranken hielt, die Distanz des Raumes, in der Großstadt scheint sie überwunden, wo die Güter der ganzen Welt ausgebreitet liegen, so daß man nur die Hände danach auszustrecken braucht, und wo die wundersamsten Verkehrsmittel dem in die Fernen strebenden Geiste Flügel verleihen. Gerade darum aber ist wohl auch nie zuvor die Flüchtigkeit der Zeit deutlicher empfunden worden und nie das Bemühen lebhafter gewesen, durch Zusammendrängen eines Höchstmaßes von Arbeitsleistung in die kleinste Spanne Zeit Muße zu gewinnen für die der gesteigerten

Reizempfänglichkeit entsprechende größere Mannigfaltigkeit der Genüsse. Die Gefahr der Überspannung und Überreizung fehlte da nicht. Ein Rückschlag mußte kommen. Und indem der moderne Großstädter gewissermaßen städtisches Leben zur höchsten Potenz erhob, erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Lande.

Nicht der Ländler mit seinem dämmerhaften Bewußtsein, der Städter, der Großstädter war es, der das Land ästhetisch entdeckte. Nur er besaß die verfeinerten Organe, um seine eigenartige Schönheit zu würdigen, und die große Sehnsucht im Herzen, um sie gierig in sich aufzusaugen. Beweis: Die Geschichte der modernen Malerei. Denn, was uns auch die großen Meister der Vergangenheit geschenkt, die Landschaft gehört recht eigentlich unserer Zeit. Erst die Schule von Fontainebleau und die Boys of Glasgow, die Worpsweder und die Karlsruher haben uns ihre intimen Reize enthüllt, und auch die vollendetsten Werke Ruysdaels und Hobbemas könnten uns ihre stimmungsvollen Bilder nicht mehr ersetzen.

So hat denn der Zug in die Stadt den Zug nach dem Lande erzeugt. Und es will mir scheinen, als wenn der im Mittelalter entstandene Gegensatz zwischen beiden, den die neuere wirtschaftliche Entwicklung mehr und mehr ökonomisch ausgeglichen, nunmehr auch kulturell verschwinden, Stadt und Land, sich mit ihrem Wesen wechselseitig durchdringend, wieder zu einer höheren Einheit verschmelzen sollten. Liegt nicht am Ende hierin das Heilmittel für so manches unserer Leiden? Wird doch vielleicht dereinst das Jahr 1859 für epochemachend gelten, in dem sich William Morris in Upton bei Bexley von Philipp Webb sein neues Haus erbauen ließ, das Burne Jones dekorierte, jenes Haus, „das der Typus ist des modernen Familienhauses, das fern vom Getriebe der City städtischen Komfort mit ländlicher Einfachheit verbindet“.

Bei uns ist diese Bewegung ja erst in ihren Anfängen, weit fortgeschritten dagegen in den Vereinigten Staaten, wo so viele Großstädter bereits heute den größten Teil des Jahres mit ihren Familien in Landhäusern wohnen und die verlassenen Farmen des städtereichen Neuenglands von naturfreudigen Bürgern neu besiedelt werden. Und damit kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück, zu dem Volke, das uns so vieles verdankt und sich nun anschickt, in seiner Münze zurückzuzahlen. Mögen wir lernen, ebenso gute Schüler zu sein, wie wir Lehrer gewesen, dann wird sich auch an uns erfüllen das Schriftwort, das Thomas Jefferson über eine der Pforten der von ihm gegründeten Universität von Virginia setzen ließ. Es lautet: „*Καὶ γνώσεσθε τὴν ἀλήθειαν, καὶ ἡ ἀλήθεια ἐλευθερώσει ὑμᾶς.*“ Zu deutsch: „Und dann werdet Ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird Euch frei machen.“

Die
Großstädte und das Geistesleben

von

Dr. Simmel,
a. o. Professor an der Universität Berlin.

Die tiefsten Probleme des modernen Lebens quellen aus dem Anspruch des Individuums, die Selbständigkeit und Eigenart seines Daseins gegen die Übermächte der Gesellschaft, des geschichtlich Ererbten, der äußerlichen Kultur und Technik des Lebens zu bewahren — die letzterreichte Umgestaltung des Kampfes mit der Natur, den der primitive Mensch um seine leibliche Existenz zu führen hat. Mag das 18. Jahrhundert zur Befreiung von allen historisch erwachsenen Bindungen in Staat und Religion, in Moral und Wirtschaft aufrufen, damit die ursprünglich gute Natur, die in allen Menschen die gleiche ist, sich ungehemmt entwickele; mag das 19. Jahrhundert neben der bloßen Freiheit die arbeitsteilige Besonderheit des Menschen und seiner Leistung fordern, die den Einzelnen unvergleichlich und möglichst unentbehrlich macht, ihn dadurch aber um so enger auf die Ergänzung durch alle anderen anweist; mag Nietzsche in dem rücksichtslosesten Kampf der Einzelnen oder der Sozialismus gerade in dem Niederhalten aller Konkurrenz die Bedingung für die volle Entwicklung der Individuen sehen — in alledem wirkt das gleiche Grundmotiv: der Widerstand des Subjekts, in einem gesellschaftlich-technischen Mechanismus nivelliert und verbraucht zu werden. Wo die Produkte des spezifisch modernen Lebens nach ihrer Innerlichkeit gefragt werden, sozusagen der Körper der Kultur nach seiner Seele — wie mir dies heut gegenüber unseren Großstädten obliegt — wird die Antwort der Gleichung nachforschen müssen, die solche Gebilde zwischen den

14*

individuellen und den überindividuellen Inhalten des Lebens stiften, den Anpassungen der Persönlichkeit, durch die sie sich mit den ihr äußeren Mächten abfindet.

Die psychologische Grundlage, auf der der Typus großstädtischer Individualitäten sich erhebt, ist die Steigerung des Nervenlebens, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht. Der Mensch ist ein Unterschiedswesen, d. h. sein Bewußtsein wird durch den Unterschied des augenblicklichen Eindrucks gegen den vorhergehenden angeregt; beharrende Eindrücke, Geringfügigkeit ihrer Differenzen, gewohnte Regelmäßigkeit ihres Ablaufs und ihrer Gegensätze verbrauchen sozusagen weniger Bewußtsein, als die rasche Zusammendrängung wechselnder Bilder, der schroffe Abstand innerhalb dessen, was man mit einem Blick umfaßt, die Unerwartetheit sich aufdrängender Impressionen. Indem die Großstadt gerade diese psychologischen Bedingungen schafft — mit jedem Gang über die Straße, mit dem Tempo und den Mannigfaltigkeiten des wirtschaftlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens — stiftet sie schon in den sinnlichen Fundamenten des Seelenlebens, in dem Bewußtseinsquantum, das sie uns wegen unserer Organisation als Unterschiedswesen abfordert, einen tiefen Gegensatz gegen die Kleinstadt und das Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes. Daraus wird vor allem der intellektualistische Charakter des großstädtischen Seelenlebens begreiflich, gegenüber dem kleinstädtischen, das vielmehr auf das Gemüt und gefühlsmäßige Beziehungen gestellt ist. Denn diese wurzeln in den unbewußteren Schichten der Seele und wachsen am ehesten an dem ruhigen Gleichmaß ununterbrochener Gewöhnungen. Der Ort des Verstandes dagegen sind die durchsichtigen, bewußten, obersten Schichten unserer

Seele, er ist die anpassungsfähigste unserer inneren Kräfte; er bedarf, um sich mit dem Wechsel und Gegensatz der Erscheinungen abzufinden, nicht der Erschütterungen und des inneren Umgrabens, wodurch allein das konservativere Gemüt sich in den gleichen Rhythmus der Erscheinungen zu schicken wüßte. So schafft der Typus des Großstädters, — der natürlich von tausend individuellen Modifikationen umspielt ist — sich ein Schutzorgan gegen die Entwurzelung, mit der die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen: statt mit dem Gemüte reagiert er auf diese im wesentlichen mit dem Verstande, dem die Steigerung des Bewußtseins, wie dieselbe Ursache sie erzeugte, die seelische Prärogative verschafft; damit ist die Reaktion auf jene Erscheinungen in das am wenigsten empfindliche, von den Tiefen der Persönlichkeit am weitesten abstehende psychische Organ verlegt. Diese Verstandesmäßigkeit, so als ein Präservativ des subjektiven Lebens gegen die Vergewaltigungen der Großstadt erkannt, verzweigt sich in und mit vielfachen Einzelerscheinungen. Die Großstädte sind von jeher die Sitze der Geldwirtschaft gewesen, weil die Mannigfaltigkeit und Zusammendrängung des wirtschaftlichen Austausches dem Tauschmittel eine Wichtigkeit verschafft, zu der es bei der Spärlichkeit des ländlichen Tauschverkehrs nicht gekommen wäre. Geldwirtschaft aber und Verstandesherrschaft stehen im tiefsten Zusammenhange. Ihnen ist gemeinsam die reine Sachlichkeit in der Behandlung von Menschen und Dingen, in der sich eine formale Gerechtigkeit oft mit rücksichtsloser Härte paart. Der rein verstandesmäßige Mensch ist gegen alles eigentlich Individuelle gleichgültig, weil aus diesem sich Beziehungen und Reaktionen ergeben, die mit dem logischen Verstande nicht auszuschöpfen sind — gerade wie in das Geldprinzip die Individualität der Erscheinungen nicht eintritt.

Denn das Geld fragt nur nach dem, was ihnen allen gemeinsam ist, nach dem Tauschwert, der alle Qualität und Eigenart auf die Frage nach dem bloßen Wieviel nivelliert. Alle Gemütsbeziehungen zwischen Personen gründen sich auf deren Individualität, während die verstandesmäßigen mit den Menschen wie mit Zahlen rechnen, wie mit an sich gleichgültigen Elementen, die nur nach ihrer objektiv abwägbaren Leistung ein Interesse haben — wie der Großstädter mit seinen Lieferanten und seinen Abnehmern, seinen Dienstboten und oft genug mit den Personen seines gesellschaftlichen Pflichtverkehrs rechnet, im Gegensatz zu dem Charakter des kleineren Kreises, in dem die unvermeidliche Kenntnis der Individualitäten ebenso unvermeidlich eine gemütvollere Tönung des Verhaltens erzeugt, ein Jenseits der bloß objektiven Abwägung von Leistung und Gegenleistung. Das Wesentliche auf wirtschaftspsychologischem Gebiet ist hier, daß in primitiveren Verhältnissen für den Kunden produziert wird, der die Ware bestellt, so daß Produzent und Abnehmer sich gegenseitig kennen. Die moderne Großstadt aber nährt sich fast vollständig von der Produktion für den Markt, d. h. für völlig unbekannte, nie in den Gesichtskreis des eigentlichen Produzenten tretende Abnehmer. Dadurch bekommt das Interesse beider Parteien eine unbarmherzige Sachlichkeit, ihr verstandesmäßig rechnender wirtschaftlicher Egoismus hat keine Ablenkung durch die Imponderabilien persönlicher Beziehungen zu fürchten. Und dies steht offenbar mit der Geldwirtschaft, die in den Großstädten dominiert, und hier die letzten Reste der Eigenproduktion und des unmittelbaren Warentausches verdrängt hat und die Kundenarbeit täglich mehr reduziert —, in so enger Wechselwirkung, daß niemand zu sagen wüßte, ob zuerst jene seelische, intellektualistische Verfassung auf die Geldwirtschaft hindrängte, oder ob diese der bestim-

mende Faktor für jene war. Sicher ist nur, daß die Form des großstädtischen Lebens der nährendste Boden für diese Wechselwirkung ist; was ich nur noch mit dem Ausspruch des bedeutendsten englischen Verfassungshistorikers belegen will: im Verlauf der ganzen englischen Geschichte habe London niemals als das Herz von England gehandelt, oft als sein Verstand und immer als sein Geldbeutel!

An einem scheinbar unbedeutenden Zuge auf der Oberfläche des Lebens vereinigen sich, nicht wenig charakteristisch, dieselben seelischen Strömungen. Der moderne Geist ist mehr und mehr ein rechnender geworden. Dem Ideale der Naturwissenschaft, die Welt in ein Rechenexempel zu verwandeln, jeden Teil ihrer in mathematischen Formeln festzulegen, entspricht die rechnerische Exaktheit des praktischen Lebens, die ihm die Geldwirtschaft gebracht hat; sie erst hat den Tag so vieler Menschen mit Abwägen, Rechnen, zahlenmäßigem Bestimmen, Reduzieren qualitativer Werte auf quantitative ausgefüllt. Durch das rechnerische Wesen des Geldes ist in das Verhältnis der Lebenselemente eine Präzision, eine Sicherheit in der Bestimmung von Gleichheiten und Ungleichheiten, eine Unzweideutigkeit in Verabredungen und Ausmachungen gekommen — wie sie äußerlich durch die allgemeine Verbreitung der Taschenuhren bewirkt wird. Es sind aber die Bedingungen der Großstadt, die für diesen Wesenszug so Ursache wie Wirkung sind. Die Beziehungen und Angelegenheiten des typischen Großstädters pflegen so mannigfaltige und komplizierte zu sein, vor allem: durch die Anhäufung so vieler Menschen mit so differenzierten Interessen greifen ihre Beziehungen und Bethätigungen zu einem so vielgliedrigen Organismus ineinander, daß ohne die genaueste Pünktlichkeit in Versprechungen und Leistungen das Ganze zu einem unentwirrbaren Chaos zusammenbrechen

würde. Wenn alle Uhren in Berlin plötzlich in verschiedener Richtung falschgehen würden, auch nur um den Spielraum einer Stunde, so wäre sein ganzes wirtschaftliches und sonstiges Verkehrsleben auf lange hinaus zerrüttet. Dazu kommt, scheinbar noch äußerlicher, die Größe der Entfernungen, die alles Warten und Vergebenskommen zu einem gar nicht aufzubringenden Zeitaufwand machen. So ist die Technik des großstädtischen Lebens überhaupt nicht denkbar, ohne daß alle Thätigkeiten und Wechselbeziehungen aufs pünktlichste in ein festes, übersubjektives Zeitschema eingeordnet würden. Aber auch hier tritt hervor, was überhaupt nur die ganze Aufgabe dieser Betrachtungen sein kann: daß sich von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seelen schicken läßt, daß alle banalsten Äußerlichkeiten schließlich durch Richtungslinien mit den letzten Entscheidungen über den Sinn und Stil des Lebens verbunden sind. Die Pünktlichkeit, Berechenbarkeit, Exaktheit, die die Komplikationen und Ausgedehntheiten des großstädtischen Lebens ihm aufzwingen, steht nicht nur in engstem Zusammenhange mit ihrem geldwirtschaftlichen und ihrem intellektualistischen Charakter, sondern muß auch die Inhalte des Lebens färben und den Ausschluß jener irrationalen, instinktiven, souveränen Wesenszüge und Impulse begünstigen, die von sich aus die Lebensform bestimmen wollen, statt sie als eine allgemeine, schematisch präzisierte von außen zu empfangen. Wenn auch die durch solche charakterisierten, selbstherrlichen Existenzen keineswegs in der Stadt unmöglich sind, so sind sie doch ihrem Typus entgegengesetzt, und daraus erklärt sich der leidenschaftliche Haß von Naturen wie Ruskin und Nietzsche gegen die Großstadt — Naturen, die allein in dem unschematisch eigenartigen, nicht für alle gleichmäßig präzisierbaren den Wert

des Lebens finden und denen deshalb aus der gleichen Quelle wie jener Haß der gegen die Geldwirtschaft und gegen den Intellektualismus des Daseins quillt.

Dieselben Faktoren, die so in der Exaktheit und minutenhaften Präzision der Lebensform zu einem Gebilde von höchster Unpersönlichkeit zusammengeronnen sind, wirken andrerseits auf ein höchst persönliches hin. Es giebt vielleicht keine seelische Erscheinung, die so unbedingt der Großstadt vorbehalten wäre, wie die Blasiertheit. Sie ist zunächst die Folge jener rasch wechselnden und in ihren Gegensätzen eng zusammengedrängten Nervenreize, aus denen uns auch die Steigerung der großstädtischen Intellektualität hervorzugehen schien; weshalb denn auch dumme und von vornherein geistig unlebendige Menschen nicht gerade blasiert zu sein pflegen. Wie ein maßloses Genußleben blasiert macht, weil es die Nerven so lange zu ihren stärksten Reaktionen aufregt, bis sie schließlich überhaupt keine Reaktion mehr hergeben — so zwingen ihnen auch harmlosere Eindrücke durch die Raschheit und Gegensätzlichkeit ihres Wechsels so gewaltsame Antworten ab, reißen sie so brutal hin und her, daß sie ihre letzte Kraftreserve hergeben und, in dem gleichen Milieu verbleibend, keine Zeit haben, eine neue zu sammeln. Die so entstehende Unfähigkeit, auf neue Reize mit der ihnen angemessenen Energie zu reagieren, ist eben jene Blasiertheit, die eigentlich schon jedes Kind der Großstadt im Vergleich mit Kindern ruhigerer und abwechslungsloserer Milieus zeigt.

Mit dieser physiologischen Quelle der großstädtischen Blasiertheit vereinigt sich die andere, die in der Geldwirtschaft fließt. Das Wesen der Blasiertheit ist die Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge, nicht in dem Sinne, daß sie nicht wahr-

genommen würden, wie von dem Stumpfsinnigen, sondern so, daß die Bedeutung und der Wert der Unterschiede der Dinge und damit der Dinge selbst als nichtig empfunden wird. Sie erscheinen dem Blasierten in einer gleichmäßig matten und grauen Tönung, keines wert, dem anderen vorgezogen zu werden. Diese Seelenstimmung ist der getreue subjektive Reflex der völlig durchgedrungenen Geldwirtschaft; indem das Geld alle Mannigfaltigkeiten der Dinge gleichmäßig aufwiegt, alle qualitativen Unterschiede zwischen ihnen durch Unterschiede des Wieviel ausdrückt, indem das Geld, mit seiner Farblosigkeit und Indifferenz, sich zum Generalnenner aller Werte aufwirft, wird es der fürchterlichste Nivellierer, es höhlt den Kern der Dinge, ihre Eigenart, ihren spezifischen Wert, ihre Unvergleichbarkeit rettungslos aus. Sie schwimmen alle mit gleichem spezifischem Gewicht in dem fortwährend bewegten Geldstrom, liegen alle in derselben Ebene und unterscheiden sich nur durch die Größe der Stücke, die sie von dieser decken. Im einzelnen Fall mag diese Färbung oder vielmehr Entfärbung der Dinge durch ihre Äquivalenz mit dem Gelde unmerkbar klein sein; in dem Verhältnis aber, das der Reiche zu den für Geld erwerbbaren Objekten hat, ja vielleicht schon in dem Gesamtcharakter, den der öffentliche Geist jetzt diesen Objekten allenthalben erteilt, ist er zu einer sehr merkbaren Größe angehäuft. Darum sind die Großstädte, die Hauptsitze des Geldverkehrs und in denen die Käuflichkeit der Dinge sich in ganz anderem Umfange aufdrängt, als in kleineren Verhältnissen, auch die eigentlichen Stätten der Blasiertheit. In ihr gipfelt sich gewissermaßen jener Erfolg der Zusammendrängung von Menschen und Dingen auf, die das Individuum zu seiner höchsten Nervenleistung reizt; durch die bloß quantitative Steigerung der gleichen Bedingungen schlägt dieser Erfolg in sein Gegenteil um, in diese eigentümliche Anpassungs-

erscheinung der Blasiertheit, in der die Nerven ihre letzte Möglichkeit, sich mit den Inhalten und der Form des Großstadtlebens abzufinden, darin entdecken, daß sie sich der Reaktion auf sie versagen — die Selbsterhaltung gewisser Naturen, um den Preis, die ganze objektive Welt zu entwerten, was dann am Ende die eigene Persönlichkeit unvermeidlich in ein Gefühl gleicher Entwertung hinabzieht.

Während das Subjekt diese Existenzform ganz mit sich abzumachen hat, verlangt ihm seine Selbsterhaltung gegenüber der Großstadt ein nicht weniger negatives Verhalten sozialer Natur ab. Die geistige Haltung der Großstädter zu einander wird man in formaler Hinsicht als Reserviertheit bezeichnen dürfen. Wenn der fortwährenden äußeren Berührung mit unzähligen Menschen so viele innere Reaktionen antworten sollten, wie in der kleinen Stadt, in der man fast jeden Begegnenden kennt und zu jedem ein positives Verhältnis hat, so würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbareseelische Verfassung geraten. Teils dieser psychologische Umstand, teils das Recht auf Mißtrauen, das wir gegenüber den in flüchtiger Berührung vorüberstreifenden Elementen des Großstadtlebens haben, nötigt uns zu jener Reserve, infolge deren wir jahrelange Hausnachbarn oft nicht einmal von Ansehen kennen und die uns dem Kleinstädter so oft als kalt und gemütlos erscheinen läßt. Ja, wenn ich mich nicht täusche, ist die Innenseite dieser äußeren Reserve nicht nur Gleichgültigkeit, sondern, häufiger als wir es uns zum Bewußtsein bringen, eine leise Aversion, eine gegenseitige Fremdheit und Abstoßung, die in dem Augenblick einer irgendwie veranlaßten nahen Berührung sogleich in Haß und Kampf ausschlagen würde. Die ganze innere Organisation eines derartig ausgedehnten Verkehrslebens beruht auf einem äußerst mannigfaltigen Stufenbau von

Sympathien, Gleichgültigkeiten und Aversionen der kürzesten wie der dauerndsten Art. Die Sphäre der Gleichgültigkeit ist dabei nicht so groß, wie es oberflächlich scheint; die Aktivität unserer Seele antwortet doch fast auf jeden Eindruck seitens eines anderen Menschen mit einer irgendwie bestimmten Empfindung, deren Unbewußtheit, Flüchtigkeit und Wechsel sie nur in eine Indifferenz aufzuheben scheint. Thatsächlich wäre diese letztere uns ebenso unnatürlich, wie die Verschwommenheit wahlloser gegenseitiger Suggestion unerträglich, und von diesen beiden typischen Gefahren der Großstadt bewahrt uns die Antipathie, das latente und Vorstadium des praktischen Antagonismus, sie bewirkt die Distanzen und Abwendungen, ohne die diese Art Leben überhaupt nicht geführt werden könnte: ihre Maße und ihre Mischungen, der Rhythmus ihres Auftauchens und Verschwindens, die Formen, in denen ihr genügt wird — dies bildet mit den im engeren Sinne vereinheitlichenden Motiven ein untrennbares Ganzes der großstädtischen Lebensgestaltung: was in dieser unmittelbar als Dissoziierung erscheint, ist so in Wirklichkeit nur eine ihrer elementaren Sozialisierungsformen.

Diese Reserviertheit mit dem Oberton versteckter Aversion erscheint aber nun wieder als Form oder Gewand eines viel allgemeineren Geisteswesens der Großstadt. Sie gewährt nämlich dem Individuum eine Art und ein Maß persönlicher Freiheit, zu denen es in anderen Verhältnissen gar keine Analogie giebt: sie geht damit auf eine der großen Entwicklungstendenzen des gesellschaftlichen Lebens überhaupt zurück, auf eine der wenigen, für die eine annähernd durchgängige Formel auffindbar ist. Das früheste Stadium sozialer Bildungen, das sich an den historischen, wie an gegenwärtig sich gestaltenden findet, ist dieses: ein relativ kleiner Kreis, mit starkem Abschluß gegen

benachbarte, fremde, oder irgendwie antagonistische Kreise, dafür aber mit einem um so engeren Zusammenschluß in sich selbst, der dem einzelnen Mitglied nur einen geringen Spielraum für die Entfaltung eigenartiger Qualitäten und freier, für sich selbst verantwortlicher Bewegungen gestattet. So beginnen politische und familiäre Gruppen, so Parteibildungen, so Religionsgenossenschaften; die Selbsterhaltung sehr junger Vereinigungen fordert strenge Grenzsetzung und zentripetale Einheit und kann deshalb dem Individuum keine Freiheit und Besonderheit innerer und äußerer Entwicklung einräumen. Von diesem Stadium aus geht die soziale Evolution gleichzeitig nach zwei verschiedenen und dennoch sich entsprechenden Seiten. In dem Maß, in dem die Gruppe wächst — numerisch, räumlich, an Bedeutung und Lebensinhalten — in eben dem lockert sich ihre unmittelbare innere Einheit, die Schärfe der ursprünglichen Abgrenzung gegen andere wird durch Wechselbeziehungen und Konnexe gemildert; und zugleich gewinnt das Individuum Bewegungsfreiheit, weit über die erste, eifersüchtige Eingrenzung hinaus, und eine Eigenart und Besonderheit, zu der die Arbeitsteilung in der größer gewordenen Gruppe Gelegenheit und Nötigung giebt. Nach dieser Formel hat sich der Staat und das Christentum, Zünfte und politische Parteien und unzählige andere Gruppen entwickelt, so sehr natürlich die besonderen Bedingungen und Kräfte der einzelnen das allgemeine Schema modifizieren. Es scheint mir aber auch deutlich an der Entwicklung der Individualität innerhalb des städtischen Lebens erkennbar. Das Kleinstadtleben in der Antike wie im Mittelalter legte dem Einzelnen Schranken der Bewegung und Beziehungen nach außen, der Selbständigkeit und Differenzierung nach innen hin auf, unter denen der moderne Mensch nicht atmen könnte — noch heute empfindet der Großstädter, in die

Kleinstadt versetzt, eine wenigstens der Art nach gleiche Beengung. Je kleiner ein solcher Kreis ist, der unser Milieu bildet, je beschränkter die grenzenlösenden Beziehungen zu anderen, desto ängstlicher wacht er über die Leistungen, die Lebensführung, die Gesinnungen des Individuums, desto eher würde eine quantitative und qualitative Sonderart den Rahmen des Ganzen sprengen. Die antike Polis scheint nach dieser Richtung ganz den Charakter der Kleinstadt gehabt zu haben. Die fortwährende Bedrohtheit ihrer Existenz durch Feinde von nah und fern bewirkte jenen straffen Zusammenhalt in politischer und militärischer Beziehung, jene Beaufsichtigung des Bürgers durch den Bürger, jene Eifersucht der Gesamtheit gegen den Einzelnen, dessen Sonderleben so in einem Maße niedergehalten war, für das er sich höchstens durch den Despotismus seinem Hause gegenüber schadlos halten konnte. Die ungeheure Bewegtheit und Erregtheit, die einzigartige Farbigkeit des athenischen Lebens erklärt sich vielleicht daraus, daß ein Volk von unvergleichlich individuell angelegten Persönlichkeiten gegen den steten inneren und äußeren Druck einer entindividualisierenden Kleinstadt ankämpfte. Dies erzeugte eine Atmosphäre von Gespanntheit, in der die schwächeren niedergehalten und die starken zu den leidenschaftlichsten Selbstbewährungen angereizt wurden. Und eben damit gelangte in Athen dasjenige zur Blüte, was man, ohne es genau umschreiben zu können, als „das allgemein Menschliche" in der geistigen Entwicklung unserer Art bezeichnen muß. Denn dies ist der Zusammenhang, dessen sachliche wie geschichtliche Gültigkeit hier behauptet wird: die allerweitesten und allgemeinsten Inhalte und Formen des Lebens sind mit den allerindividuellsten innig verbunden; beide haben ihr gemeinsames Vorstadium oder auch ihren gemeinsamen Gegner an engen Gestaltungen und Gruppierungen, deren Selbsterhal-

tung sie ebenso gegen das Weite und Allgemeine außer ihnen wie gegen das frei Bewegte und Individuelle innerhalb ihrer zur Wehre setzt. Wie in der Feudalzeit der „freie" Mann derjenige war, der unter Landrecht stand, d. h. unter dem Recht des größten sozialen Kreises, unfrei aber, wer sein Recht nur aus dem engen Kreise eines Feudalverbandes, unter Ausschluß von jenem, zog — so ist heute, in einem vergeistigten und verfeinerten Sinn, der Großstädter „frei" im Gegensatz zu den Kleinlichkeiten und Präjudizierungen, die den Kleinstädter einengen. Denn die gegenseitige Reserve und Indifferenz, die geistigen Lebensbedingungen großer Kreise, werden in ihrem Erfolg für die Unabhängigkeit des Individuums nie stärker gefühlt, als in dem dichtesten Gewühl der Großstadt, weil die körperliche Nähe und Enge die geistige Distanz erst recht anschaulich macht; es ist offenbar nur der Revers dieser Freiheit, wenn man sich unter Umständen nirgends so einsam und verlassen fühlt, als eben in dem großstädtischen Gewühl; denn hier wie sonst ist es keineswegs notwendig, daß die Freiheit des Menschen sich in seinem Gefühlsleben als Wohlbefinden spiegele. Es ist nicht nur die unmittelbare Größe von Bezirk und Menschenzahl, die, wegen der weltgeschichtlichen Korrelation zwischen der Vergrößerung des Kreises und der persönlichen, innerlich-äußerlichen Freiheit, die Großstadt zum Sitz der letzteren macht, sondern, über diese anschauliche Weite noch hinausgreifend, sind die Großstädte auch die Sitze des Kosmopolitismus gewesen. Vergleichbar der Form der Vermögensentwicklung — jenseits einer gewissen Höhe pflegt der Besitz sich in immer rascheren Progressionen und wie von selbst zu steigern — vergrößern sich der Gesichtskreis, die wirtschaftlichen, persönlichen, geistigen Beziehungen der Stadt, ihr ideelles Weichbild, wie in geometrischer Progression, sobald erst einmal eine gewisse Grenze überschritten

ist; jede gewonnene dynamische Ausdehnung ihrer wird zur Staffel, nicht für eine gleiche, sondern für eine größere nächste Ausdehnung, an jeden Faden, der sich von ihr aus spinnt, wachsen dann wie von selbst immer neue an, gerade wie innerhalb der Stadt das unearned increment der Bodenrente dem Besitzer durch die bloße Hebung des Verkehrs ganz von selbst wachsende Gewinne zuführt. An diesem Punkt setzt sich die Quantität des Lebens sehr unmittelbar in Qualität und Charakter um. Die Lebenssphäre der Kleinstadt ist in der Hauptsache in und mit ihr selbst beschlossen. Für die Großstadt ist dies entscheidend, daß ihr Innenleben sich in Wellenzügen über einen weiten nationalen oder internationalen Bezirk erstreckt. Weimar ist keine Gegeninstanz, weil eben diese Bedeutung seiner an einzelne Persönlichkeiten geknüpft war und mit ihnen starb, während die Großstadt gerade durch ihre wesentliche Unabhängigkeit selbst von den bedeutendsten Einzelpersönlichkeiten charakterisiert wird — das Gegenbild und der Preis der Unabhängigkeit, die der Einzelne innerhalb ihrer genießt. Das bedeutsamste Wesen der Großstadt liegt in dieser funktionellen Größe jenseits ihrer physischen Grenzen: und diese Wirksamkeit wirkt wieder zurück und giebt ihrem Leben Gewicht, Erheblichkeit, Verantwortung. Wie ein Mensch nicht zu Ende ist mit den Grenzen seines Körpers oder des Bezirkes, den er mit seiner Thätigkeit unmittelbar erfüllt, sondern erst mit der Summe der Wirkungen, die sich von ihm aus zeitlich und räumlich erstrecken: so besteht auch eine Stadt erst aus der Gesamtheit der über ihre Unmittelbarkeit hinausreichenden Wirkungen. Dies erst ist ihr wirklicher Umfang, in dem sich ihr Sein ausspricht. Dies weist schon darauf hin, die individuelle Freiheit, das logische und historische Ergänzungsglied solcher Weite, nicht nur im negativen Sinne zu verstehen, als bloße Bewegungsfreiheit und Wegfall von Vor-

urteilen und Philistrositäten; ihr Wesentliches ist doch, daß die Besonderheit und Unvergleichbarkeit, die schließlich jede Natur irgendwo besitzt, in der Gestaltung des Lebens zum Ausdruck komme. Daß wir den Gesetzen der eigenen Natur folgen — und dies ist doch Freiheit — wird uns und anderen erst dann ganz anschaulich und überzeugend, wenn die Äußerungen dieser Natur sich auch von denen anderer unterscheiden; erst unsere Unverwechselbarkeit mit anderen erweist, daß unsere Existenzart uns nicht von anderen aufgezwungen ist. Die Städte sind zunächst die Sitze der höchsten wirtschaftlichen Arbeitsteilung; sie erzeugen darin so extreme Erscheinungen, wie in Paris den einträglichen Beruf des Quatorzième: Personen, durch Schilder an ihren Wohnungen kenntlich, die sich zur Dinerstunde in angemessenem Kostüm bereit halten, um schnell herangeholt zu werden, wo sich in einer Gesellschaft 13 am Tisch befinden. Genau im Maße ihrer Ausdehnung bietet die Stadt immer mehr die entscheidenden Bedingungen der Arbeitsteilung: einen Kreis, der durch seine Größe für eine höchst mannigfaltige Vielheit von Leistungen aufnahmefähig ist, während zugleich die Zusammendrängung der Individuen und ihr Kampf um den Abnehmer den Einzelnen zu einer Spezialisierung der Leistung zwingt, in der er nicht so leicht durch einen anderen verdrängt werden kann. Das Entscheidende ist, daß das Stadtleben den Kampf für den Nahrungserwerb mit der Natur in einen Kampf um den Menschen verwandelt hat, daß der umkämpfte Gewinn hier nicht von der Natur, sondern vom Menschen gewährt wird. Denn hierin fließt nicht nur die eben angedeutete Quelle der Spezialisierung, sondern die tiefere: der Anbietende muß in dem Umworbenen immer neue und eigenartigere Bedürfnisse hervorzurufen suchen. Die Notwendigkeit, die Leistung zu spezialisieren, um eine noch nicht ausgeschöpfte Erwerbsquelle, eine nicht leicht ersetzbare

Funktion zu finden, drängt auf Differenzierung, Verfeinerung, Bereicherung der Bedürfnisse des Publikums, die ersichtlich zu wachsenden personalen Verschiedenheiten innerhalb dieses Publikums führen müssen.

Und dies leitet zu der im engeren Sinne geistigen Individualisierung seelischer Eigenschaften über, zu der die Stadt im Verhältnis ihrer Größe Veranlassung giebt. Eine Reihe von Ursachen liegt auf der Hand. Zunächst die Schwierigkeit, in den Dimensionen des großstädtischen Lebens die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Wo die quantitative Steigerung von Bedeutung und Energie an ihre Grenze kommen, greift man zu qualitativer Besonderung, um so, durch Erregung der Unterschiedsempfindlichkeit, das Bewußtsein des sozialen Kreises irgendwie für sich zu gewinnen: was dann schließlich zu den tendenziösesten Wunderlichkeiten verführt, zu den spezifisch großstädtischen Extravaganzen des Apartseins, der Kaprice, des Pretiösentums, deren Sinn gar nicht mehr in den Inhalten solchen Benehmens, sondern nur in seiner Form des Andersseins, des Sich-heraushebens und dadurch Bemerklichwerdens liegt — für viele Naturen schließlich noch das einzige Mittel, auf dem Umweg über das Bewußtsein der anderen irgend eine Selbstschätzung und das Bewußtsein, einen Platz auszufüllen, für sich zu retten. In demselben Sinne wirkt ein unscheinbares, aber seine Wirkungen doch wohl merkbar summierendes Moment: die Kürze und Seltenheit der Begegnungen, die jedem Einzelnen mit dem anderen — verglichen mit dem Verkehr der kleinen Stadt — gegönnt sind. Denn hierdurch liegt die Versuchung, sich pointiert, zusammengedrängt, möglichst charakteristisch zu geben, außerordentlich viel näher, als wo häufiges und langes Zusammenkommen schon für ein unzweideutiges Bild der Persönlichkeit im anderen sorgen.

Der tiefste Grund indes, aus dem grade die Großstadt

den Trieb zum individuellsten persönlichen Dasein nahelegt — gleichviel ob immer mit Recht und immer mit Erfolg — scheint mir dieser. Die Entwicklung der modernen Kultur charakterisiert sich durch das Übergewicht dessen, was man den objektiven Geist nennen kann, über den subjektiven, d. h., in der Sprache wie im Recht, in der Produktionstechnik wie in der Kunst, in der Wissenschaft wie in den Gegenständen der häuslichen Umgebung ist eine Summe von Geist verkörpert, deren täglichem Wachsen die geistige Entwicklung der Subjekte nur sehr unvollständig und in immer weiterem Abstand folgt. Übersehen wir etwa die ungeheure Kultur, die sich seit 100 Jahren in Dingen und Erkenntnissen, in Institutionen und Komforts verkörpert hat, und vergleichen wir damit den Kulturfortschritt der Individuen in derselben Zeit — wenigstens in den höheren Ständen — so zeigt sich eine erschreckende Wachstumsdifferenz zwischen beiden, ja in manchen Punkten eher ein Rückgang der Kultur der Individuen in Bezug auf Geistigkeit, Zartheit, Idealismus. Diese Diskrepanz ist im wesentlichen der Erfolg wachsender Arbeitsteilung; denn eine solche verlangt vom Einzelnen eine immer einseitigere Leistung, deren höchste Steigerung seine Persönlichkeit als ganze oft genug verkümmern läßt. Jedenfalls, dem Überwuchern der objektiven Kultur ist das Individuum weniger und weniger gewachsen. Vielleicht weniger bewußt, als in der Praxis und in den dunkeln Gesamtgefühlen, die ihr entstammen, ist es zu einer quantité négligeable herabgedrückt, zu einem Staubkorn gegenüber einer ungeheuren Organisation von Dingen und Mächten, die ihm alle Fortschritte, Geistigkeiten, Werte allmählich aus der Hand spielen und sie aus der Form des subjektiven in die eines rein objektiven Lebens überführen. Es bedarf nur des Hinweises, daß die Großstädte die eigentlichen Schauplätze dieser, über

alles Persönliche hinauswachsenden Kultur sind. Hier bietet sich in Bauten und Lehranstalten, in den Wundern und Komforts der raumüberwindenden Technik, in den Formungen des Gemeinschaftslebens und in den sichtbaren Institutionen des Staates eine so überwältigende Fülle krystallisierten, unpersönlich gewordenen Geistes, daß die Persönlichkeit sich sozusagen dagegen nicht halten kann. Das Leben wird ihr einerseits unendlich leicht gemacht, indem Anregungen, Interessen, Ausfüllungen von Zeit und Bewußtsein sich ihr von allen Seiten anbieten und sie wie in einem Strome tragen, in dem es kaum noch eigener Schwimmbewegungen bedarf. Andererseits aber setzt sich das Leben doch mehr und mehr aus diesen unpersönlichen Inhalten und Darbietungen zusammen, die die eigentlich persönlichen Färbungen und Unvergleichlichkeiten verdrängen wollen; so daß nun gerade, damit dieses Persönlichste sich rette, es ein Äußerstes an Eigenart und Besonderung aufbieten muß; es muß dieses übertreiben, um nur überhaupt noch hörbar, auch für sich selbst, zu werden. Die Atrophie der individuellen durch die Hypertrophie der objektiven Kultur ist ein Grund des grimmigen Hasses, den die Prediger des äußersten Individualismus, Nietzsche voran, gegen die Großstädte hegen, aber auch ein Grund, weshalb sie gerade in den Großstädten so leidenschaftlich geliebt sind, grade dem Großstädter als die Verkünder und Erlöser seiner unbefriedigtsten Sehnsucht erscheinen.

Indem man diese beiden Formen des Individualismus, die von den quantitativen Verhältnissen der Großstadt genährt werden: die individuelle Unabhängigkeit und die Ausbildung persönlicher Sonderart — nach ihrer geschichtlichen Stellung fragt, gewinnt die Großstadt einen ganz neuen Wert in der Weltgeschichte des Geistes. Das 18. Jahrhundert fand das

Individuum in vergewaltigenden, sinnlos gewordenen Bindungen politischer und agrarischer, zünftiger und religiöser Art vor — Beengungen, die dem Menschen gleichsam eine unnatürliche Form und längst ungerechte Ungleichheiten aufzwangen. In dieser Lage entstand der Ruf nach Freiheit und Gleichheit — der Glaube an die volle Bewegungsfreiheit des Individuums in allen sozialen und geistigen Verhältnissen, die sogleich in allen den gemeinsamen edlen Kern würde hervortreten lassen, wie die Natur ihn in jeden gelegt und Gesellschaft und Geschichte ihn nur verbildet hätten. Neben diesem Ideal des Liberalismus wuchs im 19. Jahrhundert, durch Goethe und die Romantik einerseits, die wirtschaftliche Arbeitsteilung andererseits, das weitere auf: die von den historischen Bindungen befreiten Individuen wollen sich nun auch von einander unterscheiden. Nicht mehr der „allgemeine Mensch" in jedem Einzelnen, sondern gerade qualitative Einzigkeit und Unverwechselbarkeit sind jetzt die Träger seines Wertes. In dem Kampf und den wechselnden Verschlingungen dieser beiden Arten, dem Subjekte seine Rolle innerhalb der Gesamtheit zu bestimmen, verläuft die äußere wie die innere Geschichte unserer Zeit. Es ist die Funktion der Großstädte, den Platz für den Streit und für die Einungsversuche beider herzugeben, indem ihre eigentümlichen Bedingungen sich uns als Gelegenheiten und Reize für die Entwicklung beider offenbart haben. Damit gewinnen sie einen ganz einzigen, an unübersehbaren Bedeutungen fruchtbaren Platz in der Entwicklung des seelischen Daseins, sie enthüllen sich als eines jener großen historischen Gebilde, in denen sich die entgegengesetzten, das Leben umfassenden Strömungen wie zu gleichen Rechten zusammenfinden und entfalten. Damit aber treten sie, mögen ihre einzelnen Erscheinungen uns sympathisch oder antipathisch berühren, ganz aus der Sphäre

heraus, der gegenüber uns die Attitüde des Richters ziemte. Indem solche Mächte in die Wurzel wie in die Krone des ganzen geschichtlichen Lebens eingewachsen sind, dem wir in dem flüchtigen Dasein einer Zelle angehören — ist unsere Aufgabe nicht, anzuklagen oder zu verzeihen, sondern allein zu verstehen.[1])

[1]) Der Inhalt dieses Vortrags geht seiner Natur nach nicht auf eine anzuführende Litteratur zurück. Begründung und Ausführung seiner kulturgeschichtlichen Hauptgedanken ist in meiner „Philosophie des Geldes" gegeben.

Die geistige Bedeutung der Großstädte.

Von

Theodor Petermann.

Große Denker pflegten ehedem sich gern in die Einsamkeit zurückzuziehen, um ihre Geistesschöpfungen ungestört und folgerichtig zu Ende zu führen. Religionsstifter suchten die Wüste auf, um sich auf ihre hohe Aufgabe würdig vorzubereiten. In Deutschland haben wir keine solchen natürlichen Isolierungsmittel. Aber die letzte große geistige Bewegung, welche von hier aus das Angesicht Europas gründlich und dauernd verändert und das alte heilige römische Reich deutscher Nation nach mehr als dreihundertjährigem Ringen, wie es scheint für alle Zeit, auseinander getrieben hat, ist einer Klosterzelle in Wittenberg entsprungen!

Auf die Klöster, nicht auf die Städte und vollends gar auf die Großstädte, die es — von Rom und Konstantinopel abgesehen — damals noch gar nicht gab, müssen wir zurückgehen, wenn wir den Anfängen eines neuen geistigen Lebens in den auf den Trümmern der alten Welt konstituierten Völkern und Staatensystemen auf die Spur kommen wollen. Die Klöster schützten damals ihre Insassen vor den Gefahren der Öde, wie des Getümmels. Wohl ist die Einsamkeit der Meditation günstig; aber sie vermag auch die Resultate derselben weder festzuhalten noch fortzubilden. Was die Anachoreten in der Thebaischen Wüste etwa geistig erarbeitet haben mögen, ist für die Welt verloren. Ihrem Denken fehlte die Arbeitsvereinigung und die Werkfortsetzung. Die Mauern von Monte Cassino, Citeaux, St. Gallen u. s. w., lauter kleine Welten für sich,

schlossen nicht nur störende Elemente aus, sondern auch gleichstrebende zusammen und erhielten, wie auf dem Herde der Vesta, den Geistesfunken glimmend, der später mit hellem Scheine die Welt erleuchten sollte.

Neben dieser geistlich-lateinischen Bildung entwickelte sich etwas später an den Königshöfen ein zweiter Bildungstypus, der fast ein Jahrtausend lang mit jener in Wettbewerb gestanden hat, nämlich der ritterlich-französische, der in den Ritterepen und der Minnepoesie zu litterarischem Ausdruck gekommen ist. Ihn trennte keine räumliche Schranke von den Städten, deren bedeutendste sich ja häufig im Anschlusse an Fürstensitze entwickelten; aber es verknüpfte ihn mit denselben auch kein festeres Band. Der Ausbildung eines solchen wirkte, neben der Isoliertheit der Rittersitze, schon der nomadische Charakter der Hofhaltungen entgegen, die teils um die fürstliche Gewalt allenthalben in Erinnerung zu halten, teils wegen der prosaischen Notwendigkeit, die wenig transportablen Naturaleinkünfte an ihren Ursprungsorte zu verzehren, Jahrhunderte lang sich nirgends bleibend niederlassen konnten.

Erst nach Anfang des zweiten Jahrtausends begannen mehrere Umstände dauernd zu Gunsten einer festeren Verbindung höherer Geisteskultur mit gewissen Städten zu wirken.

Zunächst gewann durch das Aufkommen der Bettelorden das Klosterwesen eine ganz neue Gestalt. Während die Ansiedelungen der Benediktiner, Cisterzienser ꝛc. ihre Subsistenzbedingungen in sich selbst trugen und deshalb ruhig in die Wildnis hinausrücken konnten, waren die Bettelmönche nicht nur durch ihre Aufgabe auf bestehende weltliche Ansiedelungen angewiesen, sondern ohne diese Voraussetzung überhaupt nicht existenzfähig.

Noch direkter wirkte auf die Überleitung der bisher mönchi-

schen Weisheit in die Öffentlichkeit des städtischen Lebens die sich regende weltliche Wissenschaft und vor allem die zunächst in der Form der Scholastik auftretende Philosophie. Gewiß lag der letzteren nichts ferner, als die Absicht, der Kirche Abbruch zu thun. Im Gegenteil, sie wollte derselben eine neue Stütze darbieten, wenn sie außer den Kirchenvätern auch den alten Heiden Aristoteles in den Dienst der christlichen Weisheit stellte. Ähnliches geschah in Bologna, wo man neben die Dekretalen das beiläufig gesagt, durchaus nicht heidnische, aber doch aus klassischen Bruchstücken zusammengesetzte Corpus juris des Kaisers Justinians stellte, und in Salerno, wo man den Leuten außer der Klostertradition Galens Auseinandersetzungen über den menschlichen Körper und seine Krankheiten in Erinnerung brachte. Es war der erste Schritt der Renaissance, als man so begann, die bis dahin in den Klosterbibliotheken wohl treulich gehüteten, aber wenig verwerteten Erbstücke der Weisheit des klassischen Altertums zum Mittelpunkte einer neuen Geisteskultur zu machen.

Eine besondere Bedeutung gewann hierbei die neu entstandene Universität Paris. Universität besagte ja in der alten Rechtssprache weiter nichts als juristische Person, universitas personarum soviel wie Korporation. In diesem Sinne gab es noch bis vor wenigen Jahrzehnten in Siebenbürgen eine Sächsische National-Universität, die nichts mit dem Hochschulwesen zu thun hatte. Aber als es dem systematischen Geiste der Franzosen gelungen war, die Gesamtheit der damals bekannten Wissenschaften unter dem obersten Gesichtspunkte der Philosophie zu einer Einheit zusammenzufassen, die in der Pariser Universität ihre vollständige Verkörperung fand, gewöhnte man sich, dem Worte „Universität“ zugleich den Gedanken an die Universalität des Wissens unterzulegen, und in

diesem Geiste wurden dann auch die in anderen Ländern nach Pariser Muster geschaffenen Universitäten gestaltet.

Haftete diesen Universitäten auch noch manches an, was an die alten Klosterschulen erinnerte, z. B. Internate (Bursae, Colleges), so war doch der eine wesentliche Unterschied nicht zu verkennen. Trotz des starken Anteils der Theologen, der päpstlichen Bestätigung, ließen sich die neuen Institute in den klösterlichen Rahmen nicht zurückschrauben, denn sie umfaßten neben der geistlichen auch weltliche Gelehrsamkeit und diese mußte eine Heimstätte suchen, wo alle aus den Banden des frühen Mittelalters gelösten Elemente eine solche suchten und fanden, in den Städten.

In Paris kam ihnen besonders zu statten, daß dieses durch die erfolgreich centralisierende Thätigkeit der französischen Könige frühzeitig über die Provinzialhauptstädte hinaus gehoben worden war. Man konnte Paris zu jener Zeit schon eine Großstadt nennen, die durch ihre Universität zu einer Leuchte für Westeuropa geworden und es, mit wechselndem Lichte, durch eine Reihe von Jahrhunderten geblieben ist.

Hatte in Paris die Monarchie der Großstadt vorgearbeitet, so entwickelten sich in Italien die Großstädte in Opposition gegen die Monarchie. Der Erinnerung an das römische Kaisertum setzten sie, gleichfalls aus antiker Tradition schöpfend, die Erinnerung an die römische Republik entgegen. Und die Städte siegten zuletzt. Bologna, aus dem sich Friedrich I. seine Kronjuristen geholt hatte, schlug seines Enkels Lieblingssohn Enzio in Banden, die der Vater nicht zu brechen vermochte.

Es würde einen Übergriff in andere, diesen Fragen speziell gewidmete Gedankenkreise bedeuten, wollte hier die alle verschiedenen Bevölkerungselemente der Städte zu einer Einheit zusammenfassende politische Idee des Commune und ihre Ver-

breitung über andere Länder weiter erörtert werden. Hier soll ja nur geredet werden von der geistigen Bedeutung, welche den einzelnen Städten als Sitzen der, wenigstens zum Teil weltlichen Wissenschaft erwuchs und die eine Verstärkung erhielt durch die Erfindung des Buchdrucks und die Entwickelung eines Buchhandels.

Konnte man die Anfertigung jeder Bücherabschrift, meist für einen bestimmten Besteller, als eine individuelle, wissenschaftliche und künstlerische Leistung bezeichnen, so trat an deren Stelle, durch die Einführung der Druckpresse eine, wenn auch anfänglich sehr beschränkte Massenproduktion, welche einen Markt suchte, und den mußten ihr die Städte liefern. Man konnte ja in den Klöstern auch Druckpressen aufstellen, aber es fehlte dort der Markt für ihre Produkte.

Natürlich kam für einen solchen geistigen Luxusartikel, wie ein gedrucktes Buch, als Käufer nur die Minderzahl in Betracht, die lesen konnte. Daher waren Buchdruck und Buchhandel von Anfang an auf die Großstädte hingewiesen und konnten nur in dem Maße sich auf die Kleinstädte und zuletzt aufs platte Land verbreiten, wie dieser Kreis sich erweiterte und zuletzt, infolge des allgemeinen Schulzwanges, die ganze der Kleinkinderschule entwachsene Bevölkerung umfaßte.

Trotz dieser modernen Konkurrenz der Kleinstädte und größeren Landgemeinden hat sich das Übergewicht der Großstädte in ihrer Bedeutung für Buchhandel und Buchdruck nicht etwa vermindert, sondern eher vermehrt. In Wirklichkeit haben sie nämlich nicht nur ihre Superiorität bewahrt, sondern zugleich durch das kolossale Wachstum ihrer Bevölkerung als Märkte für die Produkte der Druckpresse weit raschere Fortschritte gemacht, als das übrige Land. Die große Mehrzahl der im letzten halben Jahrhundert entstandenen kleinstädtischen Blätter

hat nur einen sehr beschränkten Abonnentenkreis, während für verschiedene großstädtische Zeitungen die alte Schnellpresse schon nicht mehr genügt, um die Auflage rechtzeitig fertig zu bringen, sondern Rotationsmaschinen zu diesem Zwecke aufgestellt werden mußten. Der Großstädter braucht eben die Zeitung nicht bloß, um über die Vorgänge in der Ferne orientiert zu sein, sondern um zu wissen, was im eigenen Orte passiert, und er ist auf das Ankündigen in den Zeitungen angewiesen, um seine Mitbürger auf das aufmerksam zu machen, was in kleinen Orten für jedermann notorisch ist oder nötigenfalls noch durch den öffentlichen Ausrufer bekannt gemacht wird.

Infolgedessen haben die großstädtischen Zeitungen auch in ihrem Annonceteile einen solchen Umfang angenommen, daß es dem größten Teile ihrer Leser rein unmöglich ist, sie durchzulesen, man sich vielmehr im allgemeinen mit bloßem Überfliegen begnügt und zufrieden giebt, wenn zweckmäßige Orientierungsmittel jedem Leser ermöglichen, in kürzester Frist das für ihn Interessante herauszufinden.

Eine weitere Folge dieser Ausführlichkeit der Großstadtpresse, die außer der Politik und den lokalen Vorkommnissen auch noch alle Gebiete des menschlichen Wissens in den Bereich ihrer Berichterstattung zieht, ist die, daß die meisten Großstädter, wenn sie ihr Blatt auch summarisch abthun, kaum noch Zeit finden, außer ihm noch irgend etwas anderes zu lesen. Der Einfluß der Großstadtpresse auf ihre Leser innerhalb und außerhalb ihres Erscheinungsortes müßte deshalb ein ungeheuerer sein (weshalb Lassalle sie das funktionierende Gehirn des Bürgertums nennt), wenn nicht ein Teil des Publikums so blasiert wäre, daß ihm ziemlich gleichgültig ist, was er liest.

Desto beachtenswerter ist ein anderer Umstand. In Friedenszeiten pflegt der größte Teil der Vorgänge von öffent-

lichem Interesse sich in den Großstädten abzuspielen. Hof- und Regierungsnachrichten, Reichs- und Landtagsberichte, im Sommer die Beschreibung von Zusammenkünften aller Art, Kunst- und Litteraturnotizen, alles kommt aus den Großstädten. Im Vergleich damit nehmen die Notizen der Kleinstadtpresse über die Vorgänge am eigenen Orte, selbst wenn in den Berichten die Wichtigkeit derselben über Gebühr aufgebauscht ist, sich doch recht dürftig aus. Der Nichtgroßstädter wird hierdurch, wenn er nicht von einem ungewöhnlich starken Selbst- und Heimatsgefühl beseelt ist, ohne sich dessen bewußt zu werden, nach und nach mit einer Vorstellung von eigener Bedeutungslosigkeit erfüllt, welche ihn völlig indolent macht und die Großstädter in der manchmal zu verblüffender Selbsttäuschung führenden Vorstellnng bestärkt: „Wir sind das Volk!“

Der mächtige Einfluß, den die Großstadtpresse im allgemeinen ausübt, legt die Frage nahe: Wer ist denn eigentlich diese Presse?

In früheren Zeiten waren die Zeitungen, soweit sie nicht bloß Nachrichten weiter trugen, das Produkt einer bestimmten Persönlichkeit. Sie hatten, so gut wie die Bücher, einen Verfasser, den „Zeitungsschreiber“, dessen Individualität sie wiederspiegelten. Als einige Typen dieser Art sei es erlaubt aus Sachsen anzuführen: den „Bienenvater“ Richter, Jäckel, den Herausgeber der „Sonne“, den „Dorfbarbier“ Stolle, den Herausgeber der „Lokomotive“ Held, denen sich leicht noch andere anreihen ließen.

Bei diesen Beispielen ist auch das bemerkenswert, daß die Zeitungen in ihrem Titel keinen Hinweis auf den Ort ihres Erscheinens enthielten, der in der That, meist klein und unbedeutend, gar nicht in Betracht kam, da das Interesse sich ganz auf die Person des Herausgebers konzentrierte.

Eine solche Zeitungsschreiberei ist heute ganz und gar unmöglich. Die großen Ansprüche, die der Leser an seine Zeitung stellt, können nur durch einen großen litterarischen Apparat von ähnlicher Kompliziertheit, wie der maschinelle ist, der sie zu Papier bringt, erzeugt werden. Die Qualität des Steuermanns, der diesen Apparat lenkt, bleibt natürlich immer eine Sache von großer Wichtigkeit, wie die des Steuermanns eines großen Ozeandampfers; aber die zahlreichen Hilfskräfte, durch deren richtiges Eingreifen allein die Maschine in regelmäßigem Gange erhalten wird, sinken fast zu Maschinenteilen herab, die leicht auszutauschen, bez. zu ersetzen sind.

Nicht minder wichtig, als diese vorwiegende Unpersönlichkeit der Großstadtpresse ist die große Kostspieligkeit ihrer Herstellung, welche nur durch einen kolossalen Absatz wett gemacht werden kann. An ein allmähliches Heraufarbeiten von kleinen Anfängen ist hier nicht zu denken, dafern es sich nicht um Parteiorgane handelt, die trotz großer Dürftigkeit von überzeugungstreuen Gesinnungsgenossen über Wasser gehalten werden. Ein großstädtisches Durchschnittsblatt kann heute von vorn herein nur mit großen Mitteln gegründet und während der Versuchszeit am Leben erhalten werden. Es bestätigt sich sonach das Wort Simmels: in den Großstädten spielt das Kapital die Hauptrolle.

Aber der Satz läßt sich auch umkehren. Das in einer Zeitung angelegte Kapital braucht heute den großstädtischen Markt, um seine Verzinsung zu finden. Den verlor beispielsweise die Brockhaussche „Deutsche Allgemeine Zeitung“, als der Wegfall der Censur das naturgemäße Entstehen großer Zeitungen in Berlin nicht länger behinderte, und die „Allgemeine Zeitung“ sah sich aus ähnlichem Grunde bewogen, von Augsburg, dessen Lage aufgehört hatte, besondere Vorteile darzubieten, nach München überzusiedeln, um für den in Wien

durch das Entstehen eigener großer Blätter daselbst verlorenen Markt wenigstens einen teilweisen Ersatz zu finden.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so wie bei dem Zeitungsverlage steht die Sache mit der Bücherproduktion. Jahrhunderte lang das einzige Objekt des Buchdrucks, der davon den Namen empfing, ist sie heutzutage zu einem relativ beschränkten Teile des typographischen Geschäfts herabgesunken, denn es bestehen zahlreiche Druckereien, die ausschließlich für Zeitungs- und Accidenzdruck, wofür sie aufs beste eingerichtet sind, arbeiten und die niemals ein Buch zu drucken haben.

Auch der Papierverbrauch für die Zwecke des Buchdrucks muß ein beschränkter genannt werden im Vergleich mit den unzähligen Ballen, welche tagtäglich von der Druckmaschine der Zeitungen verbraucht werden, für die es ohne die Aushilfe durch den Holzstoff längst an Rohmaterial fehlen würde.

Auch örtlich ist der Buchdruck viel beschränkter als der Zeitungsdruck. Es erscheinen Blätter und Blättchen, an unzähligen Orten, in denen, abgesehen vielleicht von einem Schulprogramm, einem örtlichen Reglement oder ähnlichen mehr den geschäftlichen Drucksachen zuzurechnenden Veröffentlichungen nie ein Buch gedruckt wird.

Umgekehrt haben die Großstädte als Verlagsorte wenigstens in Deutschland auf dem Gebiete des Buchhandels keine so durchschlagende Vorherrschaft, wie auf dem Gebiete des Zeitungswesens. Zu der Zeit, wo Bücherherstellung und Bücherverkauf noch nicht getrennte Geschäfte waren, lag die Sache anders. Die Aldus, die Koberger und andere berühmte Verlagsdrucker mußten ihre Geschäfte in Großstädten aufschlagen, wo sie am ehesten hoffen durften, für ihre kostspieligen und bei der geringen Zahl der Lese- bez. Lateinkundigen nur für eine Minderzahl brauchbaren Produkte Absatz zu finden. Die Rücksicht auf die

lebenden Autoren kam damals weniger in Betracht, da man ja vorläufig genug zu thun hatte, die geistige Hinterlassenschaft des Altertums und Mittelalters einem größeren Kreise zugänglich zu machen.

Von dieser lokalen Gebundenheit wurde der Verlagsdruck befreit durch die Entwicklung eines Zwischenhandels mit Büchern, worin wiederum Deutschland bahnbrechend vorangegangen ist und noch heutzutage einen Vorzug vor allen andern Ländern besitzt. Die Büchermessen und später nach der Vervollkommnung der Verkehrsmittel die Einführung regelmäßiger Tauschbeziehungen durch ständige Vermittler (Kommissionäre), machten den Verlagsdrucker, bez. als Druck- und Verlagsgeschäft sich ebenfalls zu getrennten selbständigen Unternehmungen entwickelt hatten, den Verlagsbuchhändler im Gegensatz zum Sortimenter unabhängig von der Rücksicht auf bequemsten Absatz. Er konnte jetzt seinen Geschäftssitz sich wählen mit Rücksicht auf ausschlaggebende Produktionsvorteile: Bequeme Beziehungen zu Autoren, geringere Spesen, ja nach persönlichem Wohlgefallen.

In England und noch mehr in Frankreich, wo eine solche Organisation nicht besteht, besitzen die großen Buchhandlungen der Hauptstadt nahezu ein Verlagsmonopol, während in Deutschland selbst Orte wie Lemgo, Grimma, Hildburghausen Verlagsplätze werden konnten. Die letzteren haben, während Lemgo längst verschollen ist, diese Eigenschaft erst verloren, seit der in der Geschichte der klassischen deutschen Litteratur so bedeutungsvolle Göschensche Verlag von Cotta in Stuttgart angekauft und das Bibliographische Institut nach Leipzig verlegt wurde.

Die freie Bewegung des Verlagsbuchhandels in der Wahl seines Sitzes ist speziell dem Zusammenhange des Buchhandels mit den Universitäten zu statten gekommen, deren Wirksamkeit

sich bei ihrer fortschreitenden Vermehrung durchaus nicht bloß auf die Großstädte beschränkte. Denn so anspruchslos jene meist im Anfange auftraten, einer Buchhandlung und einer Buchdruckerei konnten sie nicht wohl entraten. Man erinnere sich nur der Bedeutung Hanns Luffts, des Buchdruckers der Reformation, für Wittenberg! Und daß Jena, Göttingen, Marburg, Heidelberg, Freiburg, Tübingen, Erlangen im Verlagsbuchhandel noch heute eine beachtlichere Rolle spielen, als die Größe der Städte erwarten ließe, verdanken sie sicher ihrer Eigenschaft als Universitätsstädte.

Die sehr einfachen Vorbedingungen der Existenz einer Universität, wie sie noch im 15. bis 17. Jahrhundert bestanden, ermöglichten damals die Gründung von solchen an Orten, wo man sie heutzutage für unmöglich halten würde. Es sei nur erinnert an Altdorf, Bützow, Dillingen, Helmstädt, von denen doch namentlich das letztere zeitweilig eine ganz achtbare Stellung in der gelehrten Welt eingenommen hat. Aber damals brauchte eine Universität weder ein großes Personal, noch einen großen Apparat und hatte infolgedessen auch kein großes Budget nötig. Die geringe Spezialisierung der Wissenschaften ermöglichte es, mit einer geringen Zahl von Professoren auszukommen, deren Einkommen hauptsächlich in den von den Studenten gezahlten Honoraren bestand. Beide fanden in einer Stadt von mäßigem Umfange bequeme Unterkunft. Großer Baulichkeiten zur Aufnahme der jetzt eine so bedeutende Rolle spielenden Universitätsinstitute bedurfte es nicht. Selbst das allen Fakultäten unentbehrliche Centralinstitut, die Bibliothek, war bei der geringen Entwicklung der Litteratur nicht allzuschwer zu beschaffen. Kurz es gab nichts, was das Gedeihen einer Hochschule nicht auch in Kleinstädten und Kleinstaaten hätte möglich erscheinen lassen.

In dem Gegensatze des Damals zum Jetzt sind zugleich die Änderungen angedeutet, welche sich in den Vorbedingungen des ersprießlichen Bestehens einer Hochschule während der letztverflossenen zweihundert Jahre und namentlich im 19. Säkulum vollzogen und das Eingehen einer ganzen Anzahl kleiner deutscher Universitäten zur Folge gehabt haben.

Die Universitäten Italiens, dessen Verhältnisse auch sonst manche Analogien mit den deutschen darboten, zeigen jenen Charakter der Zersplitterung zum Teil noch heutigen Tages. Hat doch der ehemalige Kirchenstaat allein dem Königreiche Italien nicht weniger als acht Universitäten vererbt, die Hälfte an kleinen Orten wie Macerata, Fermo, Urbino, Foligno.

Die Schweizer Universitäten sind durchweg neuen Datums. Sie haben ihren Sitz in Kantonalhauptstädten; aber der Großstadtgedanke spielte bei ihrer Gründung keine Rolle, da es damals in der ganzen Schweiz keine Stadt von 100000 Einwohnern gab, während allerdings jetzt Zürich, Basel und Genf über dieses Maß hinausgewachsen sind.

Die altberühmten französischen Universitäten außer Paris, die wie dieses, durch die Revolution in isolierte Fachschulen aufgelöst wurden, welche dermalen durch die gemeinsamen conseils généraux des facultés — jetzt conseils de l'université geheißen — wieder in einen losen Zusammenhang gesetzt worden sind, hatten ihren Sitz in angesehenen Provinzialstädten. Ebenso war es und ist es im allgemeinen noch in Spanien und Portugal.

In Schweden haben Upsala und Lund sich durch Stockholm nicht aus dem Sattel heben lassen, während in Dänemark und Norwegen die Landeshauptstädte zugleich die Sitze der Landesuniversitäten sind.

Von den holländischen Universitäten hat der alte Ruhm von Leyden und Utrecht Franeker erdrückt und Groningen nicht

emporkommen lassen, ohne jedoch die neue Stadtuniversität Amsterdam verhindern zu können, während in Belgien Parteirücksichten neben den Staatsuniversitäten in Gent und Lüttich sogenannte freie in Brüssel und Löwen ins Leben gerufen haben.

Englands konservativer Sinn hat lange dem historischen Glanze von Oxford und Cambridge keinen neuen Rivalen entstehen lassen. Jetzt hat das Großstadtbedürfnis sich neben jenen von den Traditionen der Landgentry erfüllten Instituten eigne Hochschulen erobert — die University of Birmingham, die Victoria University in Manchester, Liverpool und Leeds und die University of London, die, seit 1834 lediglich als board of examination bestehend, sich vor 3 Jahren zu einer wirklichen Lehranstalt mit nicht weniger als acht Fakultäten entwickelt hat.

Ganz eigentümlich gestalten sich die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, die, obwohl ursprünglich englischen Traditionen folgend, doch in verschiedenen Beziehungen ihre eigenen Wege gehen. Auffallend ist an dem amerikanischen Universitätswesen besonders eine durch die beispiellose Freigebigkeit reicher Emporkömmlinge unterstützte Superfötation an Hochschulbildung in manchen großen Städten, die sich an einer Universität nicht genügen lassen, sondern zwei bis drei derselben in sich beherbergen, eine Staatsuniversität, eine städtische und eine freie Universität.

Es hieße diesen Überblick, der ja keine statistischen Zwecke verfolgt, zu weit treiben, wollten wir denselben über die Staaten des lateinischen Amerika oder des näheren oder ferneren Ostens ausdehnen. Das angeführte genügt wohl, um die Behauptung zu begründen, daß die Universitäten zwar nicht unbedingt an die Großstädte gebunden sind, der Zug der Zeit sie aber immer mehr dahin verweist.

Das begreift sich leicht aus Gründen, die teils bei den

Lehrenden, teils bei den Lernenden zu suchen sind. Ohne zwingende Ursachen wird man Konsumtion und Produktion nicht auseinander reißen. Die Konsumenten des von den Lehrstühlen gebotenen Wissens sind die Studenten und von diesen entstammen unter den heutigen Verhältnissen so viele den Großstädten, daß es eine nennenswerte volkswirtschaftliche Ersparnis bedeutet, wenn sie ihre Studien am Heimatsorte absolvieren können. Diese nüchterne Erwägung spricht, wo nicht historisches Recht sich dagegen auflehnt, gerade so für Universitäten in Großstädten, wie sie den Ruf nach Mittelschulen in den Mittelstädten unterstützt. Sie ermöglicht nebenbei, wenn ihr Raum gegeben wird, auch noch die Ausnutzung der gebotenen Gelegenheit zu Studien durch Solche, welche dieselben nicht zur Basis eines Lebensberufs zu machen beabsichtigen, sondern lediglich die Wissenschaft um ihrer selbst willen treiben wollen, ein schönes Vorhaben, von dessen reichlicher Verwirklichung die ansehnliche Zahl außerordentlicher Hörer an den großstädtischen Universitäten Zeugniß ablegt.

Was die Lehrenden anlangt, so teilen sie heutzutage mit den Lernenden in den kleinen Universitäten den Mangel an praktischem Demonstrationsmaterial. Die englischen Mediziner lassen deshalb grundsätzlich dem theoretischen Studium an der Universität ein solches an den großstädtischen Hospitälern, die Juristen eine zweite Inskription in den Advokatenzünften (Lincolns Inn, Gray's Inn, Inner und Middle Temple) folgen. In Deutschland gestattet die akademische Freizügigkeit den Studenten der Medizin, der instruktiven Einführung in die Theorie an einer kleinen Universität den lehrreichen Besuch der Praktika an einer großen folgen zu lassen, und die Juristen sind ja ohnehin zu ihrer praktischen Ausbildung an die Gerichte und Advokaturkanzleien gewiesen. Aber die Professoren können diese Wanderung nicht mitmachen. Früher, so lange die Juristen-

fakultäten mit dem praktischen Rechtsleben in engster Verbindung standen, ja die Entwickelung desselben durch ihre Responsa und Decisiones eine Zeitlang vorwiegend beeinflußten, kamen ihnen die Fälle sozusagen ins Haus. Heute ist das anders. Wenn die Vertreter des Rechts nicht zugleich Mitglieder eines Gerichtshofes sein können, wenn sie das praktische Rechtsleben nur aus den Zeitschriften kennen lernen, sind sie in Gefahr, als Theoretiker zu vertrocknen. Dieser Gefahr vorzubeugen ist leicht bei Universitäten, die sich an Orten mit bedeutenden Justizkollegien befinden, schwer an solchen, die derselben ermangeln.

Muß hiernach, in mancher Beziehung mit Bedauern, zugegeben werden, daß in mehr als einem Betracht, soweit die Frage der Universitäten eine offene ist, überwiegende Gründe für die Großstädte als Sitze derselben sprechen, so macht sich diese Erwägung begreiflicherweise noch entschiedener und durchschlagender bei Bildungsinstituten geltend, bei welchen sich historische Rücksichten so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Wir meinen die modernen Hochschulen, welche, sich den zahlreichen sonstigen wissenschaftlichen Instituten und Vereinigungen der Großstädte zugesellend, den Universitäten in mancher Hinsicht Konkurrenz machen. Bedeuteten die Universitäten das Aufkommen einer weltlichen, so bedeuten diese Hochschulen das Aufkommen einer modernen Wissenschaft.

Als neben den Geisteswissenschaften die Naturwissenschaften eine stetig wachsende Bedeutung gewannen, bedurfte es, um ihrer Ausbildung gerecht zu werden, nur einer fortgesetzten Spezialisierung des herkömmlichen Wissenschaftsschemas. Aber daß Fragen, die man bis dahin lediglich als Gegenstand der geschäftlichen Routine betrachtet hatte, eine wissenschaftliche Behandlung zu erfordern begannen, bedingte eine Erweiterung

jenes Schemas, welcher seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Polyhistoren und Kameralisten fleißig vorarbeiteten.

In der That hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wie Leibniz am Schlusse seiner Schrift sur l'entendement du genre humain mitteilt, der Gedanke der Erweiterung der Universitäten durch eine fünfte, technisch-kameralistische Fakultät seine Verteidiger.

Mehrere neuere Universitäten wie Lüttich, London und verschiedene amerikanische haben in der That ihre école du genie, school of engineering, bez. technische Professuren erhalten. Die Universitäten alter Gründung widerstrebten aber im allgemeinen mit Erfolg dem Versuche einer Erweiterung in dieser Richtung.

Sein Scheitern führte zur Begründung eigner hoher Schulen teils für die militärisch-politischen, teils für die technischen Wissenschaften. Es entstanden einerseits Ritterakademien, andererseits Techniken, Berg-, Forst- und Landwirtschafts-, endlich auch Handelsakademien, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sämtlich mit den Universitäten rivalisierend, die Anerkennung als Hochschulen beanspruchten.

Für die steigende geistige Bedeutung der Großstädte war diese Bewegung insofern von Bedeutung, als in den deutschen Mittelstaaten, deren Universitäten sämtlich nicht in den Hauptstädten ihren Sitz hatten, die neuen technischen Hochschulen an den Regierungssitzen errichtet wurden.

Betreffs Leipzigs war ja schon im 18. Jahrhunderte der Gedanke aufgetaucht, dort neben der Universität eine „mechanische und Werckschul“ zu schaffen, aber nicht zur Ausführung gelangt. Braunschweig errichtete sein Carolinum in der Hauptstadt, nicht in der Universitätsstadt Helmstedt. In Württemberg, wo zu derselben Zeit die durch Herzog Karl in Stuttgart

begründete Hohe Schule, eine Art Universal-Akademie, der alten Landesuniversität Tübingen das Lebenslicht auszublasen gedroht hatte, war diese Gefahr zwar mit des Herzogs Tode, welcher den Untergang seiner Schöpfung zur Folge hatte, vorübergegangen. Aber die im 19. Jahrhundert errichtete polytechnische Schule kam doch wieder nach Stuttgart, wie die sächsische nach Dresden. Auch Hannover, Hessen-Darmstadt, Baden errichteten ihre Techniken nicht in den Universitätsstädten, sondern in den Residenzen.

Es mag dahin gestellt sein, ob man bei dieser Ortswahl mehr von dem Gedanken geleitet war, Reibereien zwischen den beiderseitigen Instituten zu verhüten, oder ob man der politischen Hauptstadt neue geistige Elemente zuführen wollte, in welcher Absicht ja zu derselben Zeit die Verlegung der meist neuer Gebäude bedürftigen Universitäten erwogen wurde. Jedenfalls wirkte die Ortswahl für die Neuschöpfungen in letzterer Richtung. In Prag und Wien hatte man von vornherein die Techniken neben den Universitäten in den Hauptstädten begründet; ebenso traf in Berlin die Bau- und nachmals die Gewerbeakademie mit der neugeschaffenen Universität zusammen.

Die volle Tragweite jenes Entschlusses ist erst zu Ende des 19. Jahrhunderts zu Tage getreten, wo die technischen Hochschulen an Ausrüstung und Hörerzahl ernstlich mit den Universitäten rivalisieren, als Bildungsstätten auch für andere als technische Zwecke anerkannt und mit dem Promotionsrechte ausgestattet worden sind.

Aber nicht nur die Studierenden, auch die Studierten wollen in ihrer Wirkung auf die geistige Bedeutung eines Ortes in Betracht gezogen sein. Zahlreiche Geistliche, Ärzte, Richter und Rechtsanwälte werden schon durch die starke Bevölkerung der Großstädte erfordert. In Regierungssitzen kommt

dazu noch eine erkleckliche Anzahl höherer Verwaltungsbeamten, in den großen Garnisonstädten ein zahlreiches Offizierskorps, von den intelligenten Spitzen des Handels- und Gewerbestandes gar nicht zu reden. Endlich strömen den Großstädten zahlreiche bemittelte und gebildete Elemente zu, welche dort den Rest eines ohne viel geistige Anregung in Kleinstädten verbrachten Lebens in ruhigem Genusse dessen, was sie hier entbehren mußten, zubringen wollen, jedenfalls ein reichlicher Ersatz für die, welche übersättigt von der Unruhe der Großstadt schließlich die Stille des Landes oder einer Kleinstadt aufsuchen.

Die Zuwanderer aus dem Lande, welche in der Großstadt vorzugsweise geistige Genüsse suchen, werden hauptsächlich durch das angezogen, was die letzteren als künstlerische nnd litterarische Sammelpunkte bieten.

Die Bedeutung der Großstädte als Kunststädte bedarf keiner Begründung. Die Künste rangieren, nationalökonomisch betrachtet, unter den Luxusgewerben, für deren Standort zumeist Absatzvorteile entscheidend sind. Am meisten muß dies für diejenigen gelten, deren Produkte gar nicht transportabel sind, die redenden und tönenden. Wir haben zwar jetzt den Phonographen, der die Übertragung von Worten und Tönen in die Ferne ermöglicht; aber daß diese Übertragung einen Kunstgenuß zu gewähren im stande sei, wird zur Zeit niemand ernstlich behaupten. Und wenn es selbst der Fall wäre, so bliebe das Auge, das beim Schauspiel doch wesentlich mit genießen will, unbefriedigt.

An der hervorragenden Entwicklung von Schauspielkunst und Musik in den Großstädten haben in Europa die Höfe wesentlich mitgewirkt. Ursprünglich nur dem Kunstgenusse der Fürsten und ihrer Umgebung dienend, sind die Hoftheater und Hofkapellen allmählich zu öffentlichen Instituten geworden, welche ebenso auf die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern des Pu-

blikums als auf die Subsidien aus der Zivilliste angewiesen sind. Daraus folgt, daß sie um zur höchsten Blüte zu gelangen, nicht nur auf die Residenzen, sondern auf die großen Residenzen angewiesen sind. Der Ruhm kleiner Bühnen, wie Weimar im 18. Jahrhundert, beruhte auf der Vereinigung dichterischer Größen, die in ihrem Dienste arbeiteten. Als aber die Meininger im 19. Jahrhundert ihre Schauspielkunst vor der Welt zur Geltung bringen wollten, mußten sie auf Reisen gehen. Das Wagner-Theater in Bayreuth und die Passionsspiele in Oberammergau sind durch singuläre Ursachen sattsam erklärte Ausnahmen von der Regel, daß für Theater und Musik die Großstädte den fruchtbarsten Boden abgeben.

Müssen die ausübenden Künstler im allgemeinen dem Publikum nachgehen, das sie am zahlreichsten in den Großstädten finden, so besteht dieser Zwang für die Ton- und Dramendichter nicht. Wohl aber können sie der Theater- und Darstellerpraxis nicht entraten und dieser Umstand verbindet sie wieder mit den Großstädten. Lessing hat zwar seine längste kontinuierliche Thätigkeit in Wolfenbüttel ausgeübt, aber seine Theaterkenntnis hatte er in Leipzig, Berlin und Hamburg erworben.

Die Belletristen sind ja im allgemeinen in der Wahl ihrer Wohnsitze nicht gebunden. Aber wenn man bedenkt, ein wie großer Teil ihrer Thätigkeit in der Mitarbeit an Zeitschriften aufgeht, so ist es begreiflich, daß sie, (ganz abgesehen von den Vorteilen wechselseitiger persönlicher Anregung) den Erscheinungsorten jener nahe zu sein wünschen müssen. Die spalten-, ja seitenlangen Namensverzeichnisse, die sich in der Städteschau von Kürschners Deutschem Litteraturkalender an die Namen der Großstädte Berlin, Dresden, Leipzig, München, Wien knüpfen, erweisen die Richtigkeit dieser Behauptung.

Wenn der wissenschaftliche Verlag der Mittelstädte in

Deutschland noch an den Universitäten einigen Anhalt findet, so ist der bellettristische augenscheinlich bereits dem Zuge nach den Zentralpunkten gefolgt.

Die Produkte der bildenden Künste sind teils transportable, teils intransportable. Von den letzteren, den Bauwerken, versteht es sich von selbst, daß der Ort der Bestimmung auch der Ort des Entstehens, wenn auch nicht notwendig immer des Entwurfs sein muß. Und die ersteren folgen wieder den Gesetzen des Luxusmarktes, die sie in die Großstädte weisen. Daß Landschaftsmaler ihre Sitze außerhalb derselben aufschlagen, ändert nichts an der Regel. Barbizon, Worpswede, Goppeln bedeuten nicht Landkunst, sondern Großstadtkunst, die ihre Objekte auf dem Lande sucht, wie es bei den Malern der See, der Hochgebirge, der Naturvölker ja immer geschehen muß.

Kunstlehre ist von Kunstübung nicht zu trennen; es bedarf daher keiner besonderen Begründung, daß für Kunstlehranstalten mit der eben erwähnten Einschränkung die Kleinstadt noch weniger der geeignete Platz ist, als für Hochschulen der Wissenschaft.

Wir sehen also durch die Entwicklung des modernen Staats- und Volkslebens immer zahlreichere Elemente des geistigen Lebens in die Großstädte gedrängt, so daß hier, ein Seitenstück zu der großstädtischen Kapitalplethora, zuletzt eine Überfülle von Intelligenz sich sammelt, die es dem Einzelnen immer mehr erschwert, sich geltend zu machen und zwar um so mehr, je weniger er geneigt ist, sich von dem herrschenden Strome treiben zu lassen.

Es thut dieser Regel keinen Eintrag, daß auch die Extravaganzen den Großstädten zuströmen, teils in der Hoffnung hier vielleicht doch noch Bewunderung zu erregen, teils in der Erwartung, ihr anderwärts anstößiges Treiben hier am ehesten unbeachtet fortsetzen zu können.

So wird das geistige Leben der Großstadt ein seltsames Gemisch von Alltäglichkeit und Absonderlichkeit. Als die liberale Opposition in der französischen Kammer Paris, das sie gewählt hatte, als „das Gehirn Frankreichs" bezeichnete, rief die Majorität dazwischen, „ein verbranntes Gehirn!" So unterschieden die Parteiauffassungen Genie und Verrücktheit, denen Lombroso ja von vornherein eine innere Verwandtschaft nachgesagt hat. Wo die pathologischen Elemente im Bewußtsein, Genossen zu haben, Selbstgefühl gewinnen, kann man schließlich mit „Decadence" in Litteratur und Kunst kokettieren!

Es ist kein Gefühl ungemischter Freude, mit der man schließlich auf die Ansammlung so vieler geistiger Potenzen und Impotenzen in den Großstädten hinblicken kann.

Im allgemeinen haben wir die Großstädte als Kollektivwesen heute noch, wie früher die Herrscher, die einst zu ihrem Entstehen Anlaß gaben, als Tributerheber zu betrachten. Tribut fordern sie von dem übrigen Lande zunächst an Fleisch und Blut, wenn, wie v. Mayr auf S. 136 dieses Buches sagt: „es im ganzen wohl dabei bleiben wird, daß jedenfalls die größten der Großstädte aus eigenem Nachwuchs nicht einmal auf dem Niveau der errungenen Bevölkerungsgröße sich zu erhalten vermögen." Tribut fordern sie in Form von Steuern und Zinsen; Tribut endlich an Geisteskräften. Denn es genügt nicht, wie man versucht hat, auf geneographischen Karten nachzuweisen, daß die Mehrzahl der großen Männer außerhalb der großen Städte das Licht der Welt erblickt hat, um die Bedeutung der letzteren richtig einzuschätzen. Man muß hinzunehmen, wieviel auf dem Lande und in den Kleinstädten Geborene in den Großstädten die Stätte ihrer Wirksamkeit und — ihr Ende gefunden haben, um die volle Wichtigkeit der letzteren zu erkennen. Ob das, was von Leistungen der in die

Großstädte verzogenen Kleinstädter und Dörfler ihrer Heimat zu gute gekommen ist, einen vollen oder gar reichlichen Ersatz bietet für das was jenen durch den Verlust ihrer befähigtsten Söhne entgangen ist, wer wollte über solche Imponderabilien ein sicheres Urteil fällen?

Wahr ist ja einerseits, daß die geistigen Werte, welche in diesen Talenten stecken, in ihrer Heimat zum Teil unanbringlich gewesen wären und deshalb als Verluste für die letzteren nicht betrachtet werden können. Wahr ist es andererseits, daß die Großstadt die ihr zuströmenden Geister in dem Schleifprozesse, den sie mit ihnen vornimmt, nicht nur schärft, sondern eventuell auch abstumpft, denn sie hat das Bedürfnis zu egalisieren, weil das Gleichmäßige in ihrem Umtriebe am bequemsten rouliert.

Sie ist daher im großen und ganzen zumeist eher eine Feindin als eine Freundin der großen Originale, die sich dem landläufigen Mittelmaße nicht einfügen wollen.

Hat freilich eine nicht tot zu machende Kraft diesen Widerstand überwunden, dann bietet die Großstadt ihr einen ungeheuren Resonanzboden.

Dieses Resonanzbodens kann heutzutage Der nicht entraten, der sich über ganze Länder hin vernehmbar machen will. Daher kann man wohl sagen: Es ist vielleicht nicht ganz zutreffend, zu behaupten, daß die Großstädte das Land geistig beherrschen; aber das ist gewiß, daß von ihnen aus, allen Gegenströmungen zum Trotz, das Land beherrscht wird.

Die
politische und militärische Bedeutung
der Großstädte

von

Dr. Dietrich Schäfer,
ord. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg.

Mit einer Besprechung der politischen und in Verbindung damit der militärischen Bedeutung der Großstädte sollen diese Vorträge schließen. Die Erörterung ihrer Entstehung, ihrer Lage, ihrer Bevölkerungsverhältnisse, ihrer wirtschaftlichen und geistigen Bedeutung ist vorausgegangen. Zu all diesen Dingen steht die politische und militärische Stellung in engsten Beziehungen. So hat der heutige Vortrag den Vorteil, vieles als bekannt voraussetzen zu können, was für seine Darlegungen wesentlich ist; andererseits kann es nicht ganz ohne Wiederholungen abgehen. Ich möchte dafür die Nachsicht der Hörer erbitten.

Die politisch-militärische Bedeutung der Großstädte kann nur besprochen werden, indem man den Blick zunächst und überwiegend auf die politische Seite der Frage richtet. Der Krieg wird ja nicht um seiner selbst willen geführt. Wenn man auf geschichtliche Hergänge hinweisen kann, die dem widersprechen, so bestätigen auch in diesem Falle die Ausnahmen nur die Regel. Der Krieg ist ein Mittel der Politik. Sie bedient sich seiner, wenn sie ihre Ziele auf diplomatischem Wege nicht glaubt erreichen zu können. Allerdings trägt der Krieg das Gesetz seiner Führung in sich selbst, und insofern werden immer noch besondere militärische Gesichtspunkte neben den politischen in Betracht kommen. Aber im allgemeinen überwiegen die politischen Beziehungen so sehr, daß man ohne Verständnis für sie die militärischen kaum erörtern kann.

Entscheidend für die politische Bedeutung großer Wohnplätze ist zunächst ihre Stellung als Haupt- bezw. als solche und Residenzstadt, sowie ihre Funktion als Regierungs- oder Verwaltungsmittelpunkt weiterer Gebiete. Die Bevölkerungszahl spielt erst in zweiter Linie eine Rolle. Rom ist politisch mehr als Neapel, trotzdem es weniger Einwohner zählt, und ebenso Dresden verglichen mit Leipzig, Kapstadt mit Johannesburg. Aber der Charakter als Haupt- bezw. Residenzstadt ist doch auch nicht allein ausschlaggebend. Zu allen Zeiten war Amsterdam für die Niederlande ein politisch und militärisch wichtigerer Platz als der Haag, und es ist heute noch kaum anders, obgleich das Übergewicht Amsterdams über die anderen niederländischen Städte, sowohl was Bevölkerungszahl, als auch was Verkehr anbetrifft, bei weitem nicht mehr so groß ist wie früher, in Bezug auf Verkehr gegenüber Rotterdam gar nicht mehr existiert. Moskau konkurriert mit Petersburg in politischer wie in militärischer Wichtigkeit, übertrifft es, alles in allem erwogen, wahrscheinlich in beidem, trotzdem es weder Hauptstadt ist, noch Petersburgs Bevölkerungsziffer erreicht. Zu ähnlichem wohl noch schärfer zu formulierendem Ergebnis gelangt man, wenn man die Hauptstadt der Union mit New-York oder Philadelphia vergleicht. In Deutschland würde z. B. auch die Nebeneinanderstellung von Karlsruhe und Mannheim, Darmstadt und Mainz, Koblenz (als Hauptstadt der Rheinprovinz) und Köln oder Düsseldorf geeignet sein, Zweifel zu erregen an der vollen Durchschlagskraft des allerdings zunächst sich aufdrängenden Gesichtspunktes der hauptstädtischen Stellung.

Tritt man den herangezogenen und anderen Erscheinungen dieser Art näher, so wird man neben der geographischen Lage, die ja selten ganz außer Betracht bleibt, vor allem auf geschichtliche Ereignisse geführt werden. Die politische Bedeutung

der großen Städte ist in erster Linie ein Ergebnis ihres Werdegangs. Ist es schon in den bisherigen Vorträgen mehrfach als ratsam erschienen, ein tieferes Verständnis des Wesens der großen Städte durch historische Betrachtungsweise zu erstreben, so ist diese bei der Frage nach ihrer politischen Bedeutung geradezu geboten. Wie der Staat im Mittelpunkt aller menschheitsgeschichtlichen Entwicklung steht, so ist auch die Frage nach der Stellung der großen Städte im staatlichen Leben ein eminent geschichtliches Problem.

Der erste Vortrag ist näher eingegangen auf die Art der orientalischen und ägyptischen Großstädte des Altertums, die als Schöpfungen einzelner Herrscher nicht nur Mittelpunkt, sondern nahezu Wesen und Inhalt von deren Machtstellung waren. Es ist darauf hingewiesen worden, daß noch die unmittelbare Gegenwart im Sudan ähnliche Erscheinungen zur Anschauung bringt. In diesen Fällen ist das Schicksal der Stadt mit dem des Reiches, das sie vertritt, oder seines Herrschers so gut wie identisch. Die Stadt ist der Sitz aller politischen Macht eines Volkes und seines Regenten, ihre Überwältigung durch Feinde so gut wie gleichbedeutend mit dem Untergange des Reiches selbst. Der Fall von Ninive, Babylon, Jerusalem ist zugleich das Ende selbständiger assyrischer, babylonischer, jüdischer Staatenbildung gewesen. Bezeichnend ist, wie sich alle politischen Hoffnungen des jüdischen Volkes an den Wiederaufbau der heiligen Stadt knüpften.

Doch ist schon im Altertum eine Weiterentwicklung unverkennbar. Im persischen Reiche, das alle seine Vorgänger an Umfang weit überholte, wohnten die Könige abwechselnd in ihrer babylonischen, persischen und medischen Hauptstadt, und mit keiner dieser ihrer Residenzen war der Bestand ihrer Herr-

schaft unauflöslich verknüpft. Die satrapische Verwaltung ermöglichte einzelnen Reichsteilen eine Selbständigkeit, die eine alles überwiegende Geltung der Hauptstädte nicht aufkommen ließ. Und ähnlich gestalteten sich die Dinge in den späteren Reichen der Seleukiden und Neuperser, der Khalifen, der Türken und Mongolen. Wir haben ja selbst die Erfahrung gemacht, daß China nicht bezwungen war, als man seine Hauptstadt eingenommen hatte, daß sich das weite Reich, oder wenigstens ein wesentlicher Teil desselben auch von einer der Provinzen aus regieren ließ. Auch bei despotischem Regimente, wie es all diesen asiatischen Staatswesen eigen ist, setzt doch der Raum der Wirkungsmöglichkeit des Herrschers von seinem Wohnsitze aus gewisse Schranken, und damit ist auch dem Geltungsbereich der Reichshauptstadt, und sei sie noch so groß und volkreich, eine Grenze gezogen.

Eine ganz andere Rolle spielt, wenigstens so weit unsere Kenntnis reicht, städtisches Leben bei den Völkern, die das Mittelmeer in die Geschichte einführten und seine Gestade zu einem ihrer bewegtesten Schauplätze machten. Hier tritt durch ein halbes, fast könnte man sagen durch ein ganzes Jahrtausend der Stadtstaat in den Vordergrund, und zwar nicht allein bei den arischen Völkern, bei Hellenen und Italern, sondern auch bei den semitischen Phönikern. Die Stadt ist der Staat, selbst bei so weit verzweigten Besitzungen oder Schutzgebieten, wie Athen und Karthago sie in Händen hielten. Die Großstadt zeigt hier kaum irgend welche Wesensunterschiede von der Kleinstadt; sie hebt sich von dieser nur ab durch den Umfang ihrer Macht. Die mehr oder minder durchgeführte Gleichberechtigung aller Vollbürger macht stets einen breiten Teil der Bevölkerung — nie die ganze — zum Träger dieser Macht. Mit der Selbst-

ständigkeit der Stadt geht auch die des Staates zu Grunde. Jedermann kennt die Bedeutung der Einnahme Athens durch Philipp von Makedonien, Korinths durch Mummius, Karthagos durch Cornelius Scipio Aemilianus.

Ob der territorialen Staatenbildung des Orients nicht etwa auch eine politische Gliederung nach städtischen Einheiten vorausging? Wir können das nicht erkennen. Weltkundig aber ist, daß die städtische Gestaltung des Staatslebens der Mittelmeervölker im Osten wie im Westen in politische Bildungen auslief, die an Umfang des Herrschaftsgebietes alles, was bis dahin gesehen worden war, in den Schatten stellten, dort die Monarchie Alexanders des Großen, hier das römische Reich. Und dieses letztere erwuchs um eine Stadt, die, wenn auch nicht nach ihrer Bevölkerungszahl, so doch nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung alle anderen übertroffen hat und noch heute unerreicht dasteht. Das „ewige Rom“ hat mit dem eigenen Namen, den es als urbs im Munde der Reichsangehörigen führte, der Kultur überhaupt als der u r b a n e n, der Urbanitas die charakterisierende Bezeichnung gegeben. In der Wendung urbi et orbi tritt die Auffassung des Gesamtreichs gleichsam als des erweiterten und ergänzten Stadtbegriffs deutlich hervor: Rom und der von ihm beherrschte Weltkreis. Daß Roms Bürgerrecht in dem weiten Reiche das einzige politische Recht überhaupt war, daß das ausgedehnte, fast nur durch Wüste, Meer und die germanischen Wälder begrenzte römische Herrschaftsgebiet, das als orbis Romanus dem orbis terrarum gleichgesetzt wurde, durch Jahrhunderte von d i e s e r Stadt aus zusammengehalten und geleitet worden ist, das hat ihr eine politische Bedeutung gegeben, wie sie keine andere Großstadt je wieder errungen hat. Wenn die Eroberung der Länder rund um das Mittelmeer, wie die Republik sie noch

vollendete, nicht zuletzt in Herrsch- und Gewinnsucht ihren Grund gehabt hatte, so wurde die Unterwerfung Galliens und der Alpen mit ihren Vorlanden durch Cäsar und Augustus zur Notwendigkeit, um nach den Erfahrungen, die man mit Cimbern und Teutonen gemacht hatte, der Reichshauptstadt das volle Gefühl der Sicherheit zu geben. Sie war durch Lage und Bedeutung die folgenreichste Eroberung, die das römische Reich überhaupt gemacht hat.

Die Notwendigkeit einer gewissen Dezentralisation, die sich aus der Ausdehnung der zu einer Herrschaft zusammengefaßten Gebiete unabweisbar ergab, bewirkte das Heranwachsen großer Städte auch in den Außenlanden des Reiches, zumeist in den Gegenden, die der Abwehr feindlicher Angriffe zunächst bedürftig und für sie am besten geeignet waren. Sie wurden Mittelpunkte provinzieller Zivil- und Militärverwaltung, einzeln Sitze von Mitregenten. So kamen Trier, Lyon und Mailand empor; Antiochien und Alexandria bewahrten ihre frühere Bedeutung in veränderter Form. Vor allem aber entwickelte sich Byzanz zu Konstantinopel. Seine unvergleichliche Lage sicherte ihm die Stellung einer Reichshauptstadt für ein volles Jahrtausend, weit länger als Rom sie hat behaupten können. Nachdem Rom zum ersten Male von Alarichs Goten genommen worden war, hat es noch unendlich oft feindliche Krieger in seinen Mauern gesehen; Konstantinopel erlag im Lauf seiner langen Geschichte nur ein einziges Mal belagernden Feinden. Die Verbindung mit dem Meere konnte ihm mit den Mitteln älterer Kriegskunst kaum abgeschnitten werden, und seine Einschließung von der Landseite her war nicht minder schwierig. Allein die Lage seiner Hauptstadt ermöglichte es dem oströmischen Reiche, ein Jahrtausend länger zu leben als sein weströmischer Bruder und mit Hilfe eines festen und unantastbaren Verwaltungsapparates

auch nach den schwersten Krisen immer wieder zu Kräften zu kommen. Wir können das gleiche Schauspiel sich unter unsern Augen wiederholen sehen. Es gäbe keine Türken in Europa mehr, wenn nicht Konstantinopel ihre Hauptstadt wäre. Zweimal standen die Russen im 19. Jahrhundert vor seinen Mauern; heute türmen sich zwischen ihnen und dem Herrschersitze, den ihnen Religion und Politik gleich begehrlich machen, größere Hindernisse auf als vor hundert Jahren. Die Entscheidung über das türkische Reich fällt zusammen mit der Entscheidung über seine Hauptstadt. Fällt sie in die Hand des Zaren und wird das schwarze Meer damit ein russischer Binnensee, so ist der Herr Asiens ernannt. England betrat einen bedenklichen Weg, als es abwich von der überlieferten Politik, Indien am Bosporus zu verteidigen. Nächst der Tiberstadt hat die Kolonie, die vor drittehalb Jahrtausenden am goldenen Horn von den Megarern begründet ward, am tiefsten eingegriffen in den Entwicklungsgang der Menschheit.

Der Untergang des weströmischen Reiches vollzog sich ohne unmittelbare Verbindung mit dem Geschicke der Hauptstadt. Die Beseitigung des letzten Schattenkaisers berührte Rom wenig; es überlebte das Reich, das von ihm ins Dasein gerufen und dessen Herz es so lange gewesen war. Die Kirche bewahrte die Traditionen, in die sie durch das untergegangene Staatswesen hineingewachsen war. Rom wurde das Haupt der abendländischen Christenheit, der Sitz ihres höchsten geistlichen Würdenträgers. Es gelangte auch bald wieder zu politischer Selbständigkeit. Von der Niederwerfung der Ostgoten bis zum Jahre 1870 ist Rom nie wieder abhängig geworden von irgend einer staatlichen Gewalt, die ihren Sitz in Italien gehabt hätte, und von außerhalb dieses Landes hat nur in der byzantinischen

Zeit eine etwas tiefer greifende Einwirkung stattfinden können. Wohl aber ist es durch seine geistlichen Herren Mittelpunkt eines neuen Weltreiches geworden, welches den Namen des untergegangenen entlehnte. Daß die mittelalterliche römische Kaiserkrone nur am Tiber erworben und nur vom Papst empfangen werden konnte, gab auch dem mittelalterlichen Rom weit über die Grenzen der apenninischen Halbinsel hinaus eine politische Bedeutung. Daß das Papsttum seiner kirchlichen noch des Kaisers weltliche Gewalt hinzuzufügen bestrebt und in diesem Bemühen nicht ganz ohne Erfolg war, hat die Geltung der Tiberstadt weiter erhöht. Durch die beharrlich festgehaltene Verschmelzung beider Gebiete behauptet sie auch heute noch über das Kirchliche und Religiöse hinaus auf dem weiten Erdenrund einen Einfluß wie kaum irgend eine andere Großstadt. Für jeden Nichtitaliener, auch für den Nichtkatholiken, ist Rom noch heute in erster Linie die Stadt des Papstes, erst in zweiter Haupt- und Residenzstadt Italiens. Daß die universalen Gewalten, die hier ihren Sitz hatten und haben, nicht los zu lösen sind von der Weltstadt, daß man sie nicht dauernd an irgend welchen minderen Ort verpflanzen konnte und kann, wäre dem Einsichtigen klar, auch wenn historische Erfahrung es nicht erwiesen hätte.

Den neu in die Geschichte eintretenden Germanen war städtisches Leben bekanntlich fremd. Es widersprach so sehr ihren Neigungen und Gewohnheiten, daß sie sich ihm auch auf dem Boden des Römerreiches nicht anbequemen mochten. Die von ihnen begründeten Reiche werden fast durchweg von ländlichen Aufenthaltsorten aus geleitet und regiert. Diesseits der Alpen haben sich durch Jahrhunderte Residenzen überhaupt nicht entwickelt. Der Aufenthalt der Herrscher wechselte fortwährend,

je nachdem politische oder kriegerische Pflichten das erforderten oder die Liegenschaften von Pfalzen und Hofgütern Unterhalt gewährten. So hat das abendländische Mittelalter denn die alten Großstädte verfallen lassen und neue in antikem oder modernem Sinne nicht erstehen sehen; man darf zweifeln, ob es eine Stadt von hunderttausend Einwohnern gekannt hat. Gewerbliche und Verkehrsthätigkeit konnten das Fehlen administrativer Bedeutung nicht ersetzen; sie hätten auch im Altertum allein die vorhandenen Großstädte nie hervorgebracht.

Und doch ist die mittelalterliche Stadt, und ganz besonders in derjenigen ihrer Erscheinungsformen, die, mit mittelalterlichem Auge gemessen, Anspruch darauf hat, als Großstadt anerkannt zu werden, von ganz hervorragendem Einfluß auf die Entwicklung staatlichen Lebens gewesen. Sie hat gegenüber der dynastisch gerichteten Politik der Territorialherren neu ins Leben gerufen, was dem Altertum längst bekannt war, den Staat, dessen Politik diktiert wird durch die Interessen der Gesamtheit seiner Bewohner. Neben den kirchlichen Organisationen ist der Stadtstaat vorbildlich geworden für zahlreiche Zweige der Verwaltung und besonders für die Richtung der inneren wie äußeren Politik auf Förderung und Vertretung wirtschaftlicher Entwicklung. In Italien und Deutschland, wo die heimische Schwäche der universalen Gewalten das Emporkommen reicher und blühender Stadtstaaten mächtig gefördert hat, geht ihr Einfluß noch weit über diese vorbildliche Einwirkung hinaus. Amalfi und Pisa, Genua und Venedig sind Vorfechter des Abendlandes gegen die muselmännische Herrschaft auf dem Mittelmeer geworden und haben abendländisches Wesen so zur Geltung gebracht, daß die türkische Flut vom 13.—16. Jahrhundert nicht wieder so hoch hat steigen können wie die arabische vom 8. bis 11. An der kolonisierenden Ausbreitung deutschen Wesens über die Ost-

grenzen unserer Nationalität sind stark auch die deutschen Städte beteiligt; im Bunde der Hanse haben sie eine politisch wirtschaftliche Macht geschaffen, deren Dahinschwinden eine der schmerzlichsten Lücken in unserer Entwicklung ließ. Es war eine mittelalterliche Großstadt, Mailand, vor deren Mauern die Träume unserer Kaiser-Könige von römischer und italienischer Machtstellung in nichts zerrannen. Die Befestigung — das vornehmste Kennzeichen der Stadt — gaben einer in der Belagerungskunst wenig erfahrenen und nach teutonischer Art nur den Kampf von Angesicht zu Angesicht würdigenden Zeit den städtischen Gemeinwesen ein politisch-militärisches Übergewicht weit über ihre Bevölkerungszahl und selbst über ihre, sonst schwer ins Gewicht fallende Finanzkraft hinaus.

Mittelalterliche Städtebildung ist aber noch in anderer Richtung bedeutungsvoll geworden für die politische Entwicklung. Die Ausbildung eines festen Regierungsmittelpunktes hat sich zu allerletzt in Europa im Deutschen Reiche vollzogen. Der so überaus häufige Wechsel der Dynastien und der Herrscher (Deutschland hat im Mittelalter mehr Könige und erst recht mehr Familien auf seinem Throne gesehen als irgend ein anderes europäisches Land; in der Zeit der 12 französischen Könige von der einen capetingischen Familie giebt es deren 26 in Deutschland aus 15 Häusern), dann der große Umfang des Deutschen Reiches (es ist im 11. Jahrhundert fünfmal, Burgund und Italien eingerechnet achtmal so groß als das gleichzeitige Herrschaftsgebiet der Angelsachsen, dreimal so groß als Frankreich), endlich die damit zusammenhängende zerstreute Lage des Reichs- und Königsguts sind die Ursachen dafür. Nur einzelne Kaiser, die fester an ein bestimmtes Territorium geknüpft waren, wie Ludwig der Bayer und besonders Karl IV., haben Residenzen

gehabt, die zugleich in Regierung und Verwaltung eine besondere Stelle einnahmen. Die Fürstensitze stehen deshalb im Mittelalter in Deutschland (und ähnlich in Italien) in ihrer städtischen Entwicklung weit zurück hinter denjenigen Plätzen, die durch andere Verhältnisse, besonders durch den Verkehr, emporgekommen sind. Fast alle Bischofsstädte haben ihre Landesherren genötigt, ihre Residenz außerhalb der Mauern zu suchen; nur ganz vereinzelt haben diese sich in den von ihnen selbst emporgebrachten Städten behaupten können. Größere Fürstenstädte, wie z. B. Braunschweig, haben ihren Landesherren das Gleiche angethan. Prag und Wien sind die einzigen fürstlichen Residenzen des deutschen Mittelalters, die als Städte eine gewisse Bedeutung erlangt haben, obgleich auch sie nicht genannt werden können neben den Emporien der Zeit Nürnberg und Augsburg, Straßburg und Frankfurt, Köln und Lübeck.

Ganz anders in anderen Staaten. In Frankreich ist der feste Kern des Landes, an den sich die übrigen Gebietsteile vom Kanal bis an die Pyrenäen und an das Mittelmeer im Laufe der Jahrhunderte angegliedert haben, die Isle de France, auch stets der Hauptsitz der Könige, Mittelpunkt ihrer Regierung und Verwaltung gewesen. Paris ist dadurch schon zu einer Zeit, wo die deutschen Könige noch von Pfalz zu Pfalz zogen, zu einer überlegenen Stellung unter den französischen Städten gelangt, hat Lyon und Marseille überflügelt. Es war am Ende des Mittelalters die volkreichste, festländische Stadt diesseits der Alpen, wohl die einzige, der man 100 000 Einwohner zutrauen kann. Auf die Stetigkeit des Regiments, die Beharrlichkeit in der einmal eingeschlagenen inneren Politik hat das naturgemäß den günstigsten Einfluß geübt, und es liegt hier eine, und nicht die unwesentlichste, der Entwicklungsreihen, die in Frankreich noch im Mittelalter zu einer festen Begrün-

dung der Königsgewalt geführt haben. Den gleichen Vorteil haben übrigens mehr oder weniger alle europäischen Reiche außer Deutschland und Italien genossen, vor allem England, in dem das stetig sich entwickelnde London am Ende des Mittelalters mit Paris wetteifert. Durchweg ist in ihnen zu Beginn der neueren Zeit die Haupt- und Residenzstadt die ansehnlichste und volkreichste des ganzen Landes.

Dieser Entwicklung haben sich dann in der Folgezeit auch Deutschland und Italien nicht entziehen können; aber sie haben sie nur in ihren territorialen Staatenbildungen erlebt, nicht in einem nationalen Reiche. Gerade die Länder, die im Mittelalter städtische Kultur am höchsten herausgebildet hatten, gerieten jetzt gleichsam ins Hintertreffen, ein Vorgang, wie er in der Geschichte nicht so selten beobachtet werden kann. In Italien vollzog sich die eigentümliche, in dieser Form nicht wieder nachweisbare Umwandlung der Stadtstaaten in Monarchien, deren Landgebiet aber nicht groß genug war, um seinem Mittelpunkt als Herrschaftssitz die frühere Bedeutung zu bewahren. Mailand, Genua, Florenz und zahlreiche kleinere Städte gehen diesen Gang, nur Venedig einen fast gerade entgegengesetzten. In Deutschland giebt es dafür schlechterdings kein Beispiel. Doch tritt auch hier bei den nichtfürstlichen Städten ein völliger Stillstand ein, der bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts gedauert hat, und dem nur wenige, durch ihre Lage besonders begünstigte entgangen sind. Am Schlusse dieser Periode stehen Berlin und Wien, die Haupt- und Residenzplätze der beiden Großmächte, an der Spitze der deutschen Städte und zahlreiche andere Fürstensitze, wie München und Dresden, Stuttgart und Karlsruhe, Hannover und Kassel, Mannheim und Darmstadt konkurrieren mit den alten Erwerbsemporien oder haben sie überflügelt. In Italien wird Neapel

die größte Stadt, und Turin stellt sich neben Mailand und Genua. Paris und London beginnen ihre Bevölkerung nach Hunderttausenden zu zählen. Große Politik aber wird von Städten nicht mehr betrieben.

Das Emporkommen der Haupt- und Residenzstädte in der Zeit der vorwiegenden, schließlich auf dem Kontinent absolutistischen Königs- und Fürstengewalt hat seinen Grund zunächst in dem Festlegen der Hofhaltung für den weitaus größten Teil des Jahres an einem Platz. Der Bau der Schlösser, deren Zahl, Umfang und notwendiger Zubehör in raschem Steigen begriffen war, der Unterhalt des Personals, das sich womöglich noch rascher vermehrte, setzte eine Menge Hände in Thätigkeit und brachte Geldmittel in Umlauf, die Zuzug herbeilockten. Verpflichtung und Brauch des Hofdienstes kamen auch nach dem Mittelalter nicht außer Übung. Der Adel mußte sich von Zeit zu Zeit bei Hofe zeigen und gebührlichen Glanz entfalten. Wer die Straßen der Altstadt Prag durchwandert und ihre adeligen Prachtbauten bewundert, erkennt noch heute, was das zu bedeuten hatte. Unvermeidlich wurden die fürstlichen Residenzen die Konzentrationsplätze der in Brauch kommenden stehenden Heere. Die veränderte Kriegführung hatte einen viel ausgedehnteren Bedarf für umfassende Vorbereitungen schon im Frieden, besonders zu artilleristischen Zwecken und weil der Brauch, daß der Krieger Waffe und Ausrüstung mitbrachte, naturgemäß in Abnahme kam. So wurden Kasernen und Zeughäuser nötig und ein ständiger militärischer Verwaltungsapparat. An die Stelle der Naturalwirtschaft trat im Finanzwesen mehr und mehr die Geldwirtschaft, und unumgänglich konzentrierte sich die Kassenverwaltung am Regierungssitz. Schon längst vor dem Humanismus und der Renaissance

sind fürstliche Höfe vielfach Mittelpunkt der Bildung und Gelehrsamkeit, der Kunst und Wissenschaft gewesen. Jetzt ward das noch häufiger, erreichte seinen Höhepunkt im Jahrhundert des aufgeklärten Despotismus und führte zu mancherlei Gründungen und Neueinrichtungen. Unsere älteren Universitäten sind in ihrer großen Mehrzahl in Residenzstädten entstanden; von Theatern und Opernhäusern ist das selbstverständlich. Natürlich weckten diese neuen Erfordernisse des sich erweiternden Staats- und Gesellschaftslebens neue Verkehrsbedürfnisse. Eine gesteigerte gewerbliche und Handelsthätigkeit ward unentbehrlich schon wegen der starken Zunahme von Bevölkerungsklassen, die in dieser Richtung nichts leisteten. Daß Straßen- und Wegebau der Landeshauptstadt dienstbar wurden, daß der Besitz vielfach der Möglichkeit gesteigerten Lebensgenusses folgte, ermöglichte und begünstigte industrielle Anlagen und merkantile Unternehmungen, die an sich von Hof und Regierung unabhängig waren, deren Förderung aber bald unter die Staatszwecke eingereiht wurde. Es erwuchs das Zeitalter des Regalismus und Merkantilismus, das besonders auch der Entwicklung der Residenzen zu wirklichen Hauptstädten zu gute gekommen ist. Im britischen Reiche wurde auch das Tagen des Parlaments ein Moment der Bedeutung für das Emporkommen der Hauptstadt. Nirgends in Europa war der Abstand in der Bevölkerungszahl so groß wie dort. Als London die Million überschritt, hatte noch keine der anderen Städte Großbritanniens und Irlands die Hunderttausend erreicht.

Naturgemäß gewannen die Orte, an denen die Fäden der Regierung und Verwaltung zusammenliefen, wo Hilfsquellen aller Art sich vereinigten, eine ungewöhnlich starke und leistungsfähige Bevölkerung sich sammelte, auch eine erhöhte

militärische und strategische Bedeutung. Sie wurden dem Staate, dem sie angehörten, Hauptstützen für den Angriff wie für die Verteidigung, eben dadurch aber für den Gegner erstrebenswerte Besitzobjekte, auch in Fällen, wo ihre Lage ihnen eine derartige Bedeutung nicht verschafft haben würde. Münchens Besetzung durch Gustav Adolf ist dafür ein Beispiel. Während in der Kriegsgeschichte des eigentlichen Mittelalters, so weit sie sich in Kämpfen zwischen monarchischen Staatsbildungen abspielt, den Städten derselben eine ausschlaggebende Bedeutung nicht zukommt, wächst ihnen eine solche in der neueren Geschichte immer mehr zu. Wien, an dessen Schicksal man sich in der Zeit der Ungarnkriege außerhalb der österreichischen Mark wenig gekümmert hatte, ward von Karl V. in gleiche Linie mit Straßburg gestellt, und seine Bedrohung durch die Türken erregte nicht nur das Reich, sondern auch fremde Staaten. Auch sonst hat Wiens Schicksal in den Kriegen der habsburgischen Monarchie wiederholt eine tiefergreifende Wirkung auf den endlichen Ausgang geübt. Kopenhagens Bezwingung entschied zweimal, 1523 und 1536, über den Besitz Dänemark-Norwegens; seine glückliche Verteidigung in den Jahren 1658/9 rettete Reich und Dynastie. In den zahlreichen oberitalienischen Kriegen hat die Hauptstadt Piemonts häufig eine größere Rolle gespielt als die durch ihre Lage strategisch weit wichtigeren Plätze Alessandria und Mantua. Was Paris in den inneren französischen Kämpfen bedeutete, ist durch Heinrichs IV. geflügeltes Wort, daß es wohl eine Messe wert sei, in aller Erinnerung. Frankreichs frühgeschlossene und dadurch überlegene Kraft hat die Annäherung auswärtiger Feinde durch Jahrhunderte gehindert; als es in den Freiheitskriegen dem vereinigten Europa erlag, hat der Fall der Hauptstadt zweimal über das Schicksal des Landes entschieden. Moskaus Vernichtung führte zur Katastrophe von 1812. Doch fehlt

es auch nicht an Hergängen, die aus der Regel herausfallen. Der Besitz von Madrid hat in den Jahren 1808—12 die Franzosen noch nicht zu Herren Spaniens gemacht, die Besetzung Berlins durch Russen auf den Gang des siebenjährigen Krieges einen nennenswerten Einfluß nicht gehabt. Auch 1806/7 hat der Verlust von Berlin die preußische Monarchie noch lange nicht widerstandsunfähig gemacht. Dort war es die starke Entwicklung provinzieller Eigenart, hier die Festigkeit des Staatsgedanken, die kräftige Gegenwehr auch unabhängig von der Reichshauptstadt ermöglichte. Auch 1813 konnte Preußen ohne Nachteil seine Entschließungen über die militärischen Operationen fassen, ohne Berlin als Hauptfaktor in Rechnung zu stellen.

Es ist aber noch eine andere Seite großstädtischer Entwicklung hervorzuheben, die den in neuerer Zeit erwachsenen Hauptstädten einen tiefgreifenden und in seinen letzten Konsequenzen wieder stark politischen Einfluß verschafft hat. Es hat sich in diesen Städten Kultur und Eigenart des betreffenden Volkes oder Staates am festesten verkörpert, am reinsten dargestellt. Ihre Bewohner sind und fühlen sich als eine Art Mustervertreter der Gesamtheit, als ihre geborenen Vorkämpfer und Führer. Die Draußenlebenden, die Provinzler, geben sich diesem Einfluß und Anspruch nicht immer willig hin; aber auch wenn sie sich auflehnen, können sie sich ihm nicht ganz entziehen. Sie sind mit zu viel Fäden an die Hauptstadt geknüpft, in zu viel Dingen von ihr abhängig, als daß nicht manches von ihr auf sie abfärben sollte. Daß Fremde in der Hauptstadt eines Staates oder Volkes, mit dem sie bekannt werden wollen, dessen Wesen verkörpert sehen, ist fast unvermeidlich. So erscheint Paris als Frankreich, London als England, Kopenhagen als Dänemark. Nicht überall hat sich das

Übergewicht der Hauptstadt so stark herausgebildet, wie in diesen drei Fällen. Aber wenn z. B. in Rußland sich auch Petersburg und Moskau in die fragliche Stellung teilen, so ist doch eine Präponderanz der Hauptstadt in der Fixierung des National- oder Staatscharakters unverkennbar. Wien und Berlin sind in Österreich und Preußen nicht das, was Paris in Frankreich ist, aber Berliner und Wiener liefern trotzdem die Hauptzüge für den Typus Preuße oder Österreicher, allerdings, wie nicht verschwiegen werden darf, vor einem Menschenalter mehr als heute. Die Einflüsse aber liegen nicht zuletzt auf dem Gebiete politischer Anschauungen, die sich zu gegebener Zeit in Handlungen umsetzen. Was Paris in dieser Richtung für Frankreich bedeutet hat und noch heute bedeutet, ist allgemein bekannt. Ihm kommt am nächsten Kopenhagen, während Rom und Madrid diejenigen europäischen Hauptstädte sind, die sich am wenigsten ihrem Lande aufzudrängen vermögen, wobei allerdings für Rom die Neuheit seiner Stellung ganz wesentlich in Betracht kommt.

* * *

Die Züge, die sich so vom 15. und 16. bis zum 18. Jahrhundert, der Entwicklungszeit der dynastischen Großstädte herausgebildet haben, vertieften und verschärften sich noch ganz erheblich im Laufe des letztverflossenen Säkulums. Es hat die Großstädte in einer Fülle und Ausdehnung emporschießen sehen, die völlig beispiellos dasteht in der Geschichte. Hier ist thatsächlich etwas nie Dagewesenes. Und allen voran schreiten auch jetzt wieder die Haupt- und Residenzstädte. Millionenstädte giebt es in Europa nur in ihren Reihen, und sie sind sicher, diesen Vorsprung auch noch eine ziemliche Zeit zu behaupten. Berlin vermehrte seine Bevölkerungszahl im Laufe des Jahrhunderts auf das Zwölffache, Hamburg nur auf das

Fünffache. Die Spreemetropole hatte ums Jahr 1800 nur etwa um ein Drittel Einwohner mehr als die große Handelsstadt an der Elbe, jetzt ziemlich dreimal so viel. Ähnlich Paris im Vergleich mit Lyon, Marseille und Bordeaux! Als Rom vor einem Menschenalter die Hauptstadt von Italien wurde, hatte es nur die Hälfte der Einwohner Neapels, jetzt ist es diesem nahe gekommen. Allerdings wuchs Nürnberg in neuerer Zeit rascher als München, Leipzig rascher als Dresden, Mannheim als Karlsruhe; Mailand blieb hinter Rom nicht zurück; aber im allgemeinen behaupteten doch die durch ihre politische Stellung bevorzugten Städte den Vorsprung, den sie in den voraufgegangenen Jahrhunderten gewonnen hatten.

Es ist die fortgesetzte Wirkung der gleichen Ursachen, die dieses Ergebnis zeitigte; ja, diese kamen im 19. Jahrhundert fast noch verstärkt zur Geltung. Der staatlichen Verwaltung wuchsen neue Aufgaben zu. Sie erweiterte den Kreis ihrer Thätigkeit zusehends, baute die alten Gebiete umfassender und sorgfältiger an. Neben der Kriegs-, Finanz- und Justizverwaltung, dem Kerne des alten Staatsregiments, ist vor allem das Verkehrswesen mächtig emporgewachsen. Unterricht, Wohlfahrtspflege, Kunst und Wissenschaft stellen stark gesteigerte Ansprüche an die öffentlichen Behörden. Das wirtschaftliche Leben hat sich zu den Konzentrationspunkten von Regierung und Verwaltung noch weit mehr hingezogen gefühlt als in früheren Jahrhunderten. Unsere großen Haupt- und Regierungsstädte sind als Industrie- und Verkehrsplätze kaum weniger als in jener Eigenschaft groß. Bei den meisten von ihnen wäre schwer zu sagen, was das Ausschlaggebende ist. Städte wie Hannover, Kassel, Wiesbaden sind trotz des Verlustes ihrer Hofhaltung seit einem Menschenalter mächtig emporgeblüht. Die Orte dieser Kategorie besitzen für das Kapital eine unverkennbare Anziehungskraft. Und die

Wirkung dessen, was sie groß gemacht hat, ist keineswegs auf die Hauptstädte ganzer Staaten und Reiche beschränkt. Die sämtlichen preußischen Provinzial-Hauptstädte, mit der einzigen Ausnahme von Münster und Schleswig, haben sich zu Großstädten ausgewachsen; wenn man an Schleswigs Stelle, wie es eigentlich richtig ist, Kiel setzt, bleibt allein Westfalens Hauptstadt übrig. An den volkreicheren österreichischen Kronländern und den Verwaltungsmittelpunkten des russischen Reiches kann man die gleiche Beobachtung machen. Überall hat sich mit der Bedeutung für den staatlichen Betrieb auch die für das Erwerbsleben stark gehoben und sich jener wetteifernd, in den meisten Fällen sogar überlegen zur Seite gestellt.

Die gewaltige, fast schwindelhafte Entwicklung des Verkehrs- und Erwerbslebens ist das Beherrschende, Auszeichnende des 19. Jahrhunderts. Sie hat nicht nur das schon in der voraufgegangenen Zeit begonnene Wachstum der Haupt- und Residenzstädte beschleunigt, sie hat auch ganz unabhängig von dieser, ausschließlich durch eigene Kraft eine Reihe neuer Großstädte geschaffen, solche sogar aus dem Nichts hervorgezaubert. Unter den 33 Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern, die Deutschland am 1. Dezember 1900 zählte, sind nicht weniger als 17, darunter die zweit- und viertgrößte, Hamburg und Leipzig, die ihre Größe nur ihrer wirtschaftlichen Bedeutung verdanken, allein auf Industrie und Handel begründet sind. Nimmt man eine Einwohnerzahl von 50 000 als Grenze, so tritt dieses Moment noch stärker hervor. Und es ist, als ob das evangelische Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben werden; wer aber nicht hat, dem wird auch genommen werden, das er hat," hier in rein äußerlicher Bethätigung gleichsam mit Händen zu greifen wäre. Entwickelte wirtschaftliche Betriebe, die in kleineren Orten oder auf dem flachen Lande emporgekommen

sind, werden in große Städte verlegt, um sich noch reicher entfalten oder den Wettbewerb anderer dort etablierter Unternehmungen besser bestehen zu können.

Es ist selbstverständlich, daß die politischen Folgen, die sich vom 16.—18. Jahrhundert an die größere Ansammlung von Menschenmassen in den Haupt- und Residenzstädten knüpften, nicht nur fortdauerten, sondern sich steigerten, als diese Anhäufung im 19. Jahrhundert noch größere Dimensionen annahm. Der Wert dieser Städte für ihre betreffenden Länder, ihr Einfluß auf diese sind noch gestiegen. Mehr noch als früher wird das Land ihnen dienstbar gemacht. Am weitesten in dieser Richtung ist auch heute noch, wie schon früher, Frankreich entwickelt. Keine andere Hauptstadt nimmt eine so zentrale und beherrschende Stellung ein wie Paris. Es wird als selbstverständlich angesehen, daß es in allem und jedem zu bevorzugen sei vor den Städten der Provinz. Ganz besonders tritt das in den baulichen Anlagen hervor, nicht allein in den staatlichen, sondern auch in denen großer Gesellschaften, dann im Verkehr. Die Reise nach und von Paris ist sehr viel leichter ausführbar als das Zurücklegen jeder andern gleich großen Entfernung innerhalb Frankreichs. Von den entlegensten Ortschaften des Landes kann der Fahrgast 3. Klasse in guten Schnellzügen Paris erreichen und von dort zurückkehren, während in eben diesen Zügen demjenigen, der nur eine Teilstrecke zurücklegen will, sofern er nicht über 200 Kilometer fährt, nur die 1. Klasse zur Verfügung steht. Wer von Orleans nach Dijon, von Nantes nach Rouen und selbst von Bordeaux nach Lyon fahren will, wird am schnellsten über Paris sein Ziel erreichen, am schnellsten und am bequemsten, denn das Fahr-Material und -Personal ist auf den hauptstädtischen Zügen das bessere.

Übrigens wird man ja auch im deutschen Verkehrswesen nicht ganz umsonst nach ähnlichen Einrichtungen suchen. In Württemberg kann die Reise nach und von der Hauptstadt von jedem Orte des Landes aus in einem Tage zurückgelegt werden, ein Vorzug, den keine andere Stadt des Königreichs genießt. Auf die Verkehrspolitik eines Landes übt seine Hauptstadt einen besonders starken Einfluß aus.

Schon diese Thatsache muß nun auch ihre militärische Bedeutung ganz wesentlich erhöhen. Im letzten französischen Kriege hat man erfahren, wie schwierig es war, die durch Paris unterbrochene Schienenverbindung der Gebiete diesseit und jenseit der Seine durch neugeschaffene Verkehrswege zu ersetzen. Aber auch schon die Steigerung der allgemeinen Bedeutung führte zu einer erhöhten Einschätzung des militärischen Wertes. Aus dieser Auffassung heraus hat man zu Anfang der vierziger Jahre, als Frankreich infolge seiner Orientpolitik unter den europäischen Großmächten völlig isoliert stand und Lust verspürte, seinem Unmut über die Lage an der deutschen Grenze Luft zu machen, mit der Befestigung von Paris durch detachierte Forts begonnen, die 30 Jahre später sich so wertvoll erweisen sollte. Die Thatsache, daß 1871 der Fall von Paris noch rascher die Ergebung des Landes nach sich zog als 1814 und 1815, deutet auch darauf hin, daß das Gewicht der Hauptstadt in der Zwischenzeit noch gewachsen war. In Österreich hat 1866 die bloße Bedrohung Wiens genügt, zum Frieden geneigt zu machen, während sowohl 1805 wie 1809 die Entscheidung erst gefallen ist, lange nachdem der Kaiser seine Residenz geräumt hatte. Frankreichs heutiges Verteidigungssystem ist demnach vor allem auf den Schutz von Paris bedacht. Die Stadt ist mit dem umgebenden Gelände in so umfassender Weise befestigt, daß man eine völlige Einschließung und demnach auch

die Bezwingung nicht mehr für möglich hält. Der ins Land eingedrungene Gegner soll alle Streitkräfte festlegen müssen, die unbesiegbare Hauptstadt zu bewachen, und so außer Stand gesetzt sein, das Land zu occupieren und ihm seinen Willen aufzuzwingen. In noch ausgeprägterer Weise bildet Kopenhagen den Mittelpunkt des dänischen Verteidigungssystems. Man rechnet im Falle eines Krieges mit der völligen Preisgebung des Landes und will dieses allein in der Hauptstadt selbst ernstlich verteidigen. Und dieses Verfahren ist, wie die Dinge dort liegen, zweifellos das richtige. Auch in den Niederlanden ist zwar nicht der Haag, wohl aber Amsterdam der Kern von Befestigungsanlagen, die darauf berechnet sind, nach etwaiger Räumung der Außenprovinzen immer noch einen Widerstand zu ermöglichen, durch den die Selbständigkeit des Landes gerettet werden kann. Im Schwesterlande Belgien spielt nicht die Haupstadt diese Rolle. Wegen ihrer militärisch wenig günstigen Lage hat man vorgezogen, sie der zweitgrößten Stadt des Landes, dem für diese Aufgabe so vortrefflich gelegenen Handelsemporium Antwerpen zuzuweisen. Italiens neue Hauptstadt ist durch umfassende Werke zu nachhaltiger Gegenwehr vorbereitet, während ihre Vorgängerinnen Turin und Florenz eines derartigen Schutzes entbehrten. Das gleiche Verfahren hat Rumänien für nötig gehalten. Die Hauptstädte Europas, die von der See her zugänglich sind, hat man gegen Angriffe von dort wirksam zu decken gesucht, wie Kopenhagen so St. Petersburg, Stockholm, Christiania und selbst London trotz Englands unbestrittener Vorherrschaft auf dem Meere. Nur Lissabon macht eine Ausnahme, wie auch Madrid unter den Binnenstädten, offenbar weil sowohl Portugal wie Spanien ihr Vertrauen in die Zukunft auf die Kraft des Beharrungsvermögens gesetzt haben. Wenn Deutschland, Österreich und Rußland

den Weg noch nicht beschritten haben, so liegen dafür allerdings andere, unter sich verschiedene Gründe vor. Die russische Regierung kann man wohl nicht des Leichtsinns beschuldigen, wenn sie die Möglichkeit eines Vordringens feindlicher Truppen bis Moskau und St. Petersburg trotz 1812 nicht mehr in Rechnung zieht; für ihre westliche Verteidigungsstellung bildet die polnische Hauptstadt Warschau den Mittelpunkt. Österreich denkt wohl nicht mehr an einen Angriff von Westen oder Nordwesten her; gegen einen solchen von Nordosten erfreuen sich seine beiden Hauptstädte einer verhältnismäßig geschützten Lage. In Deutschland aber ist bisher die Ansicht überwiegend gewesen, daß man im Kriege die Entscheidung an den Grenzen und im offenen Felde zu suchen habe; wenn man dem Gedanken einer Befestigung der Reichshauptstadt noch nicht ernstlich näher getreten ist, so war dabei doch auch wohl die Erwägung maßgebend, daß Berlin für Deutschland weder politisch noch militärisch die Bedeutung hat wie Paris für Frankreich.

Es ist aber keine Frage, daß das überraschende Anwachsen der großen, ihre Umgebung wirtschaftlich beherrschenden Städte und die damit eng verbundene Entwicklung des Verkehrswesens der militärischen Verwaltung und der Kriegskunst neue Aufgaben stellen wird, ähnlich wie sie die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes Moltke und seinen Zeitgenossen zu lösen gab. Die Großstädte verfügen in der Regel über eine solche Fülle von Hilfskräften und Kriegsmitteln, sie sind so oft Schnittpunkte der wichtigsten und leistungsfähigsten Eisenbahnlinien, daß die Herrschaft über sie für kriegerische Operationen stets von besonderem Werte sein muß. In Frankreichs Osten sind auch alle diese Plätze fortifikatorisch gedeckt, an den beiden deutschen Grenzen mehrere wichtige Verkehrszentren, die sämtlich allerdings schon früher mehr oder weniger befestigt waren, zu großen

Lagerfestungen ausgebaut. Ob auf diesem Wege noch weiter zu gehen, ob etwa ein anderer einzuschlagen ist, sind aber Fragen, deren Erörterung Vorkenntnisse erfordert, die mir nicht zu Gebote stehen. Es möchte der Ausdruck des Wunsches und der Hoffnung genügen, daß in der Lösung dieser Aufgaben das gegenwärtige Deutschland nicht weniger glücklich sein möge als das Moltkes in der Anpassung der Kriegführung an die neue Entwicklung der Verkehrsmittel.

Es ist aber unverkennbar, daß die großen Städte auch einen erhöhten Einfluß auf das geistige Leben, den Bildungsstand der Länder gewonnen haben. Das konstitutionelle Regiment der Neuzeit ist nicht weniger darauf bedacht, die wissenschaftlichen und künstlerischen Zentralanstalten in den Hauptstädten zu vereinigen als einst der aufgeklärte Despotismus, wie er denn überhaupt in Zentralisationsbestrebungen die absolute Monarchie eher übertrifft als ihr nachsteht. Der Gedanke, eine Hochschule etwa in eine kleine durch Schönheit und Gesundheit ausgezeichnete Landstadt zu verlegen, würde unserer Zeit nicht mehr kommen. Daß man den rechten Zeitpunkt versäumt hat, der Tübinger Universität ihren Sitz in Stuttgart anzuweisen, wird in dem so volkstümlich regierten Württemberg oft bedauert. Die großen, volk- und mittelreichen Verkehrsplätze sind vielfach bemüht, sich selbst neue Bildungszentralen zu schaffen, Handels- und andere Hochschulen, Theater, Museen, Bibliotheken, Sammlungen aller Art. So erscheinen die Großstädte noch weit mehr als vor 100 und 200 Jahren als die vornehmsten, ja die ausschließlichen Träger der Kultur eines Volkes. Der Fremde, der ein Land kennen zu lernen wünscht, denkt meistens gar nicht daran, irgend einen anderen Platz als sie zu besuchen. Die Schnelligkeit und Leichtigkeit des mo-

dernen Reisens begünstigt diese neue Entwicklung ungeheuer. In den Zeiten Goethes und Heines war der Reisende noch gezwungen, sich wohl oder übel mit den Einrichtungen des flachen Landes, der Städte und Dörfer abzufinden. Er mußte über ein besonderes Maß von Stumpfsinn verfügen, wenn das geschah ohne eine gewisse Anteilnahme an Art und Natur des Landes und seiner Bewohner, an ihren durch die abschleifende Wirkung großstädtischen Lebens noch nicht polierten Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten. Heute läßt eine große Zahl auch der „gebildeten" Reisenden sich befördern wie ein Gepäckstück, nur daß man Verpflegungsbedürfnisse hat und sich zur Legitimation einer Fahrkarte statt eines Klebezettels bedient. Man fährt von Berlin nach München oder von Köln nach Dresden, ohne auf etwas anderes Acht gegeben zu haben als auf einige durch den Fahrplan markierte Stationen. Wenn man an einer der schönen süddeutschen Universitätsstädte einen Studierenden fragt, was er denn auf der Hin- und Herreise nach seiner Berliner oder Hamburger Heimat Schönes und Interessantes gesehen habe, erhält man in neun unter zehn Fällen die Antwort, was es denn da zu sehen gebe; die Reise wird in der Regel bei Nacht gemacht. Wie für den Alpenfex das Interesse erst auf den Hütten anfängt, als wenn sich weiter unten zwischen den Bergen nichts Bemerkenswertes fände, so auch für den Durchschnittsreisenden bei den großen Städten gegenüber dem dazwischen liegenden flachen Lande. Wer München gesehen, Zugspitze oder Watzmann bestiegen oder gar noch die Oberammergauer Spiele geschaut hat, ist fest überzeugt davon, daß er Land und Volk Baiern gründlich kenne, auch wenn er sich nicht einmal die Mühe nahm, auf die Dörfer der baierischen Hochebene, Wurzel und Kern der Kraft des Landes, vom Fenster seines Zuges aus einen Blick zu werfen. Der landläufigen

Auffassung auch der Gebildeten sind die großen Städte das Land selbst; ihre Züge bestimmen das Bild, das man sich vom Ganzen macht.

Diese unbestreitbare, den meisten kaum zum Bewußtsein kommende Anschauungsweise hat auch eine unleugbare politische Bedeutung. Ganz abgesehen davon, daß politische Meinungen und Ansichten entstehen und bestehen im engsten Zusammenhange mit Lebensverhältnissen und Lebensauffassung, so ist auch bei politischen Fragen der Blick des Landes ganz naturgemäß auf seine Hauptstadt gerichtet. Und diese gegebene Sachlage ist unerschütterlich befestigt durch die Entwickelung des 19. Jahrhunderts. Es war das konstitutionelle und das nationale Jahrhundert, und diese beiden Charakterzüge, besonders aber der erstere, haben ihre schärfste Ausprägung in den Haupt- und Großstädten gefunden.

Führer und Vorbild ist auch hier wieder Paris gewesen. Die französische Revolution hat seine ohnehin schon so große Geltung für Frankreich noch bedeutend gesteigert. Die Nationalversammlung war zunächst nach Versailles berufen; Paris zog sie bald in seine Mauern. Von da an wurde es maßgebend für die politischen Regungen des Landes und ist es bis heute geblieben. Ja man kann sagen, daß seine Stellung noch gehoben worden ist in dem Jahrhundert, das der ersten Revolution folgte. Damals sind gewisse Teile des Landes dem Beginnen der Hauptstadt doch nur widerwillig gefolgt. Die Vendée, Lyon, Nantes, Toulon und andere Städte und Landschaften mußten mit blutiger Gewalt in die neue Richtung hineingezwungen werden und sind ihr lange innerlich fremd geblieben. Die späteren Umwälzungen, die Juli- und Februarrevolution, die Erhebung gegen das zweite Kaiserreich im September 1870,

sind viel durchschlagender von Paris aus ins Werk gesetzt worden. Erst unter der dritten Republik hat langsam eine gewisse Gegenströmung Kraft gewonnen. Sie nahm ihren Ausgang von der Niederwerfung der in der Hauptstadt zur Herrschaft gekommenen Kommune. Man möchte doch nicht alles in Paris zentralisiert, sich nicht in allem von dieser Stadt abhängig sehen. In einzelnen Provinzen, besonders im Süden, regen sich sogar Wünsche, in denen man einen Keim föderativer Bestrebungen entdecken könnte. Aber die Entwickelung von Jahrhunderten ist schwer rückgängig zu machen, und besonders die politischen Geschicke Frankreichs werden für absehbare Zeiten noch in Paris entschieden und durch diese Stadt maßgebend beeinflußt werden.

Der französische Konstitutionalismus ist, bis auf das große, noch heute absolutistisch regierte Östreich, Muster geworden für die Staaten des kontinentalen Europas. Er hat weiter und tiefer gewirkt als Englands Parlamentsleben. Und so hat er auch hier den politischen Einfluß der Hauptstädte gesteigert. Die Bewegungen, die den Erdteil zunächst im Anschluß an die Julirevolution, dann weit heftiger und umfassender als Folge von Louis Philipps Sturz durchzuckt haben, lassen das deutlich erkennen. Überall waren es die Hauptstädte, die vorangingen, und deren Erfolg oder Nichterfolg entschied. Die Selbständigkeit Belgiens vom Königreich der Niederlande ward in den Straßen Brüssels erkämpft und Polens Schicksal durch den Fall Warschaus besiegelt. 1848 gingen in Deutschland und Italien, in Ungarn und Dänemark, überall wo die staatlichen Verhältnisse dem revolutionären Feuer Nahrung boten, die Haupt- und Großstädte voran und wurden die Schlachtfelder für den Kampf der politischen Gewalten und Parteien. Der Ausgang der Märzkämpfe in den Straßen Berlins hat der deutschen Revolution

erst die Bahn frei gemacht, während andererseits Wiens Bezwingung durch des Kaisers Armee und die vom neugekräftigten preußischen Königtum verfügte Verlegung der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg die Marksteine wurden für ihre Niederwerfung. Die Zeit hat es sich nicht anders gedacht, als daß die Freiheit nur erkämpft werden könne auf den Barrikaden der großen Städte, und es ist auch nicht anders gewesen, als daß hier die Entscheidung lag über die Verteilung der Gewalt im innerpolitischen Leben der Staaten. Dresden selbst weiß ja von diesen Hergängen und den Überzeugungen, die in ihnen zum Ausdruck kamen, nicht wenig zu erzählen.

Eine besondere Stellung gegenüber dem festländischen Europa nimmt aber auch hier wieder England ein. Abgesehen von der im Sande verlaufenen Chartistendemonstration kann man nicht erkennen, daß London im politischen Leben des Landes um diese Zeit eine besondere Rolle spielt.

* * *

Man mag über das „tolle“ Jahr denken, wie man will, man kann nicht leugnen, daß es den Gedanken des Konstitutionalismus in Europa zum vollen Siege geführt hat. Und wenn wir heute auch nicht mehr geneigt sind, in gleicher Weise wie vor einem halben Jahrhundert an dessen allein selig machende Kraft zu glauben, wenn wir manches in seiner Durchführung für fragwürdig und besonders ihn nicht in allen Verhältnissen in gleicher Weise für durchführbar halten, so kann andererseits kein Zweifel bestehen, daß wir ihm ein Aufblühen des gesamten staatlichen Lebens, eine Entfaltung menschlicher Thatkraft und Thätigkeit zu verdanken haben, wie sie kaum je eine frühere Zeit erlebt hat, und daß, wenn diese Errungenschaften nicht preisgegeben werden sollen, an seinen Grundgedanken für ab-

fehbare, ja für alle Zeiten nicht mehr gerüttelt werden darf. Gerade unser Volk, dann das ihm in der Entwicklung seiner Geschicke so nahe stehende italienische verdanken ihren neu begründeten Verfassungen, der durch sie unvermeidlich gewordenen gemeinsamen Arbeit für das Ganze eine unverkennbare Erstarkung des National- und Einheitsgefühles, wie sie auf einem anderen Wege sich niemals so rasch hätte durchsetzen können. Für die Einschätzung der großen Städte ist das insofern von Wichtigkeit, als gerade sie mit dieser Entwicklung besonders eng verknüpft sind.

Es erscheint uns als selbstverständlich, als unumgänglich, daß die neuen parlamentarischen Körperschaften ihren Sitz in den Hauptstädten nahmen. Einrichtungen, wie sie sich z. B. in der Tagung der mecklenburgischen Stände in Malchin und Sternberg erhalten haben, erscheinen uns in der Jetztzeit überlebt. Indem wir aber so urteilen, stehen wir zweifellos unter dem Einfluß der Zentralisierungstendenz, die im modernen Staate lebendig ist.

In Ländern und Staatenbildungen mit stark föderativen Bedürfnissen oder Neigungen ist das keineswegs so ausgemacht. Nicht nur daß der deutsche Bund seinen viel besprochenen Indifferenzpunkt in Frankfurt gesucht hat, daß eben dort das deutsche Reichsparlament der Jahre 1848 und 1849, das Unionsparlament von 1850 aber gar in Erfurt tagte, die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben es für nötig gehalten, einen besonderen Distrikt zu schaffen, um dorthin Regierung und Volksvertretung zu verlegen, und diesen Distrikt aller politischen Rechte zu entkleiden, um jede Beeinflussung der zentralen Verfassungsorgane hintanzuhalten. In der Schweiz belieben gewisse Kreise, die den föderativen Charakter der Eidgenossenschaft möglichst stark betonen möchten, Bern nicht Bern, sondern „Bundesstadt“ zu nennen. Ähnlichen Tendenzen ver-

dankt auch der Haag seine historisch überlieferte Stellung als Sitz der verfassungsmäßigen Regierungsorgane des niederländischen Volkes. Die Bedeutung, die 1809 der finnische Landtag in Borgå, 1814 der norwegische in Eidsvold gewann, zeigen auch, daß nicht von vornherein überall die Hauptorte oder die größten Orte als die natürlichen Stätten gemeinsamer politischer Landesarbeit angesehen wurden. Wenn dieser Gedanke sich trotzdem siegreich durchsetzte, wenn die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg, die fast gleichzeitige Berufung des österreichischen Reichstags nach Kremsier, das Tagen der französischen Constituante von 1871 in Versailles nur als Intermezzi erscheinen, so sind das Belege für die steigende politische Bedeutung, welche der Landeshauptstadt im modernen Staatsleben beigemessen wird.

Es ist damit gegeben, daß die Landeshauptstädte (und sie repräsentieren ja zumeist die modernen Großstädte) auch einen über das Gewicht ihrer Volkszahl und über das Maß der in ihnen vereinigten geistigen und wirtschaftlichen Kräfte hinausreichenden Einfluß auf das politische Leben des Staates ausüben. Die Volksvertreter sind während der Zeit ihrer parlamentarischen Thätigkeit der ununterbrochenen Berührung mit den hauptstädtischen Kreisen ausgesetzt, sind von deren Einrichtungen bis zu einem gewissen Grade abhängig, in ihrer Information über Dinge und Hergänge in erster Linie auf Quellen angewiesen, die in der Hauptstadt ihren Ursprung haben. Mag das alles, je nach dem Parteistandpunkte, eine noch so verschiedene Färbung zeigen, ein gewisses gemeinsames, durch den Charakter der Hauptstadt bedingtes Gepräge ist ihm doch eigen. Und in mancher Richtung ist dieser Einfluß dem allgemeinen, dem gesamten Volksinteresse zweifellos förderlich,

ja in hohem Grade wertvoll. Manche enge Auffassung weicht hier weiteren Gesichtspunkten. Im Zusammenhange, von einer höheren Warte herab wird klar und erscheint gerechtfertigt, was einzeln gesehen Bedenken erregte und beanstandet ward. Personen und Dinge, die nur durch Vermittlung der Druckerschwärze bekannt waren, bewinnen eine andere Gestalt, wenn man ihnen unmittelbar gegenüber steht. Wir wissen es aus Erfahrung, daß manch aufrechter Partikularismus sich in der Reichshauptstadt zu einer respektvollen Verneigung bereit gefunden hat. Schon was hier in reichem Verein die Gesamtheit der Kultur eines Landes und Volkes zur Darstellung bringt, wirkt anregend, belebend, erhebend. Auch den Widerwilligen beschleicht eine Empfindung des Stolzes auf das, was die Gesamtheit vermochte. Auch dem Provinzler ist die Ehre seiner Hauptstadt bis zu einem gewissen Grade die eigene; er hört nicht gern, daß sie einer fremden nachgestellt wird. Sie schlingt ein neues Band um die Staatsangehörigen.

Die Hauptstadt als Sitz der Regierung und Schauplatz des parlamentarischen Lebens gewinnt aber noch nach anderer Richtung hin einen weitreichenden politischen Einfluß. In ihr fließen naturgemäß die das Gesamtwohl betreffenden Nachrichten zusammen, Kunde und Kenntnis alles desjenigen, was für eine Teilnahme am öffentlichen Leben wissenswert und bedeutungsvoll ist. So wird sie zum Mittelpunkt der Preßthätigkeit des Landes, ohne die wir uns Politik überhaupt gar nicht mehr denken können. Großstädten mit hoher Bevölkerungsziffer und stark entwickeltem Wirtschaftsleben kann es gelingen, die Schwäche ihrer staatlichen Geltung einigermaßen auszugleichen und sich neben der hauptstädtischen Presse zu behaupten. Das Blatt der Provinz kommt nicht auf, auch wenn seine Redaktionsstube der hauptstädtischen an Geist und Bildung über-

legen sein sollte. Organe, die sich in günstigeren Zeiten von mittleren Orten aus zu umfassender Bedeutung emporgearbeitet hatten, haben sich genötigt gesehen, ihr Domizil in die Großstadt zu verlegen. Angesehene Verlagsinstitute mit periodischen Publikationen und populärer Tendenz haben den gleichen Schritt gethan. Die Großstädte haben eine Art Privileg erworben, der Menschheit jahraus jahrein vom 1. Januar bis zum 31. Dezember tagtäglich ein-, zwei- oder auch dreimal vom weiten Erdenrund dasjenige vorzulegen, was ihren Insassen bemerkens- und wissenswert erscheint. Es möchte schwer sein, im Laufe der Weltgeschichte ein gleiches Beispiel geistiger Gängelung und Bevormundung aufzuweisen. Und die lesende Menschheit läßt sich das nicht nur gefallen, sondern sie preist es als eine der wertvollsten Errungenschaften moderner Kultur und möchte sich bei Leibe nicht dem Banne entziehen, dem sie sich ergeben und der sie umstrickt hat. So weit Zeitungslektüre auf Bildung und Gesinnung wirken kann (und für das Gebiet der Politik ist sie zweifellos die mächtigste Lehrerin), steht die lebende Menschheit unter dem beherrschenden Einfluß großstädtischer Thätigkeit.

Es kann bei dieser Sachlage nicht gleichgiltig sein, welche politischen Gesinnungen im allgemeinen von großstädtischen Bevölkerungen vertreten werden.

Es werden wenige sein, die bei Beantwortung dieser Frage es nicht für nötig halten würden, zunächst darauf hinzuweisen, daß in Großstädten sich eine besondere Vorliebe für extreme Anschauungen zumal in radikaler Richtung beobachten läßt. Dem Reichsdeutschen liegt das ja ganz besonders nahe. In unseren Großstädten überwiegen, so weit sich das aus den Wahlen feststellen läßt (und ein anderes Erkennungsmittel steht nicht zu

Gebote) die politischen Anschauungen, die man als sozialistische bezeichnet, ganz entschieden.[1]) Wenn man absieht von Posen und Essen, in welchen beiden Städten besondere Verhältnisse vorlagen, die ihre Einreihung ausschließen, so haben in den Wahlen von 1898 in den 43 Reichstagswahlkreisen, die von den übrigen 31 deutschen Großstädten gebildet werden, 26 einen sozialdemokratischen Vertreter erhalten, nur 17 einen nichtsozialistischen. Von den 1091560 in diesen 31 Städten gleich im ersten Wahlgange abgegebenen Stimmen fielen 621815 also nahezu 57% auf die sozialdemokratischen Kandidaten. Auch wenn man die übrigen 17 Großstädte, in denen gleich im ersten Wahlgange oder bei der Stichwahl nichtsozialistische Abgeordnete gewählt wurden, in die Zusammenstellung hineinzieht, stellt sich heraus, daß in den deutschen Großstädten im ersten Wahlgange über die Hälfte der abgegebenen Stimmen auf Sozialisten fielen, 815706 von 1605581, daß in ihnen also die sozialistische Partei stärker war als alle anderen zusammen. Da auf diese Städte über 20% der im ganzen Reiche abgegebenen Stimmen entfielen, während sie noch nicht 11% der vorhandenen Wahlkreise ausmachen, so erhellt deutlich, welche Wirkung eine Neueinteilung der Reichstagswahlkreise auf Grund der Bevölkerungsziffer haben würde. Verglichen mit dem übrigen Reichsgebiet ist in den Großstädten sozialistische Gesinnung ungefähr doppelt so stark vertreten, denn während sie 20% der überhaupt abgegebenen Stimmen aufwiesen, lieferten sie fast 39% der sämtlichen sozialistischen Wähler und über 46% der sozialistischen Abgeordneten. Scheidet man die 367522 im ersten Wahlgange sozialistisch abgegebenen Stimmen der 30 sozialistisch

[1]) Die folgenden Zahlen sind der Statistik der Reichstagswahlen von 1898, Ergänzungsheft zu den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1898, III entnommen.

vertretenen, nichtgroßstädtischen Wahlkreise, die übrigens auch, wie ja bekannt, mit ganz vereinzelten Ausnahmen eine überwiegend städtische und industrielle Bevölkerung haben, so bleiben für alle übrigen 341 Wahlkreise nur wenig mehr sozialistische Stimmen übrig als für die 31 Großstädte: 923000 gegen 815000.

Auch die Gegenprobe bestätigt diese Beobachtung. In den 45 großstädtischen Wahlkreisen des Reiches (hier können Posen und Essen mitgezählt werden) sind von 1689791 insgesamt abgegebenen Stimmen 256129 also 15%, demnach noch lange nicht ein Drittel der sozialdemokratischen, auf Kandidaten mittlerer Parteirichtungen, als welche man Reichspartei, Nationalliberale und freisinnige Vereinigung ja wohl bezeichnen kann, gefallen, und nur sieben großstädtische Wahlkreise, und zwar, abgesehen von Leipzig, lauter Großstädte, die erst neuerdings in diese Rangstellung hineingewachsen sind, werden von Angehörigen dieser Parteien im Reichstage vertreten.

Wenn so über den politischen Charakter der derzeitigen deutschen großstädtischen Bevölkerung in gewisser Beziehung ein Zweifel kaum bestehen kann, so ist doch noch sehr die Frage, ob der bei uns zu beobachtende Zug der Großstadt als solcher anhaftet. Ein sicheres Urteil darüber ist schwer zu gewinnen. Einmal ist die Verallgemeinerung großstädtischen Lebens in allen Landen europäischer Kultur noch jung, nirgends ein Jahrhundert alt, vielfach kaum ein halbes. Dann bilden den einzigen Anhaltspunkt die Ergebnisse politischer und administrativer Wahlen, und die Bedingungen, unter denen diese vollzogen werden, sind sehr verschiedener Art. Es ist aber trotzdem nicht ohne Interesse, einen vergleichenden Blick auf die Erscheinungen zu werfen, die sich zur Zeit erkennen lassen.

Das Nächstliegende ist, französische und deutsche Verhältnisse nebeneinander zu stellen, da beide Länder schon durch

ihre Rivalität zu einer Vergleichung reizen, annähernd gleiche Bevölkerungszahl und das gleiche Wahlrecht haben. Aber der Unterschied der Verfassung greift hier nicht unwesentlich ein. Das Bestehen der republikanischen Regierungsform beseitigt einen Gegensatz, der in Deutschland einer der schärfsten zwischen der sozialistischen und anderen Parteien ist. So verwischen sich die Unterschiede, welche die sozialistische von der in Frankreich ihr nächststehenden radikosozialistischen Partei scheiden. Die Grenzlinien sind schwer zu ziehen und keineswegs beständig.[1]) Es hat darin auch seinen Hauptgrund, daß in der französischen Deputiertenkammer weniger sogenannte Sozialisten sind als im deutschen Reichstage, 48 von 589 nach den Wahlen von 1902, gegenüber 56 von 397 nach den deutschen Wahlen von 1898, also 8,1 gegenüber 14,1%. Man darf aus dieser Thatsache noch nicht den Schluß ziehen, daß im Geburtslande des Sozialismus sozialistische oder ihnen verwandte Anschauungen zur Zeit weniger vertreten seien als in Deutschland. Von diesen 48 Sozialisten sind 15 in Paris und Vororten gewählt, zu denen noch 7 Radikosozialisten kommen. Da von dort noch 17 Nationalisten, dagegen nur 4 Konservative und Monarchisten in die Deputiertenkammer entsandt wurden, so scheint Paris, das im ganzen 50 Sitze zu besetzen hat, die Erfahrung zu bestätigen, daß der Großstädter zum politischen Extrem neigt, Geschmack hat für das, was man als „schärfere Tonart" zu bezeichnen pflegt. Von 657 000 in Paris und Vororten abgegebenen Stimmen waren 269 000 revolutionärsozialistische, sozialistische und radikosozialistische, 250 000 nationalistische. Die Vororte wählten aus-

[1]) Die folgenden Zahlenangaben entstammen dem Annuaire du Parlement 5. année, nouv. série 1903, dann der Publikation: Elections Législatives de 1902. Carte de France en dix couleurs donnant: Les circonscriptions électorales, le nom des députés et leur nuance politique.

schließlich Abgeordnete dieser Richtungen! Aber die Erfahrung wiederholt sich doch nicht in den übrigen französischen Großstädten. Unter ihnen ist nur noch eine, die reine Fabrikstadt Saint Etienne, die überwiegend sozialistisch gewählt hat (2 neben 1 Republikaner); in dem von altersher radikalen Marseille halten die Sozialisten den anderen Parteien nur die Wage. In allen übrigen Großstädten sind sie in der Minorität, in nicht weniger als 8 von den vorhandenen 15, nämlich in Bordeaux, Roubaix, Nantes, Le Havre, Rouen, Reims, Nizza und Nancy überhaupt mit keinem Kandidaten durchgedrungen. Man wird als Grund dafür zunächst die Rückständigkeit französischen Großstadtlebens vermuten. Während das Nachbarland in dieser Beziehung vor einem Menschenalter noch einen Vorsprung vor Deutschland hatte, steht es ihm jetzt nicht unwesentlich nach. Es besitzt nur 15 Großstädte gegenüber den 33 deutschen, und wenn man Paris, das allein über die Hälfte aller französischen Großstadtbewohner birgt, außer Rechnung stellt, giebt es überhaupt nur 2654000 französische Großstädter gegenüber 7232000 deutschen (auch hier Berlin unberücksichtigt gelassen), also 6,8 gegenüber 12,8%. Doch soll ausdrücklich bemerkt werden, daß es keineswegs sicher ist, daß man die Ursache der angeführten Wahlergebnisse gerade in dieser Sachlage zu suchen hat.

In betreff der Schweiz, deren Verhältnisse den deutschen noch näher liegen würden als die Frankreichs, besteht zunächst für einen Vergleich dieselbe in der Verschiedenheit der Verfassungen liegende Schwierigkeit. Dazu kennt die Schweiz keine eigentlich großstädtische Entwicklung. Zürich und Basel sind die einzigen Gemeinden, die mehr als 100000 Einwohner zählen, und das auch erst seit kurzem. In dem zur Zeit 165 Mitglieder zählenden Nationalrat sind nur 6 Sozialisten, von denen je einer aus den beiden genannten Städten stammt. In

den kantonalen Vertretungen bilden sie größere Gruppen, die stärksten wohl eben in den Kantonen Zürich und Baselstadt, noch nicht ganz ein Sechstel der Gesamtzahl; doch stammen sie vielfach auch aus ländlichen Kreisen. Etwas Bestimmtes über den Einfluß der Großstadt auf die politische Haltung ihrer Bewohner läßt sich aus den hier zu beobachtenden Erscheinungen bis jetzt nicht entnehmen.

Seitdem in Österreich mit der Einrichtung einer sogenannten fünften Wahlkurie im Jahre 1896 ein allgemeines, direktes und gleiches Wahlrecht in subsidiärer Geltung zur Anerkennung gelangt ist, könnte man dort die in Deutschland zu machenden Beobachtungen bestätigt finden. Die Wahlen dieser Kurien sind in den Großstädten der diesseitigen Reichshälfte extrem ausgefallen, in Wien sozialistisch und christlich-sozial, sonst rein sozialistisch, nur in Prag und Triest, den von starken tschechischen, bezw. italienischen Aspirationen bewegten Städten, national. Bei der Beurteilung dieser Thatsache ist aber in Betracht zu ziehen, daß die Wähler dieser Kurie ausschließlich den weniger bemittelten Klassen angehören.

Einen klareren Einblick gestatten die belgischen Verhältnisse. Das Land hat seit 1893 allgemeines und direktes Wahlrecht, und ein gleich großer Prozentsatz der Bevölkerung wie in Deutschland und in Frankreich kann sich an der Wahl beteiligen. Abweichend ist nur, daß gewissen Kategorien von Wählern ein Plural-Stimmrecht zusteht, was natürlich in konservativem Sinne wirkt. Belgien ist unter diesem Wahlrecht dasjenige Land geworden, dessen Volksvertretung die zahlreichste sozialistische Gruppe aufzuweisen hat, zur Zeit 34 oder vielleicht 36 Mitglieder unter 166, also mehr als ein Fünftel. Aber unter den vier Großstädten des Landes hat nur der

Lütticher Bezirk eine sozialistische Majorität; er entsandte sechs sozialistische neben drei katholischen und zwei liberalen Vertretern in die Kammer. Unter 18 im Brüsseler Bezirk Gewählten waren nur fünf Sozialisten, unter 10 in Gent zwei, in Antwerpen unter 11 nur einer. Der Kern der sozialistischen Gruppe kam aus den wallonischen Industriebezirken, besonders dem Hennegau. Von einer durchschlagenden Bedeutung des großstädtischen Lebens für die politische Haltung der Bevölkerung kann man in Belgien nicht wohl sprechen.[1])

Allgemeines, direktes und gleiches Stimmrecht hat auch noch Dänemark. Doch ist die Zahl der Wähler eingeschränkt durch das Hinaufsetzen der Altersgrenze für Ausübung des aktiven Wahlrechts auf das vollendete 30. Lebensjahr; sie beträgt 16,4% gegenüber 21,9 in Deutschland. Daß das in konservativem Sinne wirkt, kann wohl kaum bezweifelt werden. Die dänische zweite Kammer (Folkething) zählt zur Zeit 14 Sozialisten unter 114 Mitgliedern. Von ihnen sind 9 aus der Hauptstadt, die zur Zeit die einzige Großstadt des Landes ist, und aus ihrer unmittelbaren Umgebung, der Rest übrigens auch aus größeren und besonders industriereichen Städten des Landes. Zur Zeit ist Kopenhagen wohl diejenige Haupt- und Großstadt Europas, die am meisten unter sozialistischem Einflusse steht. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß bis zum Jahre 1884, wo zuerst ein Sozialdemokrat in das Folkething eintrat, Kopenhagen Hauptstütze der konservativen Partei, der sogenannten „Rechten", war. Die Linke, eine in mancher Beziehung recht radikale Partei, hatte ihre Stärke durchaus in bäuerlichen Kreisen. Im genannten Jahre gelang es ihr durch Verbindung mit der Sozialdemokratie, fünf Kopenhagener Wahl-

[1]) Vgl. F. Livrauw, Le Parlement Belge. Nos Législateurs 1900 — 1902.

kreise zu erobern; der Bundesgenosse hat sie dann, wie das ja so oft beobachtet werden konnte, bei der weiteren Entwicklung fast ganz zur Seite gedrängt.[1])

Ähnliche Hergänge hat Norwegen aufzuweisen. Die Hauptstadt, die auch hier die einzige Großstadt ist, war lange die Hochburg der „Rechten“, bis sie in den Wahlen von 1894 und 1897 zur Linken überging. Dann aber geschah das Eigentümliche, daß Christiania im Jahre 1900, nach Einführung des allgemeinen Stimmrechts, wieder konservativ wählte. Auch in Norwegen ist der Bauernstand der Hauptträger des politischen Radikalismus. Sozialistische Anschauungen haben hier noch nicht zu politischer Vertretung gelangen können.

In Schweden, wo das Wahlrecht noch jetzt an einen Census geknüpft ist, andererseits aber die Städte gegenüber dem flachen Lande einen Vorzug genießen, ist zuerst 1896 nach im Jahre 1894 beschlossener Erweiterung der Wahlberechtigung ein Sozialist in die zweite Kammer eingetreten, einer der 24 Abgeordneten der Landeshauptstadt, die als Großstadt nur noch Gotenburg neben sich hat. Die Wahlen von 1902 haben noch drei hinzugebracht, aus Malmö, Westerås und Ystad. Erstgenannte Stadt hat etwas über 60000, Westerås 12000, Ystad 9000 Einwohner. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in Malmö und Ystad die Nähe des Auslands, Dänemarks und Deutschlands, mitgewirkt hat.

---

[1]) Vgl. Statistiske Meddelelser, herausgegeben vom dänischen statistischen Bureau für die Wahlen von 1895, 1898, 1901. Die am 24. März, also 10 Tage nach diesem Vortrage, erfolgte Wahl von Bürgervertretern in Kopenhagen ergab das überraschende Resultat, daß die Kandidaten der Arbeiter- und Wähler-Vereinigung der „Rechten“ mit 16261 bis 16497 Stimmen gewählt wurden, während die der Sozialisten nur 13941 bis 14390 Stimmen erhielten. 1901 erhielten die Sozialisten 12922 bis 13100, die Rechte 6936 bis 6991 Stimmen. Dagbladet vom 25. März 1903.

Eine eigentümliche Erscheinung zeigt das Königreich der Niederlande. Die Wahlrechtsänderung von 1887 vermehrte die Zahl der Wähler auf weit über das Doppelte, immerhin auf nicht mehr als etwa 7,8%, gut ein Drittel der im Deutschen Reiche Wahlberechtigten. Auf Grund dieser Ordnung zählt die niederländische zweite Kammer jetzt 8 Sozialisten unter ihren 100 Mitgliedern. Aber nur einer von ihnen stammt aus Amsterdam, neben welchem das Königreich ja noch drei weitere Großstädte besitzt, die übrigen sämtlich aus dem Nordosten des Landes, aus ländlichen und kleinstädtischen Bezirken der Provinzen Gröningen, Westfriesland und Overijssel.

Trotz der tiefgreifenden Unterschiede, die fast in allen mit dem politischen Leben zusammenhängenden Verhältnissen zwischen dem Königreich der Niederlande und Italien bestehen, zeigt die Betrachtung aus dem hier angenommenen Standpunkt eine gewisse Ähnlichkeit. Auch in Italien wird die extremste politische Richtung überwiegend von kleinstädtischen und ländlichen Bezirken vertreten. Ihnen entstammten von 64 oder 67 (die Angaben schwanken) sozialistischen und republikanischen Vertretern, die im Juni 1900 gewählt wurden, nicht weniger als 52. Von den übrigen 12 oder 15 Abgeordneten sandten Neapel 1 oder 2 von 12 zu Wählenden, Florenz 1 von 4, Messina 1 von 2, Genua 1 oder 2 von 3, Turin 2 von 5, Rom 2 (Republikaner) von 5 und Mailand 4 oder 5 von 6. Doch wird die Beurteilung dieser Zahlen erschwert durch den Einfluß der Besitz- und Capazitätsberechtigungen, die den Prozentsatz der zur Wahl Zugelassenen innerhalb des Königreichs ganz außerordentlich verschieben. Während in der Universitätsstadt Bologna 16,3, in der Handelsstadt Genua 15,5%, in den Städten Mailand und Venedig 14,5 bezw.

13,8% der Bevölkerung wahlberechtigt sind, beträgt diese Zahl in Neapel nur 5,6, in Messina nur 3,9 und in Catania gar nur 2,9%. Diese Städte sind sämtlich Großstädte[1]). Auch für Italien erfährt die Frage nach der politischen Haltung der Großstädte keine befriedigende Antwort.

Um so klarer liegen die Verhältnisse in Großbritannien. Es ist das Land, in dem eine grundsätzlich umstürzlerische Richtung trotz freier Verfassung und noch freierer politischer Gewohnheiten in den vertretenden Körperschaften bis jetzt kaum zu Worte gekommen ist. Allerdings hat England kein allgemeines Wahlrecht, aber da der Census niedrig ist und der Wähler schon mit dem vollendeten 21. Lebensjahre zugelassen wird, so können doch in England und Wales 16,7 % der Bevölkerung an die Wahlurne treten, fast 4/5 der deutschen Ziffer. Das Ergebnis war in den Wahlen von 1895 in den 28 Großstädten dieser beiden Lande 90 Konservative, 15 Unionisten, 32 Liberale und 1 Nationalist (Ire), der in einem Liverpooler Bezirk gewählt wurde. In London allein wurden 45 Konservative, 3 Unionisten und 10 Liberale gewählt; es bildet den striktesten Gegensatz zu Paris. Die Wahlen von 1900 sind unter dem Eindruck des Krieges noch konservativer ausgefallen; ein Vertreter der Arbeiterpartei ist erst in diesen Tagen durch eine Nachwahl in Woolwich ins Parlament gekommen.

[1]) Provinzweise verglichen ist die höchste Berechtigungsziffer (Prov. Alessandria) 13,3%, die niedrigste (Prov. Catania) 2,9. Vgl. Statistica delle elezioni generali politiche 3° e 10° giugno 1900. (Ministerio di agricultura, industria e commercio), Rom 1900, auch Pyfferoen, L'electorat politique et administratif en Europe (Paris 1903) S. 275; dazu freundliche Mitteilungen der Kollegen Voßler und Max Weber nach Angaben von italienischen Deputierten an der Hand der Elenchi alfabetici dei deputati e dei collegi elettorali. (Dalla segretaria della camera il 1° dicembre 1902.)

Das von altersher liberale Schottland hat 1895 in seinen vier Großstädten 4 Konservative, 3 Unionisten, 8 Liberale, Irland im englisch-protestantischen Belfast 3 Konservative und einen Unionisten, in Dublin einen Unionisten und 3 Parnelliten gewählt. Großbritanniens großstädtische Entwicklung ist noch weiter vorgeschritten als die deutsche, wenn sie in den letzten Jahrzehnten auch nicht gerade einen so raschen Verlauf genommen hat. Unsere Vettern jenseits der Nordsee liefern den zweifellosen Beweis, daß großstädtische Bevölkerung in politischen Dingen nicht notwendig extrem zu sein braucht, daß auch sie sich gewöhnen kann, ihre politischen Rechte in ruhiger Erwägung entsprechend der Sachlage auszuüben.

Es liegt nahe, den Blick auch nach den Vereinigten Staaten mit ihrem stark entwickelten Großstadtwesen zu wenden. Aber die eigentümliche, mit den issues, der Fragestellung, rasch wechselnde Gestaltung des dortigen Parteilebens, die nicht einmal gestattet, den beiden mit gleichmäßigem Namen benannten, doch keineswegs immer gleich bleibenden Hauptgruppen, den Republikanern und Demokraten, in Bezug auf maßvolle oder extreme Gesinnung ein bestimmtes Prädikat beizulegen, spottet jedes Versuches, zu einem festeren Urteil zu gelangen. In wirtschaftlichen Fragen könnte man versucht sein zu sagen, daß gerade ländliche, Farmer-Distrikte mit besonders radikalen Forderungen hervorgetreten sind. Die Sozialdemokratie ist politisch noch zu wenig entwickelt, als daß sie wesentliche Änderungen herbeiführen könnte. Bei der Präsidentenwahl am 5. November 1900 waren unter 14 Millionen abgegebenen Stimmen nur 124000 sozialistische, noch nicht ein Prozent.

* * *

Wenn nach all diesem gesagt werden muß, daß von einem gleichartigen politischen Charakter großstädtischer Bevölkerung nicht die Rede sein kann, so bleibt andererseits doch die Thatsache bestehen, daß in einem nicht unwesentlichen Teil derselben, und hier ist zunächst an die französische Hauptstadt und an das deutsche Reich zu denken, eine unverkennbare Tendenz zu extremen politischen Anschauungen und ihrer Bethätigung zu Tage tritt. An die Feststellung der Thatsache knüpft sich unmittelbar die Frage nach der Ursache. Sie befriedigend zu beantworten, bedürfte es als Vorarbeit einer eingehenden Psychologie des Großstädters, zu der bis jetzt, so weit ich sehe, noch nicht einmal ein Versuch gemacht worden ist. Wenn ich es trotzdem wage, auf einiges hinzuweisen, so kann es sich nur um Andeutungen handeln.

Zweifellos spielt die geschichtliche Überlieferung eine Rolle. Es ist noch nicht lange, daß Paris in weiten Kreisen vor allem als Stadt der Revolution einen Klang hatte. Die Begrüßung „Pariser", mit der sich seiner Zeit die Bürgergardisten dieser guten Stadt beehrt haben sollen, ist ein scherzhafter Beleg dafür. Keine Stadt hat seit der ersten großen Revolution so viele Straßenkämpfe in ihren Mauern gesehen, und keine kann sich rühmen, daß ihre eigenen Geschicke im Laufe des letzten Jahrhunderts so tief eingegriffen hätten in den allgemeinen Gang der Ereignisse. Es ist kein Wunder, daß im Pariser der Glaube aufwuchs, über die Weltgeschichte falle die Entscheidung auf seinen Barrikaden. Hat doch auch Ludwig Börne diesen Glauben begeistert und pathetisch verkündet. So entwickelte sich ein genius loci, der nicht so leicht wieder zu bannen war. Es wird wohl noch lange dauern, wenn es überhaupt jemals geschieht, bis Paris ein Moment der Beständigkeit für Frankreich wird, wie es London

für England seit Jahrhunderten gewesen ist. Ein Vergleich der kläglich gescheiterten Londoner Chartisten-Demonstration vom 5. April 1848 mit einem der Pariser Straßenaufläufe zeigt deutlich den Unterschied des Geistes, der in den beiden größten Städten Europas lebendig ist. Auch der Unterschied, der in der politischen Haltung zwischen Paris und anderen französischen Großstädten nachgewiesen werden konnte, ist wohl zunächst auf die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwicklung zurückzuführen.

Daß diese auch für die deutschen Großstädte von Bedeutung ist, kann nicht verkannt werden. Sie sind außerordentlich rasch gewachsen; ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung hat sich in den letzten 30 Jahren von 5 auf über 16 % gehoben. Man hat sich in so kurzer Zeit nicht einleben, auf dem neuen Boden sich nicht einrichten können. Da der Wunsch nach verbesserten Erwerbsverhältnissen die Haupttriebfeder des Zuzugs ist und das großstädtische Leben jedenfalls nicht zur Herabminderung der Daseinsansprüche anregt, so hat es an Enttäuschung und weiter an Unzufriedenheit nicht fehlen können. Dazu kommen überlieferte Vorstellungen und Gewohnheiten. Der Deutsche hat sich in weiten Kreisen noch nicht losgemacht von den Ideen, die sein politisches Leben bis 1866 beherrschten, daß Freiheitssinn gleichbedeutend sei mit Kampf gegen die Regierung, und daß er seine Mannhaftigkeit am besten erweise durch Neinsagen. Man kann auch den Regierungen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nicht alles gethan haben, was gethan werden konnte, um mit diesen Vorstellungen aufzuräumen. Auch sie entschlagen sich doch nicht immer der Anschauung, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht und vor allem Gehorsam notwendig sei. Die Verwaltung, und besonders ihre niederen Organe, verfallen von Zeit zu Zeit wieder in die liebgewordene Gewohnheit, den

Bürger bevormunden und gängeln zu wollen, an Formen festzuhalten, während man die Sache längst preisgegeben hat. Das läßt sich am wenigsten eine großstädtische Bevölkerung gefallen; gerade an Nebendingen regt sie sich oft mehr auf als an der Hauptsache. So wird der ohnehin rege Geist des Widerspruchs genährt und gefällt sich darin, unbequem zu werden.

Diese Neigung aber, die wohl bei keiner großstädtischen Bewohnerschaft völlig fehlt, verdient noch eine besondere Betrachtung. Sie hat ihre Ursache wohl zunächst in der höheren geistigen Durchschnittsentwicklung des Großstädters. Er ist von frühauf in einen regeren Verkehr gestellt, muß im allgemeinen den Anforderungen verwickelterer Verhältnisse und eines mannigfaltigeren Gedankenaustausches genügen als der Kleinstädter oder gar der Landmann, dessen Leben sich in einfacheren, leichter übersichtlichen und stabileren Beziehungen abspielt. Der Daseinskampf ist in der Großstadt schärfer entwickelt und macht es dem Einzelnen schwerer, sich zu behaupten. Eine der unmittelbarsten Folgen dieser Verhältnisse ist die erhöhte Einschätzung der Intelligenz. Kaum etwas anderes behagt dem Großstädter so sehr und nimmt er so für sich in Anspruch, als „helle" zu sein. Er empfindet es im allgemeinen schmerzlicher, wenn an seiner Geriebenheit und Pfiffigkeit, als wenn an seiner Gewissenhaftigkeit und tadellosen Rechtschaffenheit gezweifelt wird. Nur nicht für dumm gelten! Der Erfolg ist ihm leicht in erster Linie maßgebend. Es ist ein Zug, den man wohl im gewissen Sinne als modern bezeichnet hat, und den man vielleicht auch so bezeichnen kann. Er ist der Psychologie des modernen Menschen aber aus großstädtischer Quelle zugeflossen.

Es ist unvermeidlich, daß diese Eigenart und diese geistige Gewecktheit bestimmter Richtung zur Waffe wird, zu

einer Waffe, die der echte Großstädter nicht entbehren möchte. Aber sie ist eine zweischneidige Waffe, die sich auch gegen ihren Träger wenden kann. Machiavelli sagt einmal, Florenz sei daran zu Grunde gegangen (es handelt sich um den Verlust seiner Selbständigkeit an die Mediceer), daß seine Bewohner sich gewöhnt hätten, über alles zu witzeln und zu spötteln. Der Zug wird auch sonst den Großstädtern schon in früheren Zeiten nachgesagt, und man tritt ihnen nicht zu nahe, wenn man ihn noch heute verbreitet findet. Daß im großstädtischen Leben sich leicht ein Ton der Überlegenheit als mehr oder weniger allgemein üblich herausbildet, ist unverkennbar. Er findet seinen natürlichsten, fast unvermeidlichen Ausdruck in Witz und Spott. Der Großstädter läßt sich nicht gern imponieren. Es ist ihm unbehaglich, sich etwa der Annahme auszusetzen, daß er über etwas nicht mitreden könne. So ist er mit seinem Urteil leicht bei der Hand, verfällt aber auch der Gefahr, oberflächlich zu werden. Wo die Kenntnisse fehlen, muß dann der Witz, das suffisante Spötteln aushelfen. Man braucht ja nur einen Blick in die wie Pilze aus der Erde schießenden und von ungezählten Lesern verschlungenen Witzblätter unserer Tage zu thun, um dafür die Belege zu finden. Mit wenigen Ausnahmen kann man von ihnen sagen, daß ihre Autoren von Sachkenntnis nicht gedrückt werden. Auch diese Entwicklung ist ein Beitrag zur modernen Kultur, den diese großstädischem Leben verdankt.

Daß diese Neigungen und Begabungen für das politische Leben eine Ausrüstung von zweifelhaftem Werte sind, kann kaum bestritten werden. Sie verleiten nur zu sehr, Dinge ernstester Art nichts weniger als ernst zu behandeln. Sie verbreiten leicht in der Masse einen Geist selbstbewußter Überlegenheit, dem die thatsächliche Urteilsfähigkeit nicht entspricht, und erschweren es,

Belehrung anzubringen, wo sie dringend nötig wäre. Sie machen es wahrer Sachkenntnis und gewissenhafter Prüfung schwer, zur Geltung zu gelangen, und entmutigen dadurch die tiefer angelegten und gründlicheren Elemente. Nimmt man noch hinzu, daß das moderne Großstadttreiben zu äußerlicher Lebensauffassung, zu übertriebener Wertschätzung der materiellen Güter starke, nicht leicht zu paralysierende Antriebe enthält, so sind damit einige Hauptgefahren gekennzeichnet, die von dieser Seite her dem öffentlichen Leben drohen.

Ob und wie ihnen begegnet werden kann, ist eine Frage, deren Beantwortung zu sehr auf unsicherem Grunde bauen müßte, als daß sie systematisch versucht werden könnte. Doch läßt sich vielleicht die Richtung andeuten, in der sie zu liegen scheint. Die höhere geistige Durchschnittsentwicklung des Großstädters bedingt noch lange nicht einen höheren Wert der großstädtischen Geisteskultur überhaupt. Im Gegenteil kann man wohl sagen, daß diese in Bezug auf Tiefe und Selbständigkeit und besonders in schöpferischer Kraft zurücksteht. Das Wort des Dichters gilt noch immer: „Es bildet ein Talent sich in der Stille." Die Vielgestaltigkeit der Eindrücke schadet ihrer Tiefe; die Übertragung gesellschaftlicher Formen, die allein für das reifere Alter Wert und Berechtigung haben oder haben können, auf das Kindesalter wirkt verbildend, raubt die natürliche Frische in einem Alter, wo Etikette noch nicht bekannt sein sollte, und macht blasiert, ehe ein Verständnis für die wirklich wertvollen Güter des Lebens gewonnen werden kann. Glücklich das Kind, das seine Jugend in Garten und Feld, in Wald und Wiese verbringen und zugleich die Geisteszucht genießen darf, die ein gebildetes Elternhaus und eine tüchtige, aber einfach gegliederte Schule zu bieten vermögen. Spaziergänge in städtischen An-

lagen und Sandhaufen für spielende Kinder in den Gärten vermögen das nicht zu ersetzen, auch nicht Sommerfrische am Strande oder im Gebirge oder gar die vorzeitige Einführung in die Großartigkeit der alpinen Welt. Das ist alles ein Notbehelf, das letzte sogar direkt schädlich, eine Versündigung des Reichtums an der Kindesnatur. Vielleicht ist die Zeit zum Urteilen noch nicht gekommen; aber auf die Gefahr hin, eines Besseren belehrt zu werden, möchte ich die Behauptung aussprechen, daß bis jetzt eine Großstadt einen großen Mann nicht hervorgebracht hat. Sie kann, sie muß die Stätte seines Wirkens sein, sie ist nicht die seines Werdens. Wenn bezweifelt wird, daß die Großstadt sich selbst erhalten kann ohne Zuzug vom Lande, so ist kaum zu bezweifeln, daß ihr geistiges Leben ohne solchen verflachen würde. Nur unter den einfachen, aber großen und tiefen Eindrücken, die der innige Verkehr mit der Natur und dem mit ihr noch in sichtbarem Zusammenhange stehenden Menschenleben in die Seele des Werdenden senkt, kann jene Kraft und Nachhaltigkeit, jene Entwicklungsfähigkeit des geistigen Lebens gewonnen werden, die unerläßlich sind für wahrhaft selbständige und schöpferische Thätigkeit.

Und da ist nun doch denkbar, daß sich die Bedingungen für die Erfüllung dieser Voraussetzungen auch in den Großstädten bessern ließen. Sie stehen ja schon jetzt diesem Erfordernis in verschiedener Lage gegenüber. Es giebt Städte, die trotz größerer Bevölkerungsziffern der Jugend ein Leben gestatten, das sich dem des flachen Landes wenigstens annähert. England ist in dieser Beziehung besonders glücklich. Man wird nicht sagen können, daß gerade darauf die gesunderen politischen Anschauungen der britischen Großstädter beruhen; aber ganz ohne Einfluß ist es doch auch nicht. Daß die deutschen Verhältnisse in

dieser Beziehung gebessert werden können und schon in der Besserung begriffen sind, darf wohl behauptet werden. Die rasch zunehmenden Leistungen des Verkehrswesens berechtigen zu der Hoffnung, daß die großstädtischen Wohnungsverhältnisse sich den Formen ländlichen Lebens, das ja für den mit so reichem Natursinn ausgestatteten Deutschen eine so mächtige Anziehungskraft besitzt, wieder mehr werden anpassen können. Eine solche Entwicklung würde eine Quelle der Gesundung sein für so manches Kränkelnde im großstädtischen Leben. Sie könnte auch gar nicht anders als besänftigend wirken auf die unnatürlich gesteigerte politische Reizbarkeit des Großstädters. Wohl bergen die Großstädte vielfach das Beste, was ein Volk hervorbringen kann, überragen in mehr als einer Richtung das flache Land. Aber andererseits sind doch gerade sie mit ihrem Wohlstand und Gedeihen auf die Wohlfahrt des Ganzen angewiesen. Ein Zusammenbruch würde sie besonders treffen. Wie sie im Lande am stärksten leben, so würden sie auch am stärksten leiden. Die Einsicht in diese Sachlage muß doch früher oder später zum Durchbruch kommen, kann nicht durch bösen Willen und niedere Leidenschaften auf immer verdunkelt werden. Eine ruhigere Erwägung des Möglichen, eine bessere Würdigung des Erreichten und Bestehenden und vor allem ein klarerer Einblick in die enge Verknüpfung gerade der großstädtischen Interessen mit der Erhaltung unseres Reiches und seiner Machtstellung muß doch, sollte man denken, mit der Zeit unwiderstehlich Platz greifen. Auch hier erscheinen die Zustände bei unseren angelsächsischen Blutsverwandten, die uns ein volles Sympathisieren so schwer machen, von denen wir aber noch so außerordentlich viel lernen können, als mustergiltig.

Der Vortrag über die politische Bedeutung der Städte ist der letzte in dieser Reihe. Ich möchte ihn schließen mit

dem Wunsche, daß die Ausstellung, die man mit diesen Vorträgen in würdiger Weise einleiten wollte, auch in dem zuletzt hervorgehobenen Sinne förderlich wirken und dazu beitragen möge, unsere großen Städte, die wir aus unserer Entwickelung nicht wegdenken können, auf denen so manches beruht, was für den Bestand unseres Volkes unentbehrlich ist, auch in ihrer politischen Bethätigung zu immer gesunderen Gliedern des geeinigten Vaterlandes zu machen.

Wilhelm Stieda, Dr., Prof. in Leipzig, Das Hausiergewerbe in Deutschland. 54 S. Gr. 8°. 1 Mk.

Paul Kollmann, Geh. Regierungsrat Dr., Der gegenwärtige Weltverkehr. 52 S. Gr. 8°. 1 Mk.

Franz v. Liszt, Dr., Prof. in Halle, Das Verbrechen als sozialpathologische Erscheinung. 27 S. Gr. 8°. 1 Mk. (Auch in neugriech. Übersetzung erschienen.)

Jul. Post, Geh. Ober-Regierungsrat Dr., Neuere Richtungen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege. 32 S. Gr. 8°. 1 Mk.

Band V.

Heinrich Dietzel, Dr., Prof. in Bonn, Weltwirtschaft und Volkswirtschaft, und: Die Gehe-Stiftung in den ersten fünfzehn Jahren ihrer Thätigkeit. 120 u. XLII S. Gr. 8°. 4 Mk.

Band VI.

Theobald Ziegler, Dr., ord. Prof. in Straßburg, Individualismus und Sozialismus im Geistesleben des 19. Jahrhunderts. 27 S. Gr. 8. 1 Mk.

Friedrich Stein, Dr., Prof. in Halle, Die Kunst der Rechtsprechung. 37 S. Gr. 8°. 1 Mk.

Heinrich Triepel, Dr., Prof. in Leipzig, Wahlrecht und Wahlpflicht. 59 S. Gr. 8°. 1 Mk.

Friedrich Paulsen, Dr. Prof. in Berlin, Parteipolitik und Moral. 48 S. Gr. 8. 1 Mk.

Ludwig Pohle, Dr., Privatdozent in Leipzig, Die neuere Entwicklung des Kleinhandels. 64 S. Gr. 8. 1 Mk.

Band VII.

Friedrich Tezner, Dr., Prof. in Wien, Verwaltungsrechtspflege mit Hinblick auf das neue sächsische Verwaltungsgerichtsgesetz. 49 S. Gr. 8. Einzelpreis 1 Mk.

Werner Sombart, Dr., Prof. in Breslau, Technik und Wirtschaft. 24 S. Gr. 8. Einzelpreis 1 Mk.

Hermann Seuffert, Dr., Prof. in Bonn, Die Bewegung im Strafrechte während der letzten dreißig Jahre. 71 S. Gr. 8. Einzelpreis 2 Mk.

Band VIII.

Sophus Ruge, Dr., Prof. in Dresden, Die transsibirische Eisenbahn. 52 S. Gr. 8. 1 Mk.

Franz Klein, Dr., Sektionschef im k. k. österr. Justizministerium, Zeit- und Geistesströmungen im Prozesse. 36 S. Gr. 8. 1 Mk.

Max von Heckel, Dr., Prof. in Münster i. W., Das Problem der Warenhäuser und der Warenhaussteuer. 48 S. Gr. 8. 1 M.

G. K. Anton, Dr., Prof. in Jena, Ein Zollbündnis mit den Niederlanden. 36 S. Gr. 8. 1 Mk.

Johannes Fuchs, Dr., Prof. in Freiburg i. Br., Die Grundprobleme der deutschen Agrarpolitik in der Gegenwart. 48 S. Gr. 8. 1 Mk.

Rudolf Stammler, Prof. in Halle, Die Gesetzmäßigkeit in Rechtsordnung und Volkswirtschaft. 26 S. Gr. 8. 1 Mk.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Jahrbuch

der

Gehe-Stiftung

zu

Dresden.

Band IX.



Dresden
v. Zahn & Jaensch
1903.

Druck von [illegible] in [illegible].